

Die Horen

e i n e M o n a t s s c h r i f t

herausgegeben von Schiller

E r s t e r B a n d.

L ü b i n g e n
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
1 7 9 5.

HP
H 82
v. 1.2.

49-171795

Druckfehler im ersten und zweyten Stück.

St. 1.	S.	3.	4.	st.	glänzend l. glänzet.
—	—	5.	—13.	—	muß l. müß.
—	—	13.	— 3.	v	unten st. ausdrückte l. ausdrückte.
—	—	27.	— 3.	st.	Weltkampf l. Wettkampf.
—	—	73.	— 6.	—	ändern l. andere.
—	—	82.	— 9.	v.	unten st. demnach l. dennoch.
— 2.	—	40.	—16.	st.	deren l. der.
—	—	46.	— 9.	—	Lubovissche l. Lubovissche.
—	—	51.	—11.	—	Verwirrung l. Verirrung.
—	—	72.	—12.	—	Erscheinung l. Erscheinungen.
—	—	73.	— 4.	v.	unten st. heraus l. hinaus.
—	—	85.	— 1.	st.	diese l. diesen.
—	—	107.	— 2.	—	geistige l. geistigste.
—	—	118.	— 2.	—	hervorzuschaffen l. hervorgeschaffen.
—	—	128.	—16.	—	oder l. der.
—	—	—	— 8.	v.	unten st. dieselbe l. dieselben.
—	—	—	— 2.	st.	dann l. denn.

Die Horen

Jahrgang 1795

Erstes Stück.

L ü b i n g e n
in der J. G. Cottaischen Buchhandlung
1795

D i e S o r e n
eine Monatschrift,
von einer Gesellschaft verfaßt
und heraus gegeben
von
Schiller.

Zu einer Zeit, wo das nahe Geräusch des Kriegs das Vaterland ängstiget, wo der Kampf politischer Meinungen und Interessen diesen Krieg beynabe in jedem Zirkel erneuert, und nur allzuoft Musen und Grazien daraus verscheucht, wo weder in den Gesprächen noch in den Schriften des Tages vor diesem allverfolgenden Dämon der Staatscritik Rettung ist, möchte es eben so gewagt als verdienstlich seyn, den so sehr zerstreuten Leser zu einer Unterhaltung von ganz entgegengesetzter Art einzuladen. In der That scheinen die Zeitumstände einer Schrift wenig Glück zu versprechen, die sich über das Lieblingsthema des Tages ein strenges Stillschweigen auferlegen, und ihren Ruhm darinn suchen wird, durch etwas anders zu gefallen, als wodurch jetzt alles gefällt. Aber jemehr das beschränkte Interesse der Gegenwart die Gemüther in

Spannung setzt, einengt und unterjocht, desto dringender wird das Bedürfniß, durch ein allgemeines und höheres Interesse an dem, was rein menschlich und über allen Einfluß der Zeiten erhaben ist, sie wieder in Freiheit zu setzen, und die politisch getheilte Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit wieder zu vereinigen.

Dies ist der Gesichtspunkt, aus welchem die Verfasser dieser Zeitschrift dieselbe betrachtet wissen möchten. Einer heitern und leidenschaftsfreien Unterhaltung soll sie gewidmet seyn, und dem Geist und Herzen des Lesers, den der Anblick der Zeitbegebenheiten bald entrüstet, bald niederschlägt, eine fröhliche Zerstreuung gewähren. Mitten in diesem politischen Tumult soll sie für Musen und Charitinnen einen engen vertraulichen Zirkel schließen, aus welchem alles verbannt seyn wird, was mit einem unreinen Parthengeist gestempelt ist. Aber indem sie sich alle Beziehungen auf den jetzigen Weltlauf und auf die nächsten Erwartungen der Menschheit verbietet, wird sie über die vergangene Welt die Geschichte, und über die kommende die Philosophie befragen, wird sie zu dem Ideale veredelter Menschheit, welches durch die Vernunft aufgegeben, in der Erfahrung aber so leicht aus den Augen gerückt wird, einzelne Züge sammeln, und an dem stillen Bau besserer Begriffe, reinerer Grundsätze und edlerer Sitten, von dem zuletzt alle wahre Verbesse-

rung des gesellschaftlichen Zustandes abhängt, nach Vermögen geschäftig seyn. Sowohl spielend als ernsthaft wird man im Fortgange dieser Schrift dieses einzige Ziel verfolgen, und so verschieden auch die Wege seyn mögen, die man dazu einschlagen wird, so werden doch alle, näher oder entfernter, dahin gerichtet seyn, wahre Humanität zu befördern. Man wird streben, die Schönheit zur Vermittlerin der Wahrheit zu machen, und durch die Wahrheit der Schönheit ein daurendes Fundament und eine höhere Würde zu geben. So weit es thunlich ist, wird man die Resultate der Wissenschaft von ihrer scholastischen Form zu befreien und in einer reizenden, wenigstens einfachen, Hülle dem Gemeinsinn verständlich zu machen suchen. Zugleich aber wird man auf dem Schauplatze der Erfahrung nach neuen Erwerbungen für die Wissenschaft ausgehen, und da nach Gesetzen forschen, wo bloß der Zufall zu spielen und die Willkühr zu herrschen scheint. Auf diese Art glaubt man zu Aufhebung der Scheidewand beizutragen, welche die schöne Welt von der gelehrten zum Nachtheile beider trennt, gründliche Kenntnisse in das gesellschaftliche Leben, und Geschmack in die Wissenschaft einzuführen.

Man wird sich, soweit kein edlerer Zweck darunter leidet, Mannichfaltigkeit und Neuheit zum Ziele setzen, aber dem frivolen Geschmacke, der das Neue bloß um

der Neuheit willen sucht, keineswegs nachgeben. Uebrigens wird man sich jede Freyheit erlauben, die mit guten und schönen Sitten verträglich ist.

Wohlanständigkeit und Ordnung, Gerechtigkeit und Friede werden also der Geist und die Regel dieser Zeitschrift seyn; die drey schwesterlichen Horen Eunomia, Dike und Irene werden sie regieren. In diesen Göttergestalten verehrte der Grieche die welterhaltende Ordnung, aus der alles Gute fließt, und die in dem gleichförmigen Rhythmus des Sonnenlaufs ihr treffendstes Sinnbild findet. Die Fabel macht sie zu Töchtern der Themis und des Zeus, des Gesetzes und der Macht; des nehmlichen Gesetzes, das in der Körperwelt über den Wechsel der Jahreszeiten waltet, und die Harmonie in der Geisterwelt erhält.

Die Horen waren es, welche die neugebohrne Venus bey ihrer ersten Erscheinung in Cypern empfingen, sie mit göttlichen Gewanden bekleideten, und so von ihren Händen geschmückt in den Kreis der Unsterblichen führten: eine reizende Dichtung, durch welche angedeutet wird, daß das Schöne schon in seiner Geburt sich unter Regeln fügen muß, und nur durch Gesetzmäßigkeit würdig werden kann, einen Platz im Olymp, Unsterblichkeit und einen moralischen Werth, zu erhalten. In leichten

Tänzen umkreisen diese Göttinnen die Welt, öffnen und schliessen den Olymp, und schirren die Sonnenpferde an, das belebende Licht durch die Schöpfung zu versenden. Man sieht sie im Gefolge der Huldgöttinnen und in dem Dienst der Königin des Himmels, weil Anmuth und Ordnung, Wohlanständigkeit und Würde unzertrennlich sind.

Daß die gegenwärtige Zeitschrift des ehrenvollen Namens, den sie an ihrer Stirne führt, sich würdig zeigen werde, dafür glaubt der Herausgeber sich mit Zuversicht verbürgen zu können. Was ihm in seiner eignen Person nicht geziemen würde, zu versichern, das erlaubt er sich als Sprecher der achtungswürdigen Gesellschaft, die zu Herausgabe dieser Schrift sich vereinigt hat. Mit patriotischem Vergnügen sieht er einen Entwurf in Erfüllung gehen, der ihn und seine Freunde schon seit Jahren beschäftigte, aber nicht eher als jetzt gegen die vielen Hindernisse, die seiner Ausführung im Wege standen, hat behauptet werden können. Endlich ist es ihm gelungen, mehrere der verdienstvollsten Schriftsteller Deutschlands zu einem fortlaufenden Werke zu verbinden, an welchem es der Nation trotz aller Versuche, die von Einzelnen bisher angestellt wurden, noch immer gemangelt hat, und nothwendig mangeln mußte, weil gerade eine solche Anzahl und eine solche Auswahl von Theilnehmern nöthig seyn möchte, um bey einem Werk, das in festgesetzten

Zeiten zu erscheinen bestimmt ist, Vortreflichkeit im Einzelnen mit Abwechslung im Ganzen zu verbinden.

Folgende Schriftsteller werden an dieser Monatschrift Antheil nehmen :

- Herr Hauptmann von Archenholz in Hamburg.
 Seine Erzbischöfl. Gnaden Herr Coadjutor von Mainz
 Freyherr von Dalberg in Erfurt.
 Hr. Professor Engel aus Berlin.
 — D. Erhardt in Nürnberg.
 — Professor Fichte in Jena.
 — von Funk in Dresden.
 — Professor Garve in Breslau.
 — Kriegsrath Genz in Berlin.
 — Canonicus Gleim in Halberstadt.
 — Geheimer Rath von Göthe in Weimar.
 — D. Groß in Göttingen.
 — Vice-Consistorial-Präsident Herder in Weimar.
 — Hirt in Rom.
 — Professor Hufeland in Jena.
 — Legations-Rath von Humboldt aus Berlin.
 — Oberbergmeister von Humboldt in Bayreuth.
 — Geheimer Rath Jacobi in Düsseldorf.
 — Hofrath Mathison in der Schweiz.
 — Professor Meyer in Weimar.

- Hr. Hofrath Pfeffel in Colmar.
 — Hofrath Schiller in Jena.
 — Schlegel in Amsterdam.
 — Hofrath Schütz in Jena.
 — Hofrath Schulz in Miletau.
 — Professor Woltmann in Jena.

Da sich übrigens die hier erwähnte Societät keineswegs als geschlossen betrachtet, so wird jedem deutschen Schriftsteller, der sich den nothwendig gefundenen Bedingungen des Instituts zu unterwerfen geneigt ist, zu jeder Zeit die Theilnahme daran offen stehen. Auch soll jedem, der es verlangt, verstattet seyn, anonym zu bleiben, weil man bey Aufnahme der Beyträge nur auf den Gehalt und nicht auf den Stempel sehen wird. Aus diesem Grunde, und um die Freyheit der Critik zu befördern, wird man sich erlauben, von einer allgemeinen Gewohnheit abzugehen, und bey den einzelnen Aufsätzen die Nahmen ihrer Verfasser, bis zum Ablauf eines jeden Jahrgangs verschweigen, welches der Leser sich um so eher gefallen lassen kann, da ihn diese Anzeige schon im Ganzen mit denselben bekannt macht.

Jena, den 10. Dec. 1794.

Schiller.

Jeden Monat, vom Neujahr 1795 an gerechnet, erscheint regelmäßig ein Stück von Sieben Bogen in groß Oktav, und die Verlags-Handlung wird für ein anständiges Aeussere sorgen. Wer Exemplare auf holländischem Postpapier verlangt, beliebe bey Zeiten die Bestellung zu machen. Der Preis des ganzen Jahrganges ist ein Carolin in Golde oder sechs Reichsthaler, acht Groschen, sächsisch; einzelne Stücke können nicht unter sechszehn Groschen erlassen werden. Die Herren Mitarbeiter wenden sich unmittelbar an den Herrn Redacteur der Monatschrift; die Herren Subscribenten an die Buchhandlungen oder an die löblichen Postämter, unter denen die Oberpostämter Stuttgart und Eantstatt die Hauptversendung besorgen. Wer zehn Exemplare zugleich bestellt, erhält das eilfte frey. Man ersucht die Herren Subscribenten, sich zu nennen, weil man entschlossen ist, am Ende des Jahrs ein Verzeichniß derselben beyzufügen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung
in Tübingen.

Innhalt des ersten Stück's.

I	Epistel.	Seite	1
II	Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen.	—	7
III	Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten.	—	49
IV	Ueber Belebung und Erhöhung des reinen Inter- esse für Wahrheit.	—	79

Die Horen.

Erster Jahrgang. Erstes Stück.

I

Erste Epistel.

Jetzt da jeglicher liest und viele Leser das Buch nur
Ungedultig durchblättern und, selbst die Feder ergreifend,
Auf das Büchlein ein Buch mit feltner Fertigkeit
pfropfen,
Soll auch ich, du willst es mein Freund, dir über
das Schreiben
Schreibend, die Menge vermehren und meine Meinung
verkünden,
Daß auch andre wieder darüber meinen und immer
So ins Unendliche fort die schwankende Woge sich wälze.
Doch so fährt der Fischer dem hohen Meer zu, so
bald ihm
Günstig der Wind und der Morgen erscheint, er treibt
sein Gewerbe
Wenn auch hundert Gesellen die blinkende Fläche durch-
kreuzen.

Ebler Freund, du wünschest das Wohl des Men-
schengeschlechtes,
Unserer Deutschen besonders und noch besondrer des
nächsten
Bürgers und fürchtest die Folgen gefährlicher Bücher,
wir haben
Leider oft sie gesehn. Was sollte man oder was könnten

Biedere Männer vereint, was könnten die Herrscher
 bewirken?
 Ernst und wichtig erscheint mir die Frage, doch trifft
 sie mich eben
 In vergnüglicher Stimmung. Im warmen heiteren
 Wetter
 Glänzend fruchtbar die Gegend, es bringen liebliche
 Lüfte
 Ueber die wolkende Fluth mir duftende Kühlung herüber,
 Und dem Heitern erscheint die Welt auch heiter und
 ferne
 Schwebt die Sorge mir nur in leichten Wölkchen vor,
 über.

Was mein leichter Griffel entwirft ist leicht zu ver-
 löschen,
 Und viel tiefer präget sich nicht der Eindruck der Lettern
 Die, so sagt man, der Ewigkeit trogen; denn freylich
 an viele
 Spricht die gedruckte Columne, doch bald, wie jeder
 sein Antlitz,
 Das er im Spiegel gesehen, vergißt, die behaglichen
 Züge,
 So vergißt er das Wort wenn auch von Erze gestempelt.

Reden schwanken so leicht herüber, hinüber wenn
 viele
 Sprechen und jeder nur sich im eigenen Worte, sogar
 auch
 Nur sich selbst im Worte vernimmt das der andere sagt.
 Mit den Büchern ist es nicht anders; es liest nur ein
 jeder

Aus dem Buch sich heraus, und ist er gewaltig, so liest er
 In das Buch sich hinein, amalgamirt sich das Fremde.
 Ganz vergebens strebst du daher durch Schriften des
 Menschen

Schon entschiedenen Hang und seine Neigung zu wenden;
 Aber bestärken kannst du ihn wohl in seiner Gesinnung,
 Oder wär er noch neu, in dieses ihn tauchen und jenes.

Soll ich sagen wie ich es denke? so scheint mir
 es bildet

Nur das Leben den Mann und wenig bedeuten die
 Worte.

Denn zwar hören wir gerne was unsre Meinung
 bestätigt,

Aber das Hören macht nicht meinen, denn was uns
 zuwider

Wäre glaubten wir wohl dem künstlichen Redner, doch
 eilet

Unser befreutes Gemüth gewohnte Bahnen zu suchen.

Sollen wir freudig horchen und willig gehorchen, so
 mußt du

Schmeicheln, sprichst du zum Volke, zu Fürsten und
 Königen; allen

Magst du Geschichten erzählen worinn als wirklich er-
 scheint

Was sie wünschen und was sie selber zu leben beehrten.

Wäre Homer von allen gehört, von allen gelesen
 Schmeichelt er nicht dem Geiste sich ein, es sey auch
 der Hörer

Wer er sey und klinget nicht immer im hohen Wallaste,
 In des Königes Zelt, die Ilias herrlich dem Helden?

Hört nicht aber dagegen Ulysses wandernde Klugheit
Auf dem Markte sich besser, wo sich der Bürger ver-
sammelt?

Dort sieht jeglicher Held in Helm und Harnisch, es
sieht hier

Sich der Bettler sogar in seinen Lumpen veredelt.

Also hört ich einmal, am wohlgepfasterten Ufer
Jener neptunischen Stadt, die den geflügelten Löwen
Göttlich verehrt, ein Märchen erzählen. Im Kreise
geschlossen,

Drängte das horchende Volk sich um den zerlumpten
Rhapsoden.

Einst, so sprach er, ward ich verschlagen ans Ufer der
Insel

Die Utopien heißt, ich weiß nicht ob sie ein andrer
Dieser Gesellschaft jemals betreten, sie lieget im Meere
Links von Herkules Säulen. Ich ward gar freundlich
empfangen,

In ein Gasthaus führte man mich, woselbst ich das
beste

Essen und Trinken fand und weiches Lager und Pflege.
So verstrich ein Monat geschwind, ich hatte des Kammers
Und der Noth vollkommen vergessen; da fing sich im
Stillen

Aber die Sorge nun an: wie wird die Zecher dir leider
Nach der Mahlzeit bekommen? Denn nichts enthielte
der Secfel.

Weniger hat ich den Wirth mir zu reichen, er brachte
nur immer

Desto mehr. Da wuchs mir die Angst, ich konnte nicht
länger

Essen und sorgen und sagte zuletzt : ich bitte die Zeche
 Billig zu machen , Herr Wirth ! Er aber , mit finstere-
 rem Auge ,
 Sah von der Seite mich an , ergriff den Knittel und
 schwenkte
 Unbarmherzig ihn über mich her und traf mir die
 Schultern ,
 Traf den Kopf und hätte beynah mich zu Tode geschlagen.
 Eilend lief ich davon , und suchte den Richter , man
 hohlte
 Gleich den Wirth , der ruhig erschien und bedächtlich
 versetzte :

Also muß es allen ergehn , die das heilige Gastrecht
 Unserer Insel verletzen und , unanständig und gottlos ,
 Zeche verlangen vom Manne der sie doch höflich bewirthe-
 tet.
 Sollt ich solche Beleidigung dulden im eigenen Hause !
 Nein ! es hätte fürwahr statt meines Herzens ein
 Schwamm nur
 Mir im Busen gewohnt , wofern ich dergleichen gelitten.

Darauf sagte der Richter zu mir : vergesset die
 Schläge ,
 Denn ihr habt die Strafe verdient , ja schärfere
 Schmerzen ;
 Aber wollt ihr bleiben und mitbewohnen die Insel
 Müßt ihr euch erst würdig beweisen und tüchtig zum
 Bürger.
 Ach ! versetzt ich , mein Herr , ich habe leider mich niemals
 Gerne zur Arbeit gefügt , so hab ich auch keine Talente
 Die den Menschen bequemer ernähren , man hat mich ,
 im Spotte ,

Nur Hans ohne Sorge genannt und von Hause
vertrieben.

O so sey uns begrüßt ! versetzte der Richter, du
sollst dich

Oben setzen zu Tische wenn sich die Gemeine versammelt,
Sollst im Rathe den Platz den du verdienst erhalten.
Aber hüte dich wohl daß nicht ein schändlicher Rückfall
Dich zur Arbeit verleite, daß man nicht etwa das
Grabscheit

Oder das Ruder bey dir im Hause finde, du wärest
Gleich auf immer verloren und ohne Nahrung und Ehre.
Aber auf dem Markte zu sitzen, die Arme geschlungen
Ueber dem schwellenden Bauche, zu hören lustige Lieder
Unsrer Sänger, zu sehn die Tänze der Mädchen, der
Knaben

Spiele, das werde dir Pflicht, die du gelobest und
schwörest.

So erzählte der Mann und heiter waren die Stirnen
Aller Hörer geworden und alle wünschten, des Tages,
Solche Wirthe zu finden, ja solche Schläge zu dulden.

II

Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen. *

Si c'est la raison, qui fait l'homme,
c'est le sentiment, qui le conduit.

ROUSSEAU.

Erster Brief.

Sie wollen mir also vergönnen, Ihnen die Resultate meiner Untersuchungen über das Schöne und die Kunst in einer Reihe von Briefen vorzulegen. Lebhaft empfinde ich das Gewicht, aber auch den Reiz und die Würde dieser Unternehmung. Ich werde von einem Gegenstande sprechen, der mit dem besten Theil unsrer Glückseligkeit in einer unmittelbaren, und mit dem moralischen Adel der menschlichen Natur in keiner sehr entfernten Verbindung steht. Ich werde die Sache der Schönheit vor einem Herzen führen, das ihre ganze Macht empfindet und ausübt, und bey einer Untersuchung, wo

* Diese Briefe sind wirklich geschrieben; an Wen? thut hier nichts zur Sache, und wird dem Leser vielleicht zu seiner Zeit bekannt gemacht werden. Da man alles, was darinn eine lokale Beziehung hatte, für nöthig fand zu unterdrücken, und doch nicht gern etwas anders an die Stelle setzen mochte, so haben sie von der epistolarischen Form fast nichts als die äussere Abtheilung beybehalten; eine Unschicklichkeit, welche leicht zu vermeiden war, wenn man es mit ihrer Aechtheit weniger streng nehmen wollte.

man eben so oft gendthigt ist , sich auf Gefühle als auf Grundsätze zu berufen , den schwersten Theil meines Geschäfts auf sich nehmen wird.

Was ich mir als eine Gunst von Ihnen erbitten wollte , machen Sie großmüthiger Weise mir zur Pflicht , und lassen mir da den Schein eines Verdienstes , wo ich bloß meiner Neigung nachgebe. Die Freyheit des Ganges , welche Sie mir vorschreiben , ist kein Zwang , vielmehr ein Bedürfniß für mich. Wenig geübt im Gebrauche schulgerechter Formen werde ich kaum in Gefahr seyn , mich durch Mißbrauch derselben an dem guten Geschmaack zu versündigen. Meine Ideen , mehr aus dem einförmigen Umgange mit mir selbst als aus einer reichen Welt-erfahrung geschöpft oder durch Lektüre erworben , werden ihren Ursprung nicht verläugnen , werden sich eher jedes andern Fehlers als der Sektiererey schuldig machen , und eher aus eigner Schwäche fallen , als durch Autorität und fremde Stärke sich aufrecht erhalten.

Zwar will ich Ihnen nicht verbergen , daß es größtentheils Kantische Grundsätze sind , auf denen die nachfolgenden Behauptungen ruhen werden ; aber meinem Unvermögen , nicht jenen Grundsätzen schreiben Sie es zu , wenn Sie im Lauf dieser Untersuchungen an irgend eine besondere philosophische Schule erinnert werden sollten. Mein , die Freyheit ihres Geistes soll mir unverletzlich seyn. Ihre eigne Empfindung wird mir die Thatsachen hergeben , auf die ich baue , Ihre eigene freye Denkkraft wird die Gesetze diktieren , nach welchen verfahren werden soll.

Ueber diejenigen Ideen , welche in dem praktischen

Theil des Kantischen Systems die herrschenden sind, sind nur die Philosophen entzweit, aber die Menschen, ich getraue mir es zu beweisen, von jeher einig gewesen. Man befreie sie von ihrer technischen Form, und sie werden als die verjährteten Aussprüche der gemeinen Vernunft, und als Thatsachen des moralischen Instinktes erscheinen, den die weise Natur dem Menschen zum Vormund setzte, bis die helle Einsicht ihn mündig macht. Aber eben diese technische Form, welche die Wahrheit dem Verstande versichtbart, verbirgt sie wieder dem Gefühl; denn leider muß der Verstand das Objekt des innern Sinns erst zerstören, wenn er es sich zu eigen machen will. Wie der Scheidekünstler so findet auch der Philosoph nur durch Auflösung die Verbindung, und nur durch die Marter der Kunst das Werk der freywilligen Natur. Um die flüchtige Erscheinung zu haschen, muß er sie in die Fesseln der Regel schlagen, ihren schönen Körper in Begriffe zerfleischen, und in einem dürftigen Wortgerippe ihren lebendigen Geist aufbewahren. Ist es ein Wunder, wenn sich das natürliche Gefühl in einem solchen Abbild nicht wieder findet, und die Wahrheit in dem Berichte des Analytisten als ein Paradoxon erscheint?

Lassen Sie daher auch mir einige Nachsicht zu Statuten kommen, wenn die nachfolgenden Untersuchungen ihren Gegenstand, indem sie ihn dem Verstande zu nähern suchen, den Sinnen entrücken sollten. Was dort von moralischen Erfahrungen gilt, muß in einem noch höhern Grade von der Erscheinung der Schönheit gelten. Die ganze Magie derselben beruht auf ihrem Geheimniß, und mit dem nothwendigen Bund ihrer Elemente ist auch ihr Wesen aufgehoben.

Z w e y t e r B r i e f .

Aber sollte ich von der Freiheit, die mir von Ihnen verstattet wird, nicht vielleicht einen bessern Gebrauch machen können, als Ihre Aufmerksamkeit auf dem Schauplatz der schönen Kunst zu beschäftigen? Ist es nicht wenigstens ausser der Zeit, sich nach einem Gesetzbuch für die ästhetische Welt umzusehen, da die Angelegenheiten der moralischen ein soviel näheres Interesse darbieten, und der philosophische Untersuchungsgeist durch die Zeitumstände so nachdrücklich aufgefordert wird, sich mit dem vollkommensten aller Kunstwerke, mit dem Bau einer wahren politischen Freiheit zu beschäftigen?

Ich möchte nicht gern in einem andern Jahrhundert leben, und für ein andres gearbeitet haben. Man ist eben so gut Zeitbürger, als man Staatsbürger ist; und wenn es unschicklich, ja unerlaubt gefunden wird, sich von den Sitten und Gewohnheiten des Zirkels, in dem man lebt, auszuschliessen, warum sollte es weniger Pflicht seyn, in der Wahl seines Wirkens dem Bedürfnis und dem Geschmack des Jahrhunderts eine Stimme einzuräumen?

Diese Stimme scheint aber keineswegs zum Vortheil der Kunst auszufallen; derjenigen wenigstens nicht, auf welche allein meine Untersuchungen gerichtet seyn werden. Der Lauf der Begebenheiten hat dem Genius der Zeit eine Richtung gegeben, die ihn je mehr und mehr von der Kunst des Ideals zu entfernen droht. Diese muß die Wirklichkeit verlassen, und sich mit anständi-

ger Rühnheit über das Bedürfniß erheben; denn die Kunst ist eine Tochter der Freiheit, und von der Nothwendigkeit der Geister, nicht von der Nothdurft der Materie will sie ihre Vorschrift empfangen. Jetzt aber herrscht das Bedürfniß, und beugt die gesunkene Menschheit unter sein tyrannisches Joch. Der Nutzen ist das grosse Idol der Zeit, dem alle Kräfte frohnen und alle Talente huldigen sollen. Auf dieser groben Waage hat das geistige Verdienst der Kunst kein Gewicht, und, aller Aufmunterung beraubt, verschwindet sie von dem lermenden Markt des Jahrhunderts. Selbst der philosophische Untersuchungsgeist entreißt der Einbildungskraft eine Provinz nach der andern, und die Grenzen der Kunst verengen sich, jemehr die Wissenschaft ihre Schranken erweitert.

Erwartungsvoll sind die Blicke des Philosophen wie des Weltmanns auf den politischen Schauplatz geheftet, wo jetzt, wie man glaubt, das grosse Schicksal der Menschheit verhandelt wird. Verräth es nicht eine tadelnswerthe Gleichgültigkeit gegen das Wohl der Gesellschaft, dieses allgemeine Gespräch nicht zu theilen? So nahe dieser grosse Rechtshandel, seines Inhalts und seiner Folgen wegen, jeden der sich Mensch nennt, angeht, so sehr muß er, seiner Verhandlungsart wegen, jeden Selbstdenker ins besondere interessieren. Eine Frage, welche sonst nur durch das blinde Recht des Stärkern beantwortet wurde, ist nun, wie es scheint, vor dem Richterstuhle reiner Vernunft anhängig gemacht, und wer nur immer fähig ist, sich in das Centrum des Ganzen zu versetzen, und sein Individuum zur Gattung zu steigern, darf sich als einen Besitzer jenes Vernunftgerichts betrachten, so wie er als Mensch und Weltbürger zugleich

Parthen ist, und näher oder entfernter in den Erfolg sich verwickelt sieht. Es ist also nicht bloß seine eigene Sache, die in diesem grossen Rechtshandel zur Entscheidung kommt, es soll auch nach Gesetzen gesprochen werden, die er als vernünftiger Geist selbst zu diktieren fähig und berechtigt ist.

Wie anziehend müßte es für mich seyn, einen solchen Gegenstand mit einem eben so geistreichen Denker als liberalen Weltbürger in Untersuchung zu nehmen, und einem Herzen, das mit schönem Enthusiasmus dem Wohl der Menschheit sich wehrt, die Entscheidung heimzustellen! Wie angenehm überraschend, bey einer noch so grossen Verschiedenheit des Standorts und bey dem weiten Abstand, den die Verhältnisse in der wirklichen Welt nöthig machen, Ihrem vorurtheilfreyen Geist auf dem Felde der Ideen in dem nemlichen Resultat zu begegnen! Daß ich dieser reizenden Versuchung widerstehe, und die Schönheit der Freyheit voran gehen lasse, glaube ich nicht bloß mit meiner Neigung entschuldigen, sondern durch Grundsätze rechtfertigen zu können. Ich hoffe, Sie zu überzeugen, daß diese Materie weit weniger dem Bedürfnis als dem Geschmack des Zeitalters fremd ist, ja daß man, um jenes politische Problem in der Erfahrung zu lösen, durch das ästhetische den Weg nehmen muß, weil es die Schönheit ist, durch welche man zu der Freyheit wandert. Aber dieser Beweis kann nicht geführt werden, ohne daß ich Ihnen die Grundsätze in Erinnerung bringe, durch welche sich die Vernunft überhaupt bey einer politischen Gesetzgebung leitet.

D r i t t e r B r i e f .

Die Natur fängt mit dem Menschen nicht besser an ; als mit ihren übrigen Werken : sie handelt für ihn , wo er als freye Spontaneität noch nicht selbst handeln kann. Aber eben das macht ihn zum Menschen , daß er bey dem nicht stille steht , was die bloße Natur aus ihm machte , sondern die Fähigkeit besitzt , die Schritte , welche jene mit ihm anticipirte , durch Vernunft wieder rückwärts zu thun , das Werk der Noth in ein Werk seiner freyen Wahl umzuschaffen , und die physische Nothwendigkeit zu einer moralischen zu erheben.

Er kommt zu sich aus seinem sinnlichen Schummer , erkennt sich als Mensch , blickt um sich her , und findet sich — in dem Staate. Der Zwang der Bedürfnisse warf ihn hinein , ehe er in seiner Freyheit diesen Stand wählen konnte ; die Noth richtete denselben nach blossen Naturgesetzen ein , ehe er es nach Vernunftgesetzen konnte. Aber mit diesem Nothstaat , der nur aus seiner Naturbestimmung hervorgegangen , und auch nur auf diese berechnet war , konnte und kann er als moralische Person nicht zufrieden seyn — und schlimm für ihn , wenn er es könnte ! Er verläßt also , mit demselben Rechte , womit er Mensch ist , die Herrschaft einer blinden Nothwendigkeit , wie er in so vielen andern Stücken durch seine Freyheit von ihr scheidet , wie er , um nur Ein Beispiel zu geben , den gemeinen Charakter , den das Bedürfniß der Geschlechtsliebe ausdrückte , durch Sittlichkeit auslöscht und durch Schönheit veredelt. So hohlt er , auf eine künstliche Weise , in seiner Volljährigkeit seine Kindheit

nach, bildet sich einen Naturstand in der Idee, der ihm zwar durch keine Erfahrung gegeben, aber durch seine Vernunftbestimmung nothwendig gesetzt ist, lenkt sich in diesem idealischen Stand einen Endzweck, den er in seinem wirklichen Naturstand nicht kannte, und eine Wahl, deren er damals nicht fähig war, und verfährt nun nicht anders, als ob er von vorn anfienge, und den Stand der Unabhängigkeit aus heller Einsicht und freiem Entschluß mit dem Stand der Verträge vertauschte. Wie kunstreich und fest auch die blinde Willkühr ihr Werk gegründet haben, wie anmaßend sie es auch behaupten, und mit welchem Scheine von Ehrwürdigkeit es umgeben mag — er darf es, bey dieser Operation, als völlig ungeschehen betrachten, denn das Werk blinder Kräfte besitzt keine Autorität, vor welcher die Freyheit sich zu beugen brauchte, und alles muß sich dem höchsten Endzwecke fügen, den die Vernunft in seiner Persönlichkeit aufstellt. Auf diese Art entsteht und rechtfertigt sich der Versuch eines mündig gewordenen Volks, seinen Naturstaat in einen sittlichen umzuformen.

Dieser Naturstaat (wie jeder politische Körper heißen kann, der seine Einrichtung ursprünglich von Kräften, nicht von Gesetzen ableitet) widerspricht nun zwar dem moralischen Menschen, dem die bloße Gesetzmäßigkeit zum Gesetz dienen soll, aber er ist doch gerade hinreichend für den physischen Menschen, der sich nur darum Gesetze giebt, um sich mit Kräften abzufinden. Nun ist aber der physische Mensch wirklich, und der sittliche nur problematisch. Hebt also die Vernunft den Naturstaat auf, wie sie nothwendig muß, wenn sie den ihrigen an die Stelle setzen will, so wagt sie den physischen und wirkli-

chen Menschen an den problematischen sittlichen, so wagt sie die Existenz der Gesellschaft an ein bloß mögliches (wenn gleich moralisch nothwendiges) Ideal von Gesellschaft. Sie nimmt dem Menschen etwas, das er wirklich besitzt, und ohne welches er nichts besitzt, und weist ihn dafür an etwas an, das er besitzen könnte und sollte; und hätte sie zuviel auf ihn gerechnet, so würde sie ihm für eine Menschheit, die ihm noch mangelt, und unbeschadet seiner Existenz mangeln kann, auch selbst die Mittel zur Thierheit entzogen haben, die doch die Bedingung seiner Menschheit ist. Ehe er Zeit gehabt hätte, sich mit seinem Willen an dem Gesetz fest zu halten, hätte sie unter seinen Füßen die Leiter der Natur weggezogen.

Das große Bedenken also ist, daß die physische Gesellschaft in der Zeit keinen Augenblick aufhören darf, indem die moralische in der Idee sich bildet, daß, um der Würde des Menschen willen seine Existenz nicht in Gefahr gerathen darf. Wenn der Künstler an einem Uhrwerk zu bessern hat, so läßt er die Räder ablaufen; aber das lebendige Uhrwerk des Staats muß gebessert werden, indem es schlägt, und hier gilt es, das rollende Rad während seines Umschwunges auszutauschen. Man muß also für die Fortdauer der Gesellschaft eine Stütze auffuchen, die sie von dem Naturstaate, den man auflösen will, unabhängig macht.

Diese Stütze findet sich nicht in dem natürlichen Charakter des Menschen, der, selbstsüchtig und gewaltthätig, vielmehr auf Zerstörung als auf Erhaltung der Gesellschaft zielt; sie findet sich eben so wenig in seinem sittlichen Charakter, der, nach der Voraussetzung, erst gebildet

werden soll, und auf den, weil er frey ist und weil er nie erscheint, von dem Gesetzgeber nie gewirkt, und nie mit Sicherheit gerechnet werden könnte. Es käme also darauf an, von dem physischen Charakter die Willkühr und von dem moralischen die Freyheit abzusondern — es käme darauf an, den erstern mit Gesetzen übereinstimmend, den letztern von Eindrücken abhängig zu machen — es käme darauf an, jenen von der Materie etwas weiter zu entfernen, diesen ihr um etwas näher zu bringen — um einen dritten Charakter zu erzeugen, der, mit jenen beyden verwandt, von der Herrschaft bloßer Kräfte zu der Herrschaft der Gesetze einen Uebergang bahnte, und ohne den moralischen Charakter an seiner Entwicklung zu verhindern, vielmehr zu einem sinnlichen Pfand der unsichtbaren Sittlichkeit diene.

V i e r t e r B r i e f.

So viel ist gewiß: nur das Uebergewicht eines solchen Charakters bey einem Volk kann eine Staatsverwandlung nach moralischen Principien unschädlich machen, und auch nur ein solcher Charakter kann ihre Dauer verbürgen. Bey Aufstellung eines moralischen Staats wird auf das Sittengesetz als auf eine wirkende Kraft gerechnet, und der freye Wille wird in das Reich der Ursachen gezogen, wo alles mit strenger Nothwendigkeit und Stetigkeit aneinander hängt. Wir wissen aber, daß die Bestimmungen des menschlichen Willens immer zufällig bleiben, und daß nur bey dem absoluten Wesen die physische Nothwendigkeit mit der moralischen zusammenfällt. Wenn also auf das sittliche Betragen des Menschen wie auf natürliche Erfolge gerechnet werden soll, so muß es Natur seyn, und er muß schon durch seine Triebe zu einem solchen Verfahren geführt werden, als nur immer ein sittlicher Charakter zur Folge haben kann. Der Wille des Menschen steht aber vollkommen frey zwischen Pflicht und Neigung, und in dieses Majestätsrecht seiner Person kann und darf keine physische Nothigung greifen. Soll er also dieses Vermögen der Wahl beybehalten, und nichts destoweniger ein zuverlässiges Glied in der Kausalverknüpfung der Kräfte seyn, so kann dieß nur dadurch bewerkstelligt werden, daß die Wirkungen jener beyden Triebfedern im Reich der Erscheinungen vollkommen gleich ausfallen, und, bey aller Verschiedenheit in der Form, die Materie seines Willens dieselbe bleibt; daß also seine Triebe mit seiner Vernunft übereinstim-

Die Hören. 1795. 1stes Stück.

2

mend genug sind, um zu einer universellen Gesetzgebung zu taugen.

Jeder individuelle Mensch, kann man sagen, trägt, der Anlage und Bestimmung nach, einen reinen idealischen Menschen in sich, mit dessen unveränderlicher Einheit in allen seinen Abwechslungen übereinzustimmen, die große Aufgabe seines Daseyns ist. * Dieser reine Mensch, der sich mehr oder weniger deutlich in jedem Subjekt zu erkennen giebt, wird repräsentirt durch den Staat; die objektive und gleichsam kanonische Form, in der sich die Mannichfaltigkeit der Subjekte zu vereinigen trachtet. Nun lassen sich aber zwey verschiedene Arten denken, wie der Mensch in der Zeit mit dem Menschen in der Idee zusammentreffen, mithin eben so viele, wie der Staat in den Individuen sich behaupten kann: entweder dadurch, daß der reine Mensch den empirischen unterdrückt, daß der Staat die Individuen aufhebt; oder dadurch, daß das Individuum Staat wird, daß der Mensch in der Zeit zum Menschen in der Idee sich veredelt.

Zwar in der einseitigen moralischen Schätzung fällt dieser Unterschied hinweg; denn die Vernunft ist befriedigt, wenn ihr Gesetz nur ohne Bedingung gilt: aber in der vollständigen anthropologischen Schätzung, wo mit der Form auch der Inhalt zählt, und die lebendige

* Ich beziehe mich hier auf eine kürzlich erschienene Schrift: Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten von meinem Freund Fichte, wo sich eine sehr lichtvolle und noch nie auf diesem Wege versuchte Ableitung dieses Satzes findet.

Empfindung zugleich eine Stimme hat, wird derselbe desto mehr in Betrachtung kommen. Einheit fodert zwar die Vernunft, die Natur aber Mannichfaltigkeit, und von beyden Legislationen wird der Mensch in Anspruch genommen. Das Gesetz der erstern ist ihm durch ein unbestechliches Bewußtseyn, das Gesetz der andern durch ein unvertilgbares Gefühl eingeprägt. Daher wird es jederzeit von einer noch mangelhaften Bildung zeugen, wenn der sittliche Charakter nur mit Aufopferung des natürlichen sich behaupten kann; und eine Staatsverfassung wird noch sehr unvollendet seyn, die nur durch Aufhebung der Mannichfaltigkeit Einheit zu bewirken im Stand ist. Der Staat soll nicht bloß den objektiven und generischen, er soll auch den subjektiven und specifischen Charakter in den Individuen ehren, und indem er das unsichtbare Reich der Sitten ausbreitet, das Reich der Erscheinung nicht entvölkern.

Wenn der mechanische Künstler seine Hand an die gestaltlose Masse legt, um ihr die Form seiner Zwecke zu geben, so trägt er kein Bedenken, ihr Gewalt anzuthun; denn die Natur, die er bearbeitet, verdient für sich selbst keine Achtung, und es liegt ihm nicht an dem Ganzen um der Theile willen, sondern an den Theilen um des Ganzen willen. Wenn der schöne Künstler seine Hand an die nehmliche Masse legt, so trägt er eben so wenig Bedenken, ihr Gewalt anzuthun, nur vermeidet er, sie zu zeigen. Den Stoff, den er bearbeitet, respektiert er nicht im geringsten mehr, als der mechanische Künstler, aber das Auge, welches die Freyheit dieses Stoffes in Schutz nimmt, wird er durch eine scheinbare Nachgiebigkeit gegen denselben zu täuschen suchen. Ganz anders verhält

es sich mit dem pädagogischen und politischen Künstler, der den Menschen zugleich zu seinem Material und zu seiner Aufgabe macht. Hier kehrt der Zweck in den Stoff zurück, und nur weil das Ganze den Theilen dient, dürfen sich die Theile dem Ganzen fügen. Mit einer ganz andern Achtung, als diejenige ist, die der schöne Künstler gegen seine Materie vorgiebt, muß der Staatskünstler sich der seinigen nahen und nicht bloß subjektiv, und für einen täuschenden Effekt in den Sinnen, sondern objektiv und für das innre Wesen muß er ihrer Eigenthümlichkeit und Persönlichkeit schonen.

Aber eben deswegen, weil der Staat eine Organisation seyn soll, die sich durch sich selbst und für sich selbst bildet, so kann er auch nur insoferne wirklich werden, als sich die Theile zur Idee des Ganzen hinauf gestimmt haben. Weil der Staat der reinen und objektiven Menschheit in der Brust seiner Bürger zum Repräsentanten dient, so wird er gegen seine Bürger dasselbe Verhältniß zu beobachten haben, in welchem sie zu sich selber stehen, und ihre subjektive Menschheit auch nur in dem Grade ehren können, als sie zur objektiven veredelt ist. Ist der innere Mensch mit sich einig, so wird er auch bey der höchsten Universalisierung seines Betragens seine Eigenthümlichkeit retten, und der Staat wird bloß der Ausleger seines schönen Instinkts, die deutlichere Formel seiner innern Gesetzgebung seyn. Setzt sich hingegen in dem Charakter eines Volks der subjektive Mensch dem objektiven noch so kontradiktorisch entgegen, daß nur die Unterdrückung des erstern dem letztern den Sieg verschaffen kann, so wird auch der Staat gegen den Bürger den strengen Ernst des Gesetzes annehmen, und, um nicht

Ihr Opfer zu seyn, eine so feindselige Individualität ohne Achtung darnieder treten müssen.

Der Mensch kann sich aber auf eine doppelte Weise entgegen gesetzt seyn: entweder als Wilder, wenn seine Gefühle über seine Grundsätze herrschen; oder als Barbar, wenn seine Grundsätze seine Gefühle zerstören. Der Wilde verachtet die Kunst, und erkennt die Natur als seinen unumschränkten Gebieter; der Barbar verspottet und entehrt die Natur, aber verächtlicher als der Wilde fährt er häufig genug fort, der Sklave seines Sklaven zu seyn. Der gebildete Mensch macht die Natur zu seinem Freund, und ehrt ihre Freyheit, indem er bloß ihre Willkühr zügelt.

Wenn also die Vernunft in die physische Gesellschaft ihre moralische Einheit bringt, so darf sie die Mannichfaltigkeit der Natur nicht verletzen. Wenn die Natur in dem moralischen Bau der Gesellschaft ihre Mannichfaltigkeit zu behaupten strebt, so darf der moralischen Einheit dadurch kein Abbruch geschehen; gleich weit von Einförmigkeit und Verwirrung ruht die siegende Form. Totalität des Charakters muß also bey dem Volke gefunden werden, welches fähig und würdig seyn soll, den Staat der Noth mit dem Staat der Freyheit zu vertauschen.

F ü n f t e r B r i e f .

Ist es dieser Charakter, den uns das jetzige Zeitalter, den die gegenwärtige Ereignisse zeigen? Ich richte meine Aufmerksamkeit sogleich auf den hervorstechendsten Gegenstand in diesem weitläufigen Gemählde.

Wahr ist es, daß Ansehen der Meinung ist gefallen, die Willkühr ist entlarvt, und, obgleich noch mit Macht bewaffnet, erschleicht sie doch keine Würde mehr; der Mensch ist aus seiner langen Indolenz und Selbsttäuschung aufgewacht, und mit nachdrücklicher Stimmenmehrheit fodert er die Wiederherstellung in seine unverlierbaren Rechte. Aber er fodert sie nicht bloß, jenseits und diesseits steht er auf, sich gewaltsam zu nehmen, was ihm nach seiner Meinung mit Unrecht verweigert wird. Das Gebäude des Naturstaates wankt, seine mühen Fundamente weichen, und eine physische Möglichkeit scheint gegeben, das Gesetz auf den Thron zu stellen, den Menschen endlich als Selbstzweck zu ehren, und wahre Freyheit zur Grundlage der politischen Verbindung zu machen. Vergebliche Hofnung! Die moralische Möglichkeit fehlt, und der freygebige Augenblick findet ein unempfindliches Geschlecht.

In seinen Thaten mahlt sich der Mensch, und welche Gestalt ist es, die sich in dem Drama der jetzigen Zeit abbildet! Hier Verwilderung, dort Erschlaffung: die zwey Aeussersten des menschlichen Verfalls, und beyde in Einem Zeitraum vereinigt!

In den niedern und zahlreichern Klassen stellen sich uns rohe gefesselte Triebe dar, die sich nach aufgelöstem Band der bürgerlichen Ordnung entfesseln, und mit unlenksamer Wuth zu ihrer thierischen Befriedigung eilen. Es mag also seyn, daß die objektive Menschheit Ursache gehabt hätte, sich über den Staat zu beklagen; die subjektive muß seine Anstalten ehren. Darf man ihn tadeln, daß er die Würde der menschlichen Natur aus den Augen setzte, solange es noch galt, ihre Existenz zu vertheidigen? Daß er eilte, durch die Schwerkraft zu scheiden, und durch die Kohäsionskraft zu binden, wo an die bildende noch nicht zu denken war? Seine Auflösung enthält seine Rechtfertigung. Die losgebundene Gesellschaft, anstatt aufwärts in das organische Leben zu eilen, fällt in das Elementarreich zurück.

Auf der andern Seite geben uns die civilisirten Klassen den noch widrigern Anblick der Schlassheit und einer Depravation des Charakters, die desto mehr empört, weil die Kultur selbst ihre Quelle ist. Ich erinnere mich nicht mehr, welcher alte oder neue Philosoph die Bemerkung machte, daß das edlere in seiner Zerstörung das abscheulichere sey, aber man wird sie auch im moralischen wahr finden. Aus dem NaturSohne wird, wenn er ausschweift, ein Rasender; aus dem Zögling der Kunst ein Nichtswürdiger. Die Aufklärung des Verstandes, deren sich die verfeinerten Stände nicht ganz mit Unrecht rühmen, zeigt im Ganzen so wenig einen veredelnden Einfluß auf die Gesinnungen, daß sie vielmehr die Verderbniß durch Maximen befestigt. Wir verläugnen die Natur auf ihrem rechtmäßigen Felde, um auf dem moralischen ihre Tyranney zu erfahren, und indem wir ih-

der Entschlossenheit und der Stärke, welche nur durch die
 Kraft der Natur zu erlangen ist. Die größte Gefahr, welche einem
 Menschen die Natur bereitet, ist die Enttönnung, die ihm, in
 seiner menschlichen Existenz, die entscheidende
 Lege einprägen. Nicht im Schooß der ungestör-
 ten Götlichkeit hat der Mensch sein Erden gegründet,
 nur ohne ein geistiges Herz mit heraus zu bringen, er-
 fahren wir alle Anfechtungen und alle Drangsale der Ge-
 sellschaft. Unser freyes Urtheil unterwerfen wir ihrer des-
 potischen Meinung, unser Gefühl ihren bizarren Schein-
 chen, unsern Willen ihren Verführungen, nur unsere
 Willkür behaupten wir gegen ihre heiligen Rechte. Stol-
 ze Selbstgenügsamkeit zieht das Herz des Weltmanns zu-
 sammen, das in dem rohen Naturmenschen noch oft sym-
 pathetisch schlägt, und wie aus einer brennenden Stadt
 sucht jeder nur sein elendes Eigenthum aus der Verwü-
 stung zu flüchten. Nur in einer völligen Abschwörung
 der Empfindsamkeit glaubt man gegen ihre Verirrungen
 Schutz zu finden, und der Spott, der den Schwärmer
 oft heilsam züchtigt, lästert mit gleich wenig Schonung
 das edelste Gefühl. Die Kultur, weit entfernt, uns in
 Freyheit zu setzen, entwickelt mit jeder Kraft, die sie in
 uns ausbildet, nur ein neues Bedürfnis, die Bande des
 physischen schnüren sich immer beängstigender zu, so daß
 die Furcht, zu verlieren, selbst den feurigen Trieb nach
 Verbesserung ersticht, und die Maxime des leidenden Ge-
 horsams für die höchste Weisheit des Lebens gilt. So
 steht man den Geist der Zeit zwischen Verkehrtheit und
 Rohigkeit, zwischen Unnatur und bloßer Natur, zwischen
 Superstition und moralischem Unglauben schwanken, und
 es ist bloß das Gleichgewicht des Schlimmen, was ihm
 zuweilen noch Grenzen setzt.

S e c h s t e r B r i e f .

Sollte ich mit dieser Schilderung dem Zeitalter wohl zuviel gethan haben? Ich erwarte diesen Einwurf nicht, eher einen andern: daß ich zuviel dadurch bewiesen habe. Dieses Gemählde, werden Sie mir sagen, gleicht zwar der gegenwärtigen Menschheit, aber es gleicht überhaupt allen Völkern, die in der Kultur begriffen sind, weil alle ohne Unterschied durch Vernünftelen von der Natur abfallen müssen, ehe sie durch Vernunft zu ihr zurückkehren können.

Aber bey einiger Aufmerksamkeit auf den Zeitcharakter muß uns der Kontrast in Verwunderung setzen, der zwischen der heutigen Form der Menschheit, und zwischen der ehemaligen; besonders der griechischen, angetroffen wird. Der Ruhm der Ausbildung und Verfeinerung, den wir mit Recht gegen jede andere bloße Natur geltend machen, kann uns gegen die griechische Natur nicht zu statten kommen, die sich mit allen Reizen der Kunst und mit aller Bürde der Weisheit vermählte, ohne doch, wie die unsrige, das Opfer derselben zu seyn. Die Griechen beschämen uns nicht bloß durch eine Simplicität, die unserm Zeitalter fremd ist; sie sind zugleich unsre Nebenbuhler, ja oft unsre Muster in den nehmlichen Vorzügen, mit denen wir uns über die Naturwidrigkeit unsrer Sitten zu trösten pflegen. Zugleich voll Form und voll Fülle, zugleich philosophierend und bildend, zugleich zart und energisch sehen wir sie die Jugend der Phantasie mit der Männlichkeit der Vernunft in einer herrlichen Menschheit vereinigen.

Damals bey jenem schönen Erwachen der Geisteskräfte hatten die Sinne und der Geist noch kein strenge geschiedenes Eigenthum; denn noch hatte kein Zwiespalt sie gereizt, mit einander feindselig abzuthemen, und ihre Markung zu bestimmen. Die Poesie hatte noch nicht mit dem Witz gebuhlt, und die Spekulation sich noch nicht durch Spitzfindigkeit geschändet. Beide konnten im Nothfall ihre Berrichtungen tauschen, weil jedes, nur auf seine eignen Weise, die Wahrheit ehrte. So hoch die Vernunft auch stieg, so zog sie doch immer die Materie liebend nach, und so fein und scharf sie auch trennte, so verstümmelte sie doch nie. Sie zerlegte zwar die menschliche Natur und warf sie in ihrem herrlichen Götterkreis vergrößert auseinander, aber nicht dadurch, daß sie sie in Stücken riß, sondern dadurch, daß sie sie verschiedentlich mischte, denn die ganze Menschheit fehlte in keinem einzelnen Gott. Wie ganz anders bey uns Neuern! Auch bey uns ist das Bild der Gattung in den Individuen vergrößert auseinander geworfen — aber in Bruchstücken, nicht in veränderten Mischungen, daß man von Individuum zu Individuum herumfragen muß, um die Totalität der Gattung zusammen zu lesen. Bey uns, möchte man fast versucht werden zu behaupten, äußern sich die Gemüthskräfte auch in der Erfahrung so getrennt, wie der Psychologe sie in der Vorstellung scheidet, und wir sehen nicht bloß einzelne Subjekte sondern ganze Klassen von Menschen nur einen Theil ihrer Anlagen entfalten, während daß die übrigen, wie bey verkrüppelten Gewächsen, kaum mit matter Spur angedeutet sind.

Ich verkenne nicht die Vorzüge, welche das gegenwärtige Geschlecht, als Einheit betrachtet, und auf der

Waage des Verstandes, vor dem besten in der Vorwelt behaupten mag; aber in geschlossenen Gliedern muß es den Weltkampf beginnen, und das Ganze mit dem Ganzen sich messen. Welcher einzelne Neuere tritt heraus, Mann gegen Mann mit dem einzelnen Athenienser um den Preis der Menschheit zu streiten?

Woher wohl dieses nachtheilige Verhältniß der Individuen bey allem Vortheil der Gattung? Warum qualifizierte sich der einzelne Grieche zum Repräsentanten seiner Zeit, und warum darf dieß der einzelne Neuere nicht wagen? Weil jenem die alles vereinende Natur, diesem der alles trennende Verstand seine Formen ertheilten.

Die Kultur selbst war es, welche der neuern Menschheit diese Wunde schlug. Sobald auf der einen Seite die erweiterte Erfahrung und das bestimmtere Denken eine schärfere Scheidung der Wissenschaften, auf der andern das verwickeltere Uhrwerk der Staaten eine strengere Absonderung der Stände und Geschäfte nothwendig machte, so zerriß auch der innere Bund der menschlichen Natur, und ein verderblicher Streit entzweyete ihre harmonischen Kräfte. Der intuitive und der spekulative Verstand vertheilten sich jetzt feindlich gesinnt auf ihren verschiedenen Feldern, deren Grenzen sie jetzt anfiengen, mit Mißtrauen und Eifersucht zu bewachen, und mit der Sphäre, auf die man seine Wirksamkeit einschränkt, hat man sich auch in sich selbst einen Herrn gegeben, der nicht selten mit Unterdrückung der übrigen Anlagen zu endigen pflegt. Indem hier die luxurierende Einbildungskraft die mühsamen Pflanzungen des Verstandes verwüftet, verzehrt dort

der Abstraktionsgeist das Feuer, an dem das Herz sich hätte wärmen, und die Phantasie sich entzünden sollen.

Diese Zerrüttung, welche Kunst und Gelehrsamkeit in dem innern Menschen anfingen, machte der neue Geist der Regierung vollkommen und allgemein. Es war freilich nicht zu erwarten, daß die einfache Organisation der ersten Republiken die Einfalt der ersten Sitten und Verhältnisse überlebte, aber anstatt zu einem höhern animalischen Leben zu steigen, sank sie zu einer gemeinen und groben Mechanik herab. Jene Polypennatur der griechischen Staaten, wo jedes Individuum eines unabhängigen Lebens genoß, und wenn es Noth that, zum Ganzen werden konnte, machte jetzt einem kunstreichen Uhrwerke Platz, wo aus der Zusammenstückelung unendlich vieler, aber lebloser, Theile ein mechanisches Leben im Ganzen sich bildet. Auseinandergerissen wurden jetzt der Staat und die Kirche, die Gesetze und die Sitten; der Genuß wurde von der Arbeit, das Mittel vom Zweck, die Anstrengung von der Belohnung geschieden. Ewig nur an ein einzelnes kleines Bruchstück des Ganzen gefesselt, bildet sich der Mensch selbst nur als Bruchstück aus, ewig nur das eintönige Geräusch des Rades, das er umtreibt, im Ohre, entwickelt er nie die Harmonie seines Wesens, und anstatt die Menschheit in seiner Natur ausprägen, wird er bloß zu einem Abdruck seines Geschäfts, seiner Wissenschaft. Aber selbst der karge fragmentarische Antheil, der die einzelnen Glieder noch an das Ganze knüpft, hängt nicht von Formen ab, die sie sich selbstthätig geben, (denn wie dürfte man ihrer Freiheit ein so künstliches und lichtscheues Uhrwerk ver-

trauen?) sondern wird ihnen mit skrupulöser Strenge durch ein Formular vorgeschrieben, in welchem man ihre freye Einsicht gebunden hält. Der todte Buchstabe vertritt den lebendigen Verstand, und ein geübtes Gedächtniß leitet sicherer, als Genie und Empfindung.

Wenn das gemeine Wesen das Amt zum Maasstab des Mannes macht, wenn es an dem Einen seiner Bürger nur die Memorie, an einem Andern den tabellariſchen Verstand, an einem Dritten nur die mechanische Fertigkeit ehrt, wenn es hier, gleichgültig gegen den Charakter, nur auf Kenntnisse dringt, dort hingegen einem Geiste der Ordnung und einem gesetzlichen Verhalten die größte Verfinſterung des Verstandes zu gut hält — wenn es zugleich diese einzelnen Fertigkeiten zu einer ebenso großen Intensität will getrieben wissen, als es dem Subjekt an Extensität erläßt — darf es uns da wundern, daß die übrigen Anlagen des Gemüths vernachlässigt werden, um der einzigen, welche ehrt und lohnt, alle Pflege zuzuwenden? Zwar wissen wir, daß das kraftvolle Genie die Grenzen seines Geschäfts nicht zu Grenzen seiner Thätigkeit macht, aber das mittelmäßige Talent verzehrt in dem Geschäfte, das ihm zum Antheil fiel, die ganze karge Summe seiner Kraft, und es muß schon kein gemeiner Kopf seyn, um, unbeschadet seines Berufs, für Liebhaberereyen übrig zu behalten. Noch dazu ist es selten eine gute Empfehlung bey dem Staat, wenn die Kräfte die Aufträge übersteigen, oder wenn das höhere Geistesbedürfniß des Mannes von Genie seinem Amt einen Nebenbuhler giebt. So eifersüchtig ist der Staat auf den Alleinbesiß seiner Diener, daß er sich leichter dazu entschliessen wird, (und wer kann ihm unrecht geben?)

feinen Mann mit einer Venus Cytherea als mit einer Venus Urania zu theilen ?

Und so wird denn allmählig das einzelne konkrete Leben vertilgt , damit das Abstrakt des Ganzen sein dürstiges Daseyn friste , und ewig bleibt der Staat seinen Bürgern fremd , weil ihn das Gefühl nirgends findet. Genöthigt , sich die Mannichfaltigkeit seiner Bürger durch Klassifizierung zu erleichtern , und die Menschheit nie anders als durch Repräsentation aus der zweiten Hand zu empfangen , verliert der regierende Theil sie zuletzt ganz und gar aus den Augen , indem er sie mit einem bloßen Machwerk des Verstandes vermengt ; und der regierte kann nicht anders als mit Kaltsinn die Gesetze empfangen , die an ihn selbst so wenig gerichtet sind. Endlich überdrüssig , ein Band zu unterhalten , das ihr von dem Staate so wenig erleichtert wird , fällt die positive Gesellschaft (wie schon längst das Schicksal der meisten europäischen Staaten ist) in einen moralischen Naturstand auseinander , wo die öffentliche Macht nur eine Parthey mehr ist , gehaßt und hintergangen von dem , der sie nöthig macht , und nur von dem , der sie entbehren kann , geachtet.

Konnte die Menschheit bey dieser doppelten Gewalt , die von innen und aussen auf sie drückte , wohl eine andere Richtung nehmen , als sie wirklich nahm ? Indem der spekulative Geist im Ideenreich nach unverlierbaren Besitzungen strebte , mußte er ein Fremdling in der Sinnenwelt werden , und über der Form die Materie verlieren. Der Geschäftsgeist , in einen einförmigen Kreis von Objekten eingeschlossen und in diesem noch mehr durch

Formeln eingeengt, mußte das freye Ganze sich aus den Augen gerückt sehen, und zugleich mit seiner Sphäre verarmen. So wie ersterer versucht wird, das Wirkliche nach dem Denkbaren zu modeln, und die subjektiven Bedingungen seiner Vorstellungskraft zu konstitutiven Gesetzen für das Daseyn der Dinge zu erheben, so stürzte letzterer in das entgegen stehende Extrem, alle Erfahrung überhaupt nach einem besondern Fragment von Erfahrung zu schätzen, und die Regeln seines Geschäfts jedem Geschäft ohne Unterschied anpassen zu wollen. Der eine mußte einer leeren Subtilität, der andre einer pedantischen Beschränktheit zum Raube werden, weil jener für das Einzelne zu hoch, dieser zu tief für das Ganze stand. Aber das Nachtheilige dieser Geistesrichtung schränkte sich nicht bloß auf das Wissen und Hervorbringen ein; es erstreckte sich nicht weniger auf das Empfinden und Handeln. Wir wissen, daß die Sensibilität des Gemüths ihrem Grade nach von der Lebhaftigkeit, ihrem Umfange nach, von dem Reichthum der Einbildungskraft abhängt. Nun muß aber das Uebergewicht des analytischen Vermögens die Phantasie nothwendig ihrer Kraft und ihres Feuers berauben, und eine eingeschränktere Sphäre von Objekten ihren Reichthum vermindern. Der abstrakte Denker hat daher gar oft ein kaltes Herz, weil er die Eindrücke zergliedert, die doch nur als ein Ganzes die Seele rühren; der Geschäftsmann hat gar oft ein enges Herz, weil seine Einbildungskraft, in den einförmigen Kreis seines Berufs eingeschlossen, sich zu fremder Vorstellungart nicht erweitern kann.

Es lag auf meinem Wege, die nachtheilige Richtung des Zeitcharakters und ihre Quellen aufzudecken, nicht

die Vortheile zu zeigen, wodurch die Natur sie vergütet. Gerne will ich Ihnen eingestehen, daß so wenig es auch den Individuen bey dieser Zerstückelung ihres Wesens wohl werden kann, doch die Gattung auf keine andere Art hätte Fortschritte machen können. Die Erscheinung der griechischen Menschheit war unstreitig ein Maximum, das auf dieser Stufe weder verharren noch höher steigen konnte. Nicht verharren; weil der Verstand durch den Vorrath, den er schon hatte, unausbleiblich genöthigt werden mußte, sich von der Empfindung und Anschauung abzusondern, und nach Deutlichkeit der Erkenntniß zu streben: auch nicht höher steigen; weil nur ein bestimmter Grad von Klarheit mit einer bestimmten Fülle und Wärme zusammen bestehen kann. Die Griechen hatten diesen Grad erreicht, und wenn sie zu einer höhern Ausbildung fortschreiten wollten, so mußten sie, wie wir, die Totalität ihres Wesens aufgeben, und die Wahrheit auf getrennten Bahnen verfolgen.

Die mannichfaltigen Anlagen im Menschen zu entwickeln, war kein anderes Mittel, als sie einander entgegen zu setzen. Dieser Antagonismus der Kräfte ist das große Instrument der Kultur, aber auch nur das Instrument; denn solange derselbe dauert, ist man erst auf dem Wege zu dieser. Dadurch allein, daß in dem Menschen einzelne Kräfte sich isolieren, und einer ausschließenden Gesetzgebung anmaßen, gerathen sie in Widerstreit mit der Wahrheit der Dinge, und nöthigen den Gemeinfinn, der sonst mit träger Genügsamkeit auf der äussern Erscheinung ruht, in die Tiefen der Objekte zu dringen. Indem der reine Verstand eine Autorität in der Sinnenwelt usurpiert, und der empirische beschäftigt ist, ihn

den Bedingungen der Erfahrung zu unterwerfen, bilden beide Anlagen sich zu möglichster Reife aus, und erschöpfen den ganzen Umfang ihrer Sphäre. Indem hier die Einbildungskraft durch ihre Willkühr die Weltordnung aufzulösen wagt, nöthiget sie dort die Vernunft zu den obersten Quellen der Erkenntniß zu steigen, und das Gesetz der Nothwendigkeit gegen sie zu Hülfe zu rufen.

Einseitigkeit in Uebung der Kräfte führt zwar das Individuum unausbleiblich zum Irrthum, aber die Gattung zur Wahrheit. Dadurch allein, daß wir die ganze Energie unsers Geistes in Einem Brennpunkt versammeln, und unser ganzes Wesen in eine einzige Kraft zusammenziehen, setzen wir dieser einzelnen Kraft gleichsam Flügel an, und führen sie künstlicherweise weit über die Schranken hinaus, welche die Natur ihr gesetzt zu haben scheint. So gewiß es ist, daß alle menschliche Individuen zusammen genommen, mit der Sehkraft, welche die Natur ihnen ertheilt, nie dahin gekommen seyn würden, einen Trabanten des Jupiter auszuspähn, den der Teleskop dem Astronomen entdeckt; eben so ausgemacht ist es, daß die menschliche Denkkraft niemals eine Analysis des Unendlichen oder eine Critik der reinen Vernunft würde aufgestellt haben, wenn nicht in einzelnen dazu berufenen Subjekten die Vernunft sich vereinzelt, von allem Stoff gleichsam losgewunden, und durch die angestrengteste Abstraktion ihren Blick ins Unbedingte bewaffnet hätte. Aber wird wohl ein solcher, in reinen Verstand und reine Anschauung gleichsam aufgelöster Geist dazu tüchtig seyn, die strengen Fesseln der Logik mit dem freien Gange der Dichtungskraft zu vertauschen, und die Individualität der Dinge mit treuem und keusehem Sinn zu ergreifen?

Hier setzt die Natur auch dem Universalgenie eine Grenze, die es nicht überschreiten kann, und die Wahrheit wird solange Märtyrer machen, als die Philosophie noch ihr vornehmstes Geschäft daraus machen muß, Anstalten gegen den Irrthum zu treffen.

Wieviel also auch für das Ganze der Welt durch diese getrennte Ausbildung der menschlichen Kräfte gewonnen werden mag, so ist nicht zu läugnen, daß die Individuen, welche sie trifft, unter dem Fluch dieses Weltzweckes leiden. Durch gymnastische Uebungen bilden sich zwar athletische Körper aus, aber nur durch das freye und gleichförmige Spiel der Glieder die Schönheit. Ebenso kann die Anspannung einzelner Geisteskräfte zwar außerordentliche, aber nur die gleichförmige Temperatur derselben glückliche und vollkommene Menschen erzeugen. Und in welchem Verhältniß stünden wir also zu dem vergangenen und kommenden Weltalter, wenn die Ausbildung der menschlichen Natur ein solches Opfer nothwendig machte? Wir wären die Knechte der Menschheit gewesen, wir hätten einige Jahrtausende lang die Sklavenarbeit für sie getrieben, und unsrer verstümmelten Natur die beschämenden Spuren dieser Dienstbarkeit eingeprägt — damit das spätere Geschlecht in einem seligen Müßiggange seiner moralischen Gesundheit warten, und den freyen Wuchß seiner Menschheit entwickeln könnte!

Kann aber wohl der Mensch dazu bestimmt seyn, über irgend einem Zwecke sich selbst zu versäumen? Sollte uns die Natur durch ihre Zwecke eine Vollkommenheit rauben können, welche uns die Vernunft durch die ihrigen vorschreibt? Es muß also falsch seyn, daß die Aus-

bildung der einzelnen Kräfte das Opfer ihrer Totalität nothwendig macht; oder wenn auch das Gesetz der Natur noch so sehr dahin strebte, so muß es bey uns stehen, diese Totalität in unsrer Natur, welche die Kunst zerstört hat, durch eine höhere Kunst wieder herzustellen.

S i e b e n t e r B r i e f .

Sollte diese Wirkung vielleicht von dem Staat zu erwarten seyn? Das ist nicht möglich, denn der Staat, wie er jetzt beschaffen ist, hat das Uebel veranlaßt, und der Staat, wie ihn die Vernunft in der Idee sich aufgiebt, anstatt diese bessere Menschheit begründen zu können, müßte selbst erst darauf gegründet werden. Und so hätten mich denn die bisherigen Untersuchungen wieder auf den Punkt zurückgeführt, von dem sie mich eine Zeitlang entfernten. Das jetzige Zeitalter, weit entfernt uns diejenige Form der Menschheit aufzuweisen, welche als nothwendige Bedingung einer moralischen Staatsverbesserung erkannt worden ist, zeigt uns vielmehr das direkte Gegentheil davon. Sind also die von mir aufgestellten Grundsätze richtig, und bestätigt die Erfahrung mein Gemählde der Gegenwart, so muß man jeden Versuch einer solchen Staatsveränderung solange für unzeitig und jede darauf gegründete Hofnung solange für schimärisch erklären, bis die Trennung in dem innern Menschen wieder aufgehoben, und seine Natur vollständig genug entwickelt ist, um selbst die Künstlerinn zu seyn, und der politischen Schöpfung der Vernunft ihre Realität zu verbürgen.

Die Natur zeichnet uns in ihrer physischen Schöpfung den Weg vor, den man in der moralischen zu wandeln hat. Nicht eher, als bis der Kampf elementarischer Kräfte in den niedrigeren Organisationen besänftiget ist, erhebt sie sich zu der edeln Bildung des physischen Menschen. Eben so muß der Elementenstreit in dem ethi-

schen Menschen, der Konflikt blinder Triebe, fürs erste beruhigt seyn, und die grobe Entgegensetzung muß in ihm aufgehört haben, ehe man es wagen darf, die Mannichfaltigkeit zu begünstigen. Auf der andern Seite muß die Selbstständigkeit seines Charakters gesichert seyn, und die Unterwürfigkeit unter fremde despotische Formen einer anständigen Freyheit Platz gemacht haben, ehe man die Mannichfaltigkeit in ihm der Einheit des Ideals unterwerfen darf. Wo der Naturmensch seine Willkühr noch so geschlossen mißbraucht, da darf man ihm seine Freyheit kaum zeigen; wo der künstliche Mensch seine Freyheit noch so wenig gebraucht, da darf man ihm seine Willkühr nicht nehmen. Das Geschenk liberaler Grundsätze wird Verrätheren an dem Ganzen, wenn es sich zu einer noch gährenden Kraft gesellt, und einer schon übermächtigen Natur Verstärkung zusendet; das Gesetz der Uebereinstimmung wird Tyranney gegen das Individuum, wenn es sich mit einer schon herrschenden Schwäche und physischen Beschränkung verknüpft, und so den letzten glimmenden Funken von Selbstthätigkeit und Eigenthümlichkeit auslöscht.

Der Charakter der Zeit muß sich also von seiner tiefen Entwürdigung erst aufrichten, dort der blinden Gewalt der Natur sich entziehen, und hier zu ihrer Einfalt, Wahrheit und Fülle zurückkehren; eine Aufgabe für mehr als Ein Jahrhundert. Unterdessen gebe ich gerne zu, kann mancher Versuch im Einzelnen gelingen, aber am Ganzen wird dadurch nichts gebessert seyn, und der Widerspruch des Betragens wird stets gegen die Einheit der Maximen beweisen. Man wird in andern Welttheilen in dem Neger die Menschheit ehren, und in Europa sie in

dem Denker schänden. Die alten Grundsätze werden bleiben, aber sie werden das Kleid des Jahrhunderts tragen, und zu einer Unterdrückung, welche sonst die Kirche autorisirte, wird die Philosophie ihren Rahmen leihen. Von der Freyheit erschreckt, die in ihren ersten Versuchen sich immer als Feindinn ankündigt, wird man dort einer bequemen Knechtschaft sich in die Arme werfen, und hier von einer pedantischen Curatel' zur Verzweiflung gebracht, in die wilde Ungebundenheit des Naturstands entspringen. Die Usurpation wird sich auf die Schwachheit der menschlichen Natur, die Insurrection auf die Würde derselben berufen, bis endlich die grosse Beherrscherinn aller menschlichen Dinge, die blinde Stärke, dazwischen tritt, und den vorgeblichen Streit der Principien wie einen gemeinen Faustkampf entscheidet.

Achter Brief.

Soll sich also die Philosophie, muthlos und ohne Hoffnung, aus diesem Gebiete zurückziehen? Während daß sich die Herrschaft der Formen nach jener andern Richtung erweitert, soll dieses wichtigste aller Güter dem gestaltlosen Zufall Preis gegeben seyn? Der Konflikt blinder Kräfte soll in der politischen Welt ewig dauern, und das gesellige Gesetz nie über die feindselige Selbstsucht siegen?

Nichtsweniger! Die Vernunft selbst wird zwar mit dieser rauhen Macht, die ihren Waffen widersteht, unmittelbar den Kampf nicht versuchen, und so wenig als der Sohn des Saturns in der Ilias, selbsthandelnd auf den finstern Schauplatz herunter steigen. Aber aus der Mitte der Streiter wählt sie sich den würdigsten aus, bekleidet ihn wie Zeus seinen Enkel mit göttlichen Waffen, und bewirkt durch seine siegende Kraft die grosse Entscheidung.

Die Vernunft hat geleistet, was sie leisten kann, wenn sie das Gesetz findet und aufstellt; vollstrecken muß es der muthige Wille, und das lebendige Gefühl. Wenn die Wahrheit im Streit mit Kräften den Sieg erhalten soll, so muß sie selbst erst zur Kraft werden, und zu ihrem Sachführer im Reich der Erscheinungen einen Trieb aufstellen; denn Triebe sind die einzigen bewegenden Kräfte in der empfindenden Welt. Hat sie bis jetzt ihre siegende Kraft noch so wenig bewiesen, so liegt dieß nicht an dem Verstande, der sie nicht zu entschleiern wuß-

te, sondern an dem Herzen, das sich ihr verschloß, und an dem Triebe, der nicht für sie handelte.

Denn woher diese noch so allgemeine Herrschaft der Vorurtheile und diese Verfinsterung der Köpfe bey allem Licht, das Philosophie und Erfahrung aufsteckten? Das Zeitalter ist aufgeklärt, das heißt die Kenntnisse sind gefunden und öffentlich preisgegeben, welche hinreichen würden, wenigstens unsre praktischen Grundsätze zu berichtigen. Der Geist der freyen Untersuchung hat die Wahnbegriffe zerstreut, welche lange Zeit den Zugang zu der Wahrheit verwehrten, und den Grund unterwühlt, auf welchem Fanatismus und Betrug ihren Thron erbauten. Die Vernunft hat sich von den Täuschungen der Sinne und von einer betrüglichen Sophistik gereinigt, und die Philosophie selbst, welche uns zuerst von ihr abtrünnig machte, ruft uns laut und dringend in den Schooß der Natur zurück — woran liegt es, daß wir noch immer Barbaren sind?

Es muß also, weil es nicht in den Dingen liegt, in den Gemüthern der Menschen etwas vorhanden seyn, was der Aufnahme der Wahrheit, auch wenn sie noch so hell leuchtete, und der Annahme derselben, auch wenn sie noch so lebendig überzeugte, im Wege steht. Ein alter Weiser hat es empfunden, und es liegt in dem vielbedeutenden Ausdruck versteckt: *sapere aude*.

Erkühne dich, weise zu seyn. Energie des Muths gehört dazu, die Hindernisse zu bekämpfen, welche sowohl die Trägheit der Natur als die Feigheit des Herzens der Belehrung entgegen setzen. Nicht ohne Bedeutung läßt

der alte Mythus die Göttinn der Weisheit in voller Rüstung aus Jupiters Haupte steigen; denn schon ihre erste Berrichtung ist kriegerisch. Schon in der Geburt hat sie einen harten Kampf mit den Sinnen zu bestehen, die aus ihrer süßen Ruhe nicht gerissen seyn wollen. Der zahlreichere Theil der Menschen wird durch den Kampf mit der Noth viel zu sehr ermüdet und abgespannt, als daß er sich zu einem neuen und härtern Kampf mit dem Irrthum aufraffen sollte. Zufrieden, wenn er selbst der sauren Mühe des Denkens entgeht, läßt er Andere gern über seine Begriffe die Vormundschaft führen, und geschieht es, daß sich höhere Bedürfnisse in ihm regen, so ergreift er mit durstigem Glauben die Formeln, welche der Staat und das Priesterthum für diesen Fall in Bereitschaft halten. Wenn diese unglückliche Menschen unser Mitleiden verdienen, so trifft unsre gerechte Verachtung die andern, die ein besseres Loos von dem Joch der Bedürfnisse frey macht, aber eigene Wahl darunter beugt. Diese ziehen den Dämmerchein dunkler Begriffe, wo man lebhafter fühlt und die Phantasie sich nach eignem Belieben bequeme Gestalten bildet, den Strahlen der Wahrheit vor, die das angenehme Blendwerk ihrer Träume verjagen. Auf eben diese Täuschungen, die das feindselige Licht der Erkenntniß zerstreuen soll, haben sie den ganzen Bau ihres Glücks gegründet, und sie sollten eine Wahrheit so theuer kaufen, die damit anfängt, ihnen alles zu nehmen, was Werth für sie besitzt. Sie müßten schon weise seyn, um die Weisheit zu lieben: eine Wahrheit, die derjenige schon fühlte, der der Philosophie ihren Namen gab.

Nicht genug also, daß alle Aufklärung des Verstandes nur insoferne Achtung verdient, als sie auf den Charak-

ter zurückfließt ; sie geht auch gewissermaßen von dem Charakter aus , weil der Weg zu dem Kopf durch das Herz muß geöffnet werden. Ausbildung des Empfindungsvermögens ist also das dringendere Bedürfnis der Zeit , nicht bloß weil sie ein Mittel wird , die verbesserte Einsicht für das Leben wirksam zu machen , sondern selbst darum , weil sie zu Verbesserung der Einsicht erweckt.

N e u n t e r B r i e f .

Uber ist hier nicht vielleicht ein Zirkel? Die theoretische Kultur soll die praktische herbeiführen und die praktische doch die Bedingung der theoretischen seyn? Alle Verbesserung im politischen soll von Veredlung des Charakters ausgehen — aber wie kann sich unter den Einflüssen einer barbarischen Staatsverfassung der Charakter veredeln? Man müßte also zu diesem Zwecke ein Werkzeug auffuchen, welches der Staat nicht hergiebt, und Quellen dazu eröffnen, die sich bey aller politischen Verderbniß rein und lauter erhalten.

Jetzt bin ich an dem Punkt angelangt, zu welchem alle meine bisherigen Betrachtungen hingestremt haben. Dieses Werkzeug ist die schöne Kunst, diese Quellen öffnen sich in ihren unsterblichen Mustern.

Von allem, was positiv ist und was menschliche Conventionen einführen, ist die Kunst, wie die Wissenschaft losgesprochen, und beyde erfreuen sich einer absoluten Immunität von der Willkühr der Menschen. Der politische Gesetzgeber kann ihr Gebieth sperren, aber darin herrschen kann er nicht. Er kann den Wahrheitsfreund ächten, aber die Wahrheit besteht; er kann den Künstler erniedrigen, aber die Kunst kann er nicht verfälschen. Zwar ist nichts gewöhnlicher, als daß beyde, Wissenschaft und Kunst, dem Geist des Zeitalters huldigen, und der hervorbringende Geschmack von dem beurtheilenden das Gesetz empfängt. Wo der Charakter straff wird und sich verhärtet, da sehen wir die Wissenschaft

streng ihre Grenzen bewachen, und die Kunst in der schweren Fesseln der Regel gehn; wo der Charakter erschläft und sich auflöst, da wird die Wissenschaft zu gefallen und die Kunst zu vergnügen streben. Ganze Jahrhunderte lang zeigen sich die Philosophen wie die Künstler geschäftig, Wahrheit und Schönheit in die Tiefen gemeiner Menschheit hinabzutauschen; jene gehen darinn unter, aber mit eigener unzerstörbarer Lebenskraft ringen sich diese liegend empor.

Der Künstler ist zwar der Sohn seiner Zeit, aber schlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar noch ihr Günstling ist. Eine wohlthätige Gottheit reiße den Säugling von seiner Mutter Brust, nähre ihn mit der Milch eines bessern Alters, und lasse ihn unter fernem griechischen Himmel zur Mündigkeit reifen. Wenn er dann Mann geworden ist, so kehre er, eine fremde Gestalt, in sein Jahrhundert zurück; aber nicht, um es mit seiner Erscheinung zu erfreuen, sondern furchtbar wie Agamemnons Sohn, um es zu reinigen. Den Stoff zwar wird er von der Gegenwart nehmen, aber die Form von einer edleren Zeit, ja jenseits aller Zeit, von der absoluten unwandelbaren Einheit seines Wesens entlehnen. Hier aus dem reinen Aether seiner dämonischen Natur rinnt die Quelle der Schönheit herab, unangesteckt von der Verderbnis der Geschlechter und Zeiten, welche tief unter ihr in trüben Strudeln sich wälzen. Seinen Stoff kann die Laune entehren, wie sie ihn geädelt hat, aber die keusche Form ist ihrem Wechsel entzogen. Der Römer des ersten Jahrhunderts hatte längst schon die Kniee vor seinen Kaisern gebeugt, als die Bildsäulen noch aufrecht standen, die Tempel blieben dem

dem Auge heilig, als die Götter längst zum Gelächter dienten, und die Schandthaten eines Nero und Commodus beschämte der edle Styl des Gebäudes, das seine Hülle dazu gab. Die Menschheit hat ihre Würde verloren, aber die Kunst hat sie gerettet und aufbewahrt in bedeutenden Steinen; die Wahrheit lebt in der Täuschung fort, und aus dem Nachbilde wird das Urbild wieder hergestellt werden. So wie die edle Kunst die edle Natur überlebte, so schreitet sie derselben auch in der Begeisterung, bildend und erweckend, voran. Ehe noch die Wahrheit ihr siegendes Licht in die Tiefen der Herzen sendet, fängt die Dichtungskraft ihre Strahlen auf, und die Gipfel der Menschheit werden glänzen, wenn noch feuchte Nacht in den Thälern liegt.

Wie verwahrt sich aber der Künstler vor den Verderbnissen seiner Zeit, die ihn von allen Seiten umfassen? Wenn er ihr Urtheil verachtet. Er blicke aufwärts nach seiner Würde und dem Gesetz, nicht niederwärts nach dem Glück und nach dem Bedürfniß. Gleich frey von der eiteln Geschäftigkeit, die in den flüchtigen Augenblick gern ihre Spur drücken möchte, und von dem ungeduldigen Schwärmergeist, der auf die dürstige Geburt der Zeit den Maaßstab des Unbedingten anwendet, überlasse er dem Verstande, der hier einheimisch ist, die Sphäre des Wirklichen; er aber strebe, aus dem Bunde des Möglichen mit dem Nothwendigen das Ideal zu erzeugen. Dieses präge er aus in Täuschung und Wahrheit, präge es in die Spiele seiner Einbildungskraft, und in den Ernst seiner Thaten, präge es aus in allen sinnlichen und geistigen Formen und werfe es schweigend in die unendliche Zeit.

Aber nicht jedem, dem dieses Ideal in der Seele glüht, wurde die schöpferische Ruhe und der grosse geduldige Sinn verliehen, es in den verschwiegenen Stein einzudrücken, oder in das nüchterne Wort auszugießen, und den treuen Händen der Zeit zu vertrauen. Viel zu ungestüm, um durch dieses ruhige Mittel zu wandern, stürzt sich der göttliche Bildungstrieb oft unmittelbar auf die Gegenwart und auf das handelnde Leben, und unternimmt, den formlosen Stoff der moralischen Welt umzubilden. Dringend spricht das Unglück seiner Gattung zu dem fühlenden Menschen, dringender ihre Entwürdigung, der Enthusiasmus entflammt sich, und das glühende Verlangen strebt in kraftvollen Seelen ungeduldig zur That. Aber befragte er sich auch, ob diese Unordnungen in der moralischen Welt seine Vernunft beleidigen, oder nicht vielmehr seine Selbstliebe schmerzen? Weis er es noch nicht, so wird er es an dem Eifer erkennen, womit er auf bestimmte und beschleunigte Wirkungen dringt. Der reine moralische Trieb ist aufs Unbedingte gerichtet, für ihn giebt es keine Zeit, und die Zukunft wird ihm zur Gegenwart, sobald sie sich aus der Gegenwart nothwendig entwickeln muß. Vor einer Vernunft ohne Schranken ist die Richtung zugleich die Vollendung, und der Weg ist zurückgelegt, sobald er eingeschlagen ist.

Gieb also, werde ich dem jungen Freund der Wahrheit und Schönheit zur Antwort geben, der von mir wissen will, wie er dem edeln Trieb in seiner Brust, bey allem Widerstande des Jahrhunderts, Genüge zu thun habe, gieb der Welt, auf die du wirkst, die Richtung zum Guten, so wird der ruhige Rhythmus der Zeit die

Entwicklung bringen. Diese Richtung hast du ihr gegeben, wenn du, lehrend, ihre Gedanken zum Nothwendigen und Ewigen erhebst, wenn du, handelnd oder bildend, das Nothwendige und Ewige in einen Gegenstand ihrer Triebe verwandelst. Fallen wird das Gebäude des Wahns und der Willkührlichkeit, fallen muß es, es ist schon gefallen, sobald du gewiß bist, daß es sich neigt; aber in dem innern, nicht bloß in dem äussern Menschen muß es sich neigen. In der schaamhaften Stille deines Gemüths erziehe die siegende Wahrheit, stelle sie aus dir heraus in der Schönheit, daß nicht bloß der Gedanke ihr huldige, sondern auch der Sinn ihre Erscheinung liebend ergreife. Und damit es dir nicht begegne, von der Wirklichkeit das Muster zu empfangen, das du ihr geben sollst, so wage dich nicht eher in ihre bedenkliche Gesellschaft, bis du eines idealischen Gefolges in deinem Herzen versichert bist. Lebe mit deinem Jahrhundert, aber sey nicht sein Geschöpf; leiste deinen Zeitgenossen, aber was sie bedürfen, nicht was sie loben. Ohne ihre Schuld getheilt zu haben, theile mit edler Resignation ihre Strafen, und beuge dich mit Freyheit unter das Joch, das sie gleich schlecht entbehren und tragen. Durch den standhaften Muth, mit dem du ihr Glück verschmähest, wirst du ihnen beweisen, daß nicht deine Feigheit sich ihren Leiden unterwirft. Denke sie dir, wie sie seyn sollten, wenn du auf sie zu wirken hast, aber denke sie dir, wie sie sind, wenn du für sie zu handeln versucht wirst. Ihren Beyfall suche durch ihre Würde, aber auf ihren Unwerth berechne ihr Glück, so wird dein eigener Adel dort den ihrigen aufwecken, und ihre Unwürdigkeit hier deinen Zweck nicht vernichten. Der Ernst deiner Grundsätze wird sie von dir scheuchen, aber im Spiele ertragen sie sie noch;

ihre Geschmack ist keuscher als ihr Herz, und hier mußt du den scheuen Flüchtling ergreifen. Ihre Maximen wirst du umsonst bestürmen, ihre Thaten umsonst verdammen, aber an ihrem Müßiggange kannst du deine bildende Hand versuchen. Verjage die Willkühr, die Frivolität, die Rohigkeit aus ihren Vergnügungen, so wirst du sie unvermerkt auch aus ihren Handlungen, endlich aus ihren Gesinnungen verbannen. Wo du sie findest, umgieb sie mit edeln, mit grossen, mit geistreichen Formen, schliesse sie ringsum mit den Symbolen des Vortreflichen ein, bis der Schein die Wirklichkeit und die Kunst die Natur überwindet.

Die Fortsetzung folgt.

III

Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten.

In jenen unglücklichen Tagen, welche für Deutschland, für Europa, ja für die übrige Welt die traurigsten Folgen hatten, als das Heer der Franken durch eine übel verwahrte Lücke in unser Vaterland einbrach, verließ eine edle Familie ihre Besitzungen in jenen Gegenden und entfloß über den Rhein, um den Bedrängnissen zu entgehen, womit alle ausgezeichnete Personen bedrohet waren, denen man zum Verbrechen machte, daß sie sich ihrer Väter mit Freuden und Ehren erinnerten, und mancher Vortheile genossen, die ein wohlthätender Vater seinen Kindern und Nachkommen so gern zu verschaffen wünschte.

Die Baroness von C., eine Wittwe in mittlern Jahren, erwies sich auch jetzt auf dieser Flucht, wie sonst zu Hause, zum Troste ihrer Kinder, Verwandten und Freunde, entschlossen und thätig. In einer weiten Sphäre erzogen und durch mancherley Schicksale ausgebildet, war sie als eine treffliche Hausmutter bekannt, und jede Art von Geschäft erschien ihrem durchdringenden Geiste willkommen. Sie wünschte Vielen zu dienen und ihre ausgebreitete Bekanntschaft setzte sie in den Stand es zu thun. Nun mußte sie sich unerwartet als Führerin einer kleinen Caravane darstellen und mußte auch diese zu leiten, für sie zu sorgen und den guten Humor, wie er sich zeigte, in ihrem Kreise, auch mitten unter Bangigkeit und Noth zu unterhalten. Und wirklich stellte sich

bei unſern Züchtlingen die gute Lagne nicht ſelten ein, denn überraiſchende Verfälle, neue Verhältnisse gaben den aufgeregten Gemüthern manchen Stoff zu Eifer; und Lachen.

Bei der übereilten Flucht war das Betragen eines jeden charakteriſtiſch und anſaßend. Das eine ließ ſich durch eine falſche Furcht, durch ein unzeitiges Schrecken hineinſenken; das andere gab einer unnöthigen Sorge Raum, und alles, was dieſer zu viel jener zu wenig that, jeder Fall wo ſich Schwäche in Nachgiebigkeit oder Uebereilung zeigte, gab in der Folge Gelegenheit ſich wechſelſeitig zu plagen und aufzuziehen, ſo daß dadurch dieſe traurige Zuſtände luſtiger wurden, als eine vorſägliche Luſtreiſe ehemals hätte werden können.

Denn wie wir manchmal in der Comödie eine Zeitlang ohne über die abſichtlichen Poſſen zu lachen, erſthaft zuſchauen können, dagegen aber ſogleich ein lautes Gelächter entſteht, wenn in der Tragödie etwas Unſchickliches vorkommt: ſo wird auch ein Unglück in der wirklichen Welt das die Menſchen aus ihrer Faſſung bringt gewöhnlich von lächerlichen, oft auf der Stelle, gewiß aber hinterdrein, belachten Umſtänden begleitet ſeyn.

Befonders mußte Fräulein Luise, die älteſte Tochter der Baroness, ein lebhaftes, heftiges und in guten Tagen herrliches Frauenzimmer ſehr vieles leiden, da von ihr behauptet wurde, daß ſie bei dem erſten Schrecken ganz aus der Faſſung gerathen ſey, in Zerſtreuung, ja in einer Art von völligen Abweſenheit die unnützeſten Sachen mit dem größten Ernſte zum Aufpacken gebracht.

ja sogar einen alten Bedienten für ihren Bräutigam angesehen habe.

Sie vertheidigte sich aber so gut sie konnte, nur wollte sie keinen Scherz der sich auf ihren Bräutigam bezog, dulden, indem es ihr schon Leiden genug verursachte, ihn bey der alliirten Armee, in täglicher Gefahr, zu wissen, und eine gewünschte Verbindung durch die allgemeine Zerrüttung aufgeschoben und vielleicht gar vereitelt zu sehen.

Ihr älterer Bruder Friedrich, ein entschlossener junger Mann, führte alles was die Mutter beschloß mit Ordnung und Genauigkeit aus, begleitete zu Pferde den Zug und war zugleich Courier, Wagenmeister und Wegweiser. Der Lehrer des jüngern, hoffnungsvollen Sohnes, ein wohl unterrichteter Mann, leistete der Baronesse im Wagen Gesellschaft; Better Karl fuhr mit einem alten Geistlichen, der, als Hausfreund, schon lange der Familie unentbehrlich geworden war, mit einer älteren und jüngeren Verwandten in einem nachfolgenden Wagen. Kammermädchen und Kammerdiener folgten in Halbchaisen, und einige schwerdepactte Brankards, die auf mehr als einer Station zurückbleiben mußten, schlossen den Zug.

Ungern hatte, wie man leicht denken kann, die ganze Gesellschaft ihre Wohnungen verlassen, aber Better Karl entfernte sich mit doppeltem Widerwillen von dem jenseitigen Rheinufer; nicht daß er etwa eine Geliebte daselbst zurückgelassen hätte, wie man nach seiner Jugend, seiner guten Gestalt und seiner leidenschaftlichen Natur hätte vermuthen sollen, er hatte sich vielmehr von der

blendenden Schönheit verführen lassen, die unter dem Namen Freyheit sich erst heimlich, dann öffentlich so viele Anbeter zu verschaffen mußte, und, so übel sie auch die einen behandelte, von den andern mit grosser Lebhaftigkeit verehrt wurde.

Wie Liebende gewöhnlich von ihrer Leidenschaft verblindet werden, so erging es auch Better Karl n. Sie wünschen den Besitz eines einzigen Gutes, und wähnen alles übrige dagegen entbehren zu können. Stand, Glücksgüter, alle Verhältnisse scheinen in Nichts zu verschwinden, indem das gewünschte Gut zu Einem zu Allem wird. Eltern, Verwandte und Freunde werden uns fremd indem wir uns etwas zueignen, das uns ganz ausfüllt und uns alles übrige fremd macht.

Better Karl überließ sich der Hestigkeit seiner Neigung und verhehlte sie nicht in Gesprächen. Er glaubte um so freyer sich diesen Gesinnungen ergeben zu können, als er selbst ein Edelmann war, und, obgleich der zweyte Sohn, dennoch ein ansehnliches Vermögen zu erwarten hatte. Eben diese Güter, die ihm künftig zufallen mußten, waren jetzt in Feindes Händen, der nicht zum besten darauf haufte, demohngeachtet konnte Karl einer Nation nicht feind werden, die der Welt so viele Vortheile versprach, und deren Gesinnungen er nach öffentlichen Reden und Aeussierungen einiger Mitglieder beurtheilte. Gewöhnlich störte er die Zufriedenheit der Gesellschaft, wenn sie ja derselben noch fähig war, durch ein unmäßiges Lob alles dessen, was bey den Neusranken Gutes oder Böses geschah, durch ein lautes Vergnügen über ihre Fortschritte, wodurch er die Andern um desto

mehr aus der Fassung brachte, als sie ihre Leiden durch die Schadenfreude eines Freundes und Verwandten verdoppelt nur um so schmerzlicher empfinden mußten.

Friedrich hatte sich schon einigemal mit ihm überworfen und ließ sich in der letzten Zeit gar nicht mehr mit ihm ein. Die Baronesse mußte ihn auf eine kluge Weise wenigstens zu augenblicklicher Mäßigung zu leiten; Fräulein Luise machte ihm am meisten zu schaffen, indem sie, freylich oft ungerechter Weise, seinen Charakter und seinen Verstand verdächtig zu machen suchte. Der Hofmeister gab ihm im Stillen recht; der Geistliche im Stillen unrecht und die Kammermädchen, denen seine Gestalt reizend und seine Freygebigkeit respektabel war, hörten ihn gerne reden, weil sie sich durch seine Gesinnungen berechtigt glaubten, ihre zärtlichen Augen, die sie bisher vor ihm bescheiden niedergeschlagen hatten, nunmehr in Ehren nach ihm aufzuheben.

Die Bedürfnisse des Tages, die Hindernisse des Weges, die Unannehmlichkeiten der Quartiere führten die Gesellschaft gewöhnlich auf ein gegenwärtiges Interesse zurück, und die grosse Anzahl französischer und deutscher Ausgewanderten, die sie überall antrafen und deren Betragen und Schicksale sehr verschieden waren, gaben ihnen oft zu Betrachtungen Anlaß, wieviel Ursach man habe, in diesen Zeiten alle Tugenden, besonders aber die Tugend der Unpartheylichkeit und Verträglichkeit zu üben.

Eines Tages machte die Baronesse die Bemerkung, daß man nicht deutlicher sehen könne wie ungebildet, in jedem Sinne, die Menschen seyen, als in solchen Au-

genblicken allgemeiner Verwirrung und Noth. Die bürgerliche Verfassung, sagte sie: scheint wie ein Schiff zu seyn, das eine grosse Anzahl Menschen, alte und junge, gesunde und franke über ein gefährliches Wasser, auch selbst zu Zeiten des Sturms, hinüber bringt, nur in dem Augenblicke wenn das Schiff scheitert, sieht man wer schwimmen kann und selbst gute Schwimmer gehen unter solchen Umständen zu Grunde.

Wir sehen meist die Ausgewanderten ihre Fehler und alberne Gewohnheiten mit sich in der Irre herum führen und wundern uns darüber. Doch wie den reisenden Engländer der Theekessel in allen vier Welttheilen nicht verläßt, so wird die übrige Masse der Menschen von stolzen Anforderungen, Eitelkeit, Unmäßigkeit, Ungeduld, Eigensinn, Schiefheit im Urtheil und der Lust ihrem Nebenmenschen tückisch etwas zu versehen, überall hinbegleitet; der Leichtsinrige freut sich der Flucht wie einer Spazierfahrt und der Ungenügsame verlangt daß ihm auch noch als Bettler alles zu Diensten stehe. Wie selten daß uns die reine Tugend irgend eines Menschen erscheint, der wirklich für andere zu leben, für andere sich aufzuopfern getrieben wird.

Indessen man nun mancherley Bekanntschaften machte, die zu solchen Betrachtungen Gelegenheit gaben, war der Winter vorbey gegangen. Das Glück hatte sich wieder zu den deutschen Waffen gesellt, die Franzosen waren wieder über den Rhein hinüber gedrängt, Frankfurt befreit und Mainz eingeschlossen.

In der Hoffnung auf den weiteren Fortgang der Krie-

reichen Waffen, und begierig wieder einen Theil ihres Eigenthums zu ergreifen, eilte die Familie auf ein Gut, das an dem rechten Ufer des Rhein's, in der schönsten Lage, ihr zugehörte. Wie erquickt fanden sie sich, als sie den schönen Strom wieder vor ihren Fenstern vorbeistriesen sahen, wie freudig nahmen sie wieder von jedem Theile des Hauses Besitz, wie freundlich begrüßten sie die bekannten Mobilien, die alten Bilder und jeglichen Hausrath, wie werth war ihnen auch das geringste das sie schon verloren gegeben hatten, wie stiegen ihre Hoffnungen: dereinst auch jenseit des Rheines alles noch in dem alten Zustande zu finden!

Raum erscholl in der Nachbarschaft die Ankunft der Baronesse, als alle alte Bekannte, Freunde und Diener herbeyeilten sich mit ihr zu besprechen, die Geschichten der vergangenen Monate zu wiederholen und sich, in manchen Fällen, Rath und Beystand von ihr zu erbitten.

Umgeben von diesen Besuchen ward sie außß angenehmste überrascht, als der Geheimerath von S. mit seiner Familie bey ihr ankam. Ein Mann dem die Geschäfte von Jugend auf zum Bedürfniß geworden waren, ein Mann der das Zutrauen seines Fürsten verdiente und besaß. Er hielt sich streng an Grundsätze und hatte über manche Dinge seine eigene Denkungsweise. Er war genau in Reden und Handeln und forderte das Gleiche von andern. Ein consequentes Betragen schien ihm die höchste Tugend.

Sein Fürst, das Land, er selbst hatten viel durch den Einfall der Franzosen gelitten; er hatte die Willkühr

der Nation, die nur vom Gesetz sprach, kennen gelernt und den Unterdrückungsgeist derer die das Wort Freiheit immer im Munde führten. Er hatte gesehen, daß auch in diesem Falle der große Haufe sich treu blieb, und Wort für That, Schein für Besitz mit großer Hefigkeit aufnahm. Die Folgen eines unglücklichen Feldzugs, so wie die Folgen jener verbreiteten Gesinnungen und Meinungen blieben seinem Scharfblicke nicht verborgen, obgleich nicht zu leugnen war, daß er manches mit hypochondrischem Gemüthe betrachtete und mit Leidenschaft beurtheilte.

Seine Gemahlinn, eine Jugendfreundin der Baronesse, fand, nach so viel Trübsalen, einen Himmel in den Armen ihrer Freundin. Sie waren mit einander aufgewachsen, hatten sich mit einander gebildet, sie kannten keine Geheimnisse vor einander. Die ersten Neigungen junger Jahre, die bedenklichen Zustände der Ehe, Freuden, Sorgen und Leiden als Mütter, alles hatten sie sich sonst, theils mündlich, theils in Briefen, vertraut, und hatten eine ununterbrochene Verbindung erhalten. Nur diese letzte Zeit her waren sie durch die Unruhen verhindert worden, sich einander, wie gewöhnlich, mitzutheilen. Um so lebhafter drängten sich ihre gegenwärtige Gespräche, um destomehr hatten sie einander zu sagen, in dessen die Töchter der Geheimeräthin ihre Zeit mit Fräulein Luise in einer wachsenden Vertraulichkeit zu brachten.

Leider ward der schöne Genuß dieser reizenden Gegend oft durch den Donner der Kanonen gestört, den man, je nachdem der Wind sich drehte, aus der Ferne deutli-

cher oder undeutlicher vernahm. Eben so wenig konnte bey den vielen zuströmenden Neuigkeiten des Tages der politische Discurs vermieden werden, der gewöhnlich die augenblickliche Zufriedenheit der Gesellschaft störte, indem die verschiedenen Denkungsarten und Meynungen von beyden Seiten sehr lebhaft geäußert wurden. Und wie unmäßige Menschen sich deßhalb doch nicht des Weins und schwer zu verdauender Speisen enthalten, ob sie gleich aus der Erfahrung wissen, daß ihnen darauf ein unmittelbares Uebelseyn bevorsteht; so konnten auch die meisten Glieder der Gesellschaft sich in diesem Falle nicht bändigen, vielmehr gaben sie dem unwiderstehlichen Reiz nach, andern wehe zu thun und sich selbst dadurch am Ende eine unangenehme Stunde zu bereiten.

Man kann leicht denken, daß der Geheimerath diejenige Parthey anführte, welche dem alten System zugehan war, und daß Karl für die entgegengesetzte sprach, welche von bevorstehenden Neuerungen Heilung und Belebung des alten kranken Zustandes hofften.

Im Anfange wurden diese Gespräche noch mit ziemlicher Mäßigung geführt, besonders da die Baronesse durch anmuthige Zwischenreden beyde Theile im Gleichgewicht zu halten wußte; als aber die wichtige Epoche herannahete, daß die Blokade von Mainz in eine Belagerung übergehen sollte, und man nunmehr für diese schöne Stadt und ihre zurückgelassenen Bewohner lebhafter zu fürchten anfang, äusserte jedermann seine Meynungen mit ungebundener Leidenschaft.

Besonders waren die daselbst zurückgebliebenen Club-

bisten ein Gegenstand des allgemeinen Gesprächs und jeder erwartete ihre Bestrafung oder Befreyung je nachdem er ihre Handlungen entweder schalt oder billigte.

Unter die ersten gehörte der Geheimerath, dessen Argumente Karl'n am verdrießlichsten auffielen, wenn er den Verstand dieser Leute angriff, und sie einer völligen Unkenntniß der Welt und ihrer selbst beschuldigte.

Wie verblendet müssen sie seyn! rief er aus, als an einem Nachmittage das Gespräch sehr lebhaft zu werden anfing: wenn sie wäñnen, daß eine ungeheure Nation, die mit sich selbst in der größten Verwirrung kämpft und, auch in ruhigen Augenblicken, nichts als sich selbst zu schätzen weiß, auf sie mit einiger Theilnehmung herunterblicken werde. Man wird sie als Werkzeuge betrachten, sie eine Zeitlang gebrauchen und endlich wegwerfen oder wenigstens vernachlässigen. Wie sehr irren sie sich, wenn sie glauben, daß sie jemals in die Zahl der Franzosen aufgenommen werden könnten.

Jedem der mächtig und groß ist erscheint nichts lächerlicher als ein kleiner und schwacher, der in der Dunkelheit des Wahns, in der Unkenntniß sein selbst, seiner Kräfte und seines Verhältnisses sich jenem gleich zu stellen dünkt, und glaubt ihr denn, daß die grosse Nation nach dem Glücke, das sie bisher begünstigt, weniger stolz und übermüthig seyn werde, als irgend ein anderer königlicher Sieger?

Wie mancher, der jetzt als Municipalbeamter mit der Schärpe herumläuft, wird die Maske verwünschen,

wenn er, nachdem er seine Landsleute in eine neue widerliche Form zu zwingen geholfen hat, zuletzt, in dieser neuen Form, von denen, auf die er sein ganzes Vertrauen setzte, niedrig behandelt wird. Ja es ist mir höchst wahrscheinlich, daß man bey der Uebergabe der Stadt, die wohl nicht lange verzögert werden kann, sie den unsrigen überliefert oder überläßt. Mögen sie doch alsdenn ihren Lohn dahin nehmen, mögen sie alsdenn die Züchtigung empfinden, die sie verdienen, ich mag sie so unpartheyisch richten als ich kann.

Unpartheyisch! rief Karl mit Hestigkeit aus: wenn ich doch dieß Wort nicht wieder sollte aussprechen hören! Wie kann man diese Menschen so geradezu verdammen? Freylich haben sie nicht ihre Jugend und ihr Leben zugebracht in der hergebrachten Form sich und andern begünstigten Menschen zu nützen. Freylich haben sie nicht die wenigen wohnbaren Zimmer des alten Gebäudes besessen und sich darinne gepflegt, vielmehr haben sie die Unbequemlichkeit der vernachlässigten Theile eures Staatspallastes mehr empfunden, weil sie selbst ihre Tage kümmerlich und gedrückt darin zubringen mußten; sie haben nicht, durch eine mechanisch erleichterte Geschäftigkeit beflohen, dasjenige für gut angesehen, was sie einmal zu thun gewohnt waren; freylich haben sie nur im Stillen der Einseitigkeit, der Unordnung, der Läßigkeit, der Ungeschicklichkeit zusehen können, womit eure Staatsleute sich noch Ehrfurcht zu erwerben glauben; freylich haben sie nur heimlich wünschen können, daß Mühe und Genuß gleicher ausgetheilt seyn möchten! Und wer wird leugnen, daß unter ihnen nicht wenigstens Einige wohlthätende und tüchtige Männer sich befinden, die, wenn sie auch

In diesem Augenblicke das Beste zu bewirken nicht im Stande sind, doch durch ihre Vermittlung das Uebel zu lindern und ein künftiges Gute vorzubereiten das Glück haben, und da man solche darunter zählt, wer wird sie nicht bedauern, wenn der Augenblick naht, der sie ihrer Hoffnungen vielleicht auf immer berauben soll.

Der Geheimerath scherzte darauf, mit einiger Bitterkeit, über junge Leute die einen Gegenstand zu idealisiren geneigt seyen; Karl schonte dagegen diejenigen nicht, welche nur nach alten Formen denken könnten, und was dahinein nicht passe nothwendig verwerfen müßten.

Durch mehreres Hin- und Wiederreden ward das Gespräch immer heftiger und es kam von beyden Seiten alles zur Sprache, was im Laufe dieser Jahre so manche gute Gesellschaft entzweit hatte. Vergebens suchte die Baronesse, wo nicht einen Frieden, doch wenigstens einen Stillstand zuwege zu bringen; selbst die Geheimeräthlin, die als ein liebenswürdiges Weib, einige Herrschaft über Karls Gemüth sich erworben hatte, suchte vergebens auf ihn zu wirken, das ihr um so weniger gelang als ihr Gemahl fortfuhr treffende Weile auf Jugend und Unerfahrenheit loszudrücken und über die besondere Neigung der Kinder mit dem Feuer zu spielen, das sie doch nicht regieren könnten, zu spotten.

Karl, der sich im Zorn nicht mehr kannte, hielt mit dem Geständniß nicht zurück: daß er den französischen Waffen alles Glück wünsche, und daß er jeden Deutschen auffordere, der alten Sklaverey ein Ende zu machen, daß er von der französischen Nation überzeugt sey, sie werde

die edlen Deutschen, die sich für sie erklärt, zu schätzen wissen, als die ihrigen ansehen und behandeln und nicht etwa aufopfern oder ihrem Schicksale überlassen, sondern sie mit Ehren, Gütern und Zutrauen überhäufen.

Der Geheimerath behauptete dagegen, es sey lächerlich zu denken, daß die Franzosen nur irgend einen Augenblick, bey einer Capitulation oder sonst für sie sorgen würden, vielmehr würden diese Leute gewiß in die Hände der Allirten fallen und er hoffe sie alle gehangen zu sehen.

Diese Drohung hielt Karl nicht aus und rief vielmehr: er hoffe, daß die Guillotine auch in Deutschland eine gesegnete Erndte finden und kein schuldiges Haupt verfehlen werde. Dazu fügte er einige sehr starke Vorwürfe, welche den Geheimerath persönlich trafen und in jedem Sinne beleidigend waren.

So muß ich denn wohl, sagte der Geheimerath: mich aus einer Gesellschaft entfernen, in der nichts was sonst achtungswerth schien, mehr geehrt wird. Es thut mir leid, daß ich zum zweytenmal, und zwar durch einen Landsmann vertrieben werde; aber ich sehe wohl, daß von diesem weniger Schonung als von den Neufranken zu erwarten ist, und ich finde wieder die alte Erfahrung bestätigt, daß es besser sey den Türken als den Renegaten in die Hände zu fallen.

Mit diesen Worten stand er auf und gieng aus dem Zimmer. Seine Gemahlin folgte ihm. Die Gesellschaft schwieg. Die Baronesse gab mit einigen, aber starken,

Ausdrücken ihr Mißvergnügen zu erkennen. Karl gieng im Saale auf und ab. Die Geheimeräthin kam weinend zurück und erzählte daß ihr Gemahl einpacken lasse und schon Pferde bestellt habe. Die Baronesse gieng zu ihm ihn zu bereden; indessen weinten die Fräulein und küßten sich und waren äusserst betrübt, daß sie sich so schnell und unerwartet von einander trennen sollten. Die Baronesse kam zurück. Sie hatte nichts ausgerichtet. Man fing an nach und nach alles zusammen zu tragen was den Fremden gehörte. Die traurigen Augenblicke des Loslöfens und Scheidens wurden sehr lebhaft empfunden. Mit den letzten Kästchen und Schachteln verschwand alle Hoffnung. Die Pferde kamen und die Thränen flossen reichlicher.

Der Wagen fuhr fort und die Baronesse sah ihm nach; die Thränen standen ihr in den Augen. Sie trat vom Fenster zurück und setzte sich an den Sticrahmen. Die ganze Gesellschaft war still, ja verlegen, besonders äußerte Karl seine Unruhe, indem er, in einer Ecke sitzend, ein Buch durchblättert und manchmal drüber weg nach seiner Tante sah. Endlich stand er auf und nahm seinen Hut, als wenn er weggehen wollte; allein in der Thüre kehrte er um, trat an den Rahmen und sagte mit edler Fassung: ich habe Sie beleidigt, liebe Tante, ich habe Ihnen Verdruß verursacht, verzeihen Sie meiner Ueber-eilung, ich erkenne meinen Fehler und fühl' ihn tief.

Ich kann verzeihen, antwortete die Baronesse: ich werde keinen Groll auf dich hegen, weil du ein edler guter Mensch bist; aber du kannst nicht wieder gut machen, was du verdorben hast. Ich entbehre durch deine Schuld

in diesen Augenblicken die Gesellschaft einer Freundin, die ich seit langer Zeit zum erstenmal wieder sah, die mir das Unglück selbst wieder zuführte, und in deren Umgang ich manche Stunde das Unheil vergaß, das uns traf und das uns bedroht. Sie, die schon so lange auf einer ängstlichen Flucht herumgetrieben wird, und sich kaum wenige Tage in Gesellschaft von geliebten alten Freunden, in einer bequemen Wohnung, an einem angenehmen Orte erholt, muß schon wieder flüchtig werden und die Gesellschaft verliert dabei die Unterhaltung ihres Gatten, der, so wunderbar er auch in manchen Stücken seyn mag, doch ein trefflicher rechtschaffner Mann ist und ein unerschöpfliches Archiv von Menschen, und Welt, Kenntniß, von Begebenheiten und Verhältnissen mit sich führt, die er auf eine leichte, glückliche und angenehme Weise mitzutheilen versteht. Um diesen vielfachen Genuß bringt uns deine Hefigkeit; wodurch kannst du ersetzen, was wir verlieren?

Karl. Schonem Sie mich, liebe Tante: ich fühle meinen Fehler schon lebhaft genug, lassen Sie mich die Folgen nicht so deutlich einsehen.

Baroness. Betrachte sie vielmehr so deutlich als möglich. Hier kann nicht von Schonem die Rede seyn, es ist nur die Frage, ob du dich überzeugen kannst. Denn nicht das erstemal begehst du diesen Fehler, und es wird das letztemal nicht seyn. O ihr Menschen, wird die Noth, die euch unter Ein Dach, in Eine enge Hütte zusammen drängt, euch nicht duldsam gegen einander machen? Ist es an den ungeheuren Begebenheiten nicht genug, die auf euch und die eurigen unaufhaltsam losdringen? könnt

Ihr an euch selbst nicht so arbeiten, und ihr euch mäßig und vernünftig gegen diejenigen betragen, die euch im Grunde nichts nehmen, nichts rauben wollen? Müssen denn eure Gemüther nur so blind und unaufhaltsam wirken und drein schlagen, wie die Weltbegebenheiten, ein Gewitter oder ein ander Naturphänomen?

Karl antwortete nichts, und der Hofmeister kam von dem Fenster, wo er bisher gestanden, auf die Baronesse zu und sagte: er wird sich bessern, dieser Fall soll ihn, soll uns allen zur Warnung dienen. Wir wollen uns täglich prüfen, wir wollen den Schmerz, den Sie empfunden haben, uns vor Augen stellen, wir wollen auch zeigen, daß wir Gewalt über uns haben.

Baronesse. Wie leicht doch Männer sich überreden können, besonders in diesem Punkte! Das Wort Herrschaft ist ihnen ein so angenehmes Wort, und es klingt so vornehm sich selbst beherrschen zu wollen. Sie reden gar zu gerne davon und mögten uns glauben machen, es sey wirklich auch in der Ausübung Ernst damit, und wenn ich doch nur einen einzigen in meinem Leben gesehen hätte, der auch nur in der geringsten Sache sich zu beherrschen im Stande gewesen wäre! Wenn ihnen etwas gleichgültig ist, dann stellen sie sich gewöhnlich sehr ernsthaft, als ob sie es mit Mühe entbehrten, und was sie heftig wünschen, wissen sie sich selbst und andern als vorzüglich, nothwendig, unvermeidlich und unentbehrlich vorzustellen. Ich wüßte auch keinen, der auch nur der geringsten Entfagung fähig wäre.

Hofmeister. Sie sind selten ungerecht und ich ha

be Sie noch niemals so von Verdruß und Leidenschaft überwältigt gesehen als in diesem Augenblick.

Baroness. Ich habe mich dieser Leidenschaft wenigstens nicht zu schämen. Wenn ich mir meine Freundin, in ihrem Reisewagen, auf unbequemen Wegen mit Thränen an verletzte Gastfreundschaft sich zurück erinnernd, denke, so möcht' ich euch allen von Herzen gram werden.

Hofmeister. Ich habe Sie in den größten Uebeln nicht so bewegt und so heftig gesehen, als in diesem Augenblick.

Baroness. Ein kleines Uebel, das auf die grösseren folgt, erfüllt das Maaß, und dann ist es wohl kein kleines Uebel eine Freundin zu entbehren.

Hofmeister. Beruhigen Sie sich und vertrauen Sie uns allen, daß wir uns bessern, daß wir das Mögliche thun wollen, Sie zu befriedigen.

Baroness. Keinesweges; es soll mir keiner von euch ein Vertrauen ablocken, aber fordern will ich künftig von euch, befehlen will ich in meinem Hause.

Fordern Sie nur, befehlen Sie nur, rief Karl: und Sie sollen sich über unsern Ungehorsam nicht zu beschweren haben.

Nun meine Strenge wird so arg nicht seyn, versetzte lächelnd die Baroness, indem sie sich zusammen nahm:

Die Horen. 1795. 1stes St.

ich mag nicht gerne befehlen, besonders so freygesinnten Menschen; aber einen Rath will ich geben und eine Bitte will ich hinzufügen.

Hofmeister. Und beydes soll uns ein unverbrüchliches Gesetz seyn.

Baroness. Es wäre thöricht, wenn ich das Interesse abzulenken gedächte, das jedermann an den großen Weltbegebenheiten nimmt, deren Opfer wir leider selbst schon geworden sind. Ich kann die Gesinnungen nicht ändern, die bey einem Jeden nach seiner Denkweise entstehen, sich befestigen, streben und wirken, und es wäre eben so thöricht als grausam zu verlangen, daß er sie nicht mittheilen sollte. Aber das kann ich von dem Zirkel erwarten, in dem ich lebe, daß Gleichgesinnte sich im Stillen zu einander fügen und sich angenehm unterhalten, indem der eine dasjenige sagt, was der andere schon denkt. Auf euren Zimmern, auf Spaziergängen und wo sich Uebereinkommende treffen, eröffne man seinen Busen nach Lust, man lehne sich auf diese oder jene Meinung, ja man genieße recht lebhaft der Freude einer leidenschaftlichen Ueberzeugung. Aber, Kinder, in Gesellschaft laßt uns nicht vergessen, wieviel wir sonst schon, ehe alle diese Sachen zur Sprache kamen, um gesellig zu seyn, von unsern Eigenheiten aufopfern mußten, und daß jeder so lange die Welt stehn wird, um gesellig zu seyn, wenigstens äußerlich sich wird beherrschen müssen. Ich fordere euch also nicht im Namen der Tugend, sondern im Namen der gemeinsten Höflichkeit auf: daß mir und andern in diesen Augenblicken zu leisten, was ihr von Jugend auf, ich darf fast sagen, gegen einen jeden beobachtet habt, der euch auf der Strasse begegnete.

Ueberhaupt, fuhr die Baronesse fort: weiß ich nicht, wie wir geworden sind? wohin auf einmal jede gesellige Bildung verschwunden ist? Wie sehr hütete man sich sonst in der Gesellschaft irgend etwas zu berühren, was einem oder dem andern unangenehm seyn konnte! Der Protestante vermied in Gegenwart des Katholicken irgend eine Ceremonie lächerlich zu finden; der eifrigste Katholick ließ den Protestanten nicht merken, daß die alte Religion eine grössere Sicherheit ewiger Seligkeit gewähre. Man enthielt sich vor den Augen einer Mutter, die ihren Sohn verloren hatte, sich seiner Kinder lebhaft zu freuen, und jeder fühlte sich verlegen, wenn ihm ein solches unbedachtsames Wort entwischt war. Jeder Umstehende suchte das Versehen wieder gut zu machen, — und thun wir nicht jezo gerade das Gegentheil von allem diesem? Wir suchen recht eifrig jede Gelegenheit, wo wir etwas vorbringen können, das den andern verdriest und ihn aus seiner Fassung bringt. O laßt uns künftig, meine Kinder und Freunde, wieder zu jener Art zu seyn zurückkehren! Wir haben bisher schon manches Traurige erlebt — und vielleicht verkündigt uns bald der Rauch bey Tage und die Flammen bey Nacht den Untergang unsrer Wohnungen und unsrer zurückgelassenen Besizthümer. Laßt uns auch diese Nachrichten nicht mit Hestigkeit in die Gesellschaft bringen, laßt uns dasjenige nicht durch öftere Wiederholung tiefer in die Seele prägen, was uns in der Stille schon Schmerzen genug erregt.

Als euer Vater starb habt ihr mir wohl mit Worten und Zeichen diesen unerseßlichen Verlust bey jeder Gelegenheit erneuert? Habt ihr nicht alles, was sein Andenken zur Unzeit wieder hervorrufen konnte, zu vermeiden

und durch eure Liebe, eure stille Bemühungen und eure Gefälligkeit das Gefühl jenes Verlustes zu lindern und die Wunde zu heilen gesucht? Haben wir jetzt nicht alle nöthiger, eben jene gesellige Schonung auszuüben, die oft mehr wirkt, als eine wohlgedachte aber rohe Hülfe. Jetzt, da nicht etwa in der Mitte von Glücklichen ein oder der andere Zufall diesen oder jenen verlegt, dessen Unglück von dem allgemeinen Wohlbefinden bald wieder verschlungen wird, sondern wo unter einer ungeheuren Anzahl Unglücklicher kaum wenige, entweder durch Natur oder Bildung, einer zufälligen oder künstlichen Zufriedenheit genießen.

Karl. Sie haben uns nun genug erniedrigt, liebe Tante, wollen Sie uns nicht wieder die Hand reichen?

Baronesse. Hier ist sie, mit der Bedingung, daß ihr Lust habt euch von ihr leiten zu lassen. Rufen wir eine Amnestie aus! man kann sich jetzt nicht geschwind genug dazu entschließen.

In dem Augenblicke traten die übrigen Frauenzimmer, die sich nach dem Abschiede noch recht herzlich ausgemeint hatten, herein und konnten sich nicht bezwingen Better Karl'n freundlich anzusehen.

Kommt her, ihr Kinder, rief die Baronesse: wir haben eine ernsthafte Unterredung gehabt, die, wie ich hoffe, Friede und Einigkeit unter uns herstellen, und den guten Ton, den wir eine Zeitlang vermissen, wieder unter uns einführen soll; vielleicht haben wir nie nöthiger gehabt uns an einander zu schließen, und, wäre es auch nur wenige Stunden des Tages, uns zu zerstreuen.

Laßt uns dahin übereinkommen, daß wir, wenn wir beisammen sind, gänzlich alle Unterhaltung über das Interesse des Tages verbannen? Wie lange haben wir belehrende und aufmunternde Gespräche entbehrt, wie lange hast du uns, lieber Karl, nichts von fernen Landen und Reichen erzählt, von deren Beschaffenheit, Einwohnern, Sitten und Gebräuchen du so schöne Kenntnisse hast. Wie lange haben Sie (so redete sie den Hofmeister an) die alte und neue Geschichte, die Vergleichung der Jahrhunderte und einzelner Menschen schweigen lassen, wo sind die schönen und zierlichen Gedichte geblieben, die sonst so oft aus den Briestaschen unsrer jungen Frauenzimmer, zur Freude der Gesellschaft, hervorkamen, wohin haben sich die unbefangenen philosophischen Betrachtungen verloren? Ist die Lust gänzlich verschwunden, mit der ihr, von euren Spaziergängen, einen merkwürdigen Stein, eine, uns wenigstens, unbekannte Pflanze, ein seltsames Insekt zurückbrachtet, und dadurch Gelegenheit gabt, über den grossen Zusammenhang aller existirenden Geschöpfe wenigstens angenehm zu träumen? Laßt alle diese Unterhaltungen, die sich sonst so freiwillig darboten, durch eine Verabredung, durch Vorsatz, durch ein Gesetz wieder bey uns eintreten, bietet alle eure Kräfte auf lehrreich, nützlich und besonders gesellig zu seyn, und das alles werden wir — und noch weit mehr als jetzt, benöthigt seyn, wenn auch alles völlig drunter oder drüber gehen sollte. Kinder verspricht mir das.

Sie versprachen es mit Lebhaftigkeit.

Und nun geht, es ist ein schöner Abend, genieße ihn jeder nach seiner Weise und laßt uns beim Nachtessen,

seit langer Zeit zum erstenmal, die Früchte einer freundschaftlichen Unterhaltung genießen.

So ging die Gesellschaft auseinander, nur Fräulein Luise blieb bey der Mutter sitzen: sie konnte den Verdruß, ihre Gespielin verloren zu haben, nicht so bald vergessen, und ließ Karl'n, der sie zum Spaziergange einlud, auf eine sehr schnippische Weise abfahren. So waren Mutter und Tochter eine Zeitlang still neben einander geblieben, als der Geistliche herein trat, der von einem langen Spaziergange zurückkam, und von dem was in der Gesellschaft vorgekommen war nichts erfahren hatte. Er legte Hut und Stock ab, ließ sich nieder und wollte eben etwas erzählen; Fräulein Luise aber, als wenn sie ein angefangnes Gespräch mit ihrer Mutter fortsetzte, schnitt ihm die Rede mit folgenden Worten ab.

Manchen Personen wird denn doch das Gesetz, das eben beliebt worden ist, ziemlich unbequem seyn. Schon wenn wir sonst auf dem Lande wohnten, hat es manchmal an Stoff zur Unterredung gemangelt, denn da war nicht so täglich wie in der Stadt ein armes Mädchen zu verläumden, ein junger Mensch verdächtig zu machen; aber doch hatte man bisher noch die Ausflucht: von ein paar grossen Nationen alberne Streiche zu erzählen, die Deutschen wie die Franzosen lächerlich zu finden und bald diesen bald jenen zum Jakobiner und Clubbisten zu machen; wenn nun auch diese Quelle verstopft wird; so werden wir manche Personen wohl stumm in unsrer Mitte sehen.

Ist dieser Anfall etwa auf mich gerichtet? mein Fräulein, fing der Alte lächelnd an, nun Sie wissen, daß ich

mich glücklich schätze, manchmal ein Opfer für die übrige Gesellschaft zu werden: denn, gewiß, indem Sie bey jeder Unterhaltung Ihrer fütrefflichen Erzieherin Ehre machen, und Sie jedermann angenehm, liebenswürdig und gefällig findet; so scheinen Sie einem kleinen bösen Geist, der in Ihnen wohnt und über den Sie nicht ganz Herr werden können, für mancherley Zwang den Sie ihm anthun, auf meine Unkosten gewöhnlich einige Entschädigung zu verschaffen. Sagen Sie mir gnädige Frau, fuhr er fort, indem er sich gegen die Baronesse wandte: was ist in meiner Abwesenheit vorgegangen? und was für Gespräche sind aus unserm Zirkel ausgeschlossen?

Die Baronesse unterrichtete ihn von allem was vorgefallen war. Aufmerksam hörte er zu und versetzte sodann: es dürfte auch nach dieser Einrichtung manchen Personen nicht unmöglich seyn die Gesellschaft zu unterhalten und vielleicht besser und sichrer als andere.

Wir wollen es erleben, sagte Luise.

Dieses Gesetz, fuhr er fort: enthält nichts beschwerliches für jeden Menschen, der sich mit sich selbst zu beschäftigen wußte, vielmehr wird es ihm angenehm seyn, indem er dasjenige, was er sonst gleichsam verstohlen trieb, in die Gesellschaft bringen darf. Denn nehmen Sie mir nicht übel, Fräulein, wer bildet denn die Neuigkeitsträger, die Aufpaffer und Verläumder, als die Gesellschaft? Ich habe selten bey einer Lektüre, bey irgend einer Darstellung einer interessanten Materie, die Geist und Herz beleben sollten, einen Zirkel so aufmerksam und die Seelenkräfte so thätig gesehen, als wenn irgend et,

was Neues und zwar eben etwas das einen Mitbürger oder eine Mitbürgerin heruntersetzt, vorgetragen wurde. Fragen Sie sich selbst und fragen Sie viele andere, was giebt einer Begebenheit den Reiz? nicht ihre Wichtigkeit, nicht der Einfluß den sie hat, sondern die Neuheit. Nur das Neue scheint gewöhnlich wichtig, weil es ohne Zusammenhang Verwunderung erregt und unsere Einbildungskraft einen Augenblick in Bewegung setzt, unser Gefühl nur leicht berührt und unsern Verstand völlig in Ruhe läßt. Jeder Mensch kann ohne die mindeste Rückkehr auf sich selbst an allem was neu ist lebhaften Antheil nehmen, ja, da eine Folge von Neuigkeiten immer von einem Gegenstande zum andern fortreißt, so kann der grossen Menschenmasse nichts willkommener seyn, als ein solcher Anlaß zu ewiger Zerstreuung und eine solche Gelegenheit Lück- und Schadenfreude auf eine bequeme und immer sich erneuernde Weise auszulassen.

Nun! rief Luise, es scheint Sie wissen Sich zu helfen; sonst ging es über einzelne Personen her, jetzt soll es das ganze menschliche Geschlecht entgelten.

Ich verlange nicht, daß Sie jemals billig gegen mich seyn sollen, versetzte jener; aber so viel muß ich Ihnen sagen, wir andern, die wir von der Gesellschaft abhängen, müssen uns nach ihr bilden und richten, ja wir dürfen eher etwas thun, das ihr zuwider ist, als was ihr lästig wäre, und lästiger ist ihr in der Welt nichts als wenn man sie zum Nachdenken und zu Betrachtungen auffordert. Alles was dahin zielt muß man ja vermeiden und allenfalls das im Stillen für sich vollbringen, was bey jeder öffentlichen Versammlung versagt ist.

Für sich im Stillen mögen Sie wohl allenfalls manche Flasche Wein ausgetrunken und manche schöne Stunde des Tags verschlafen haben, fiel Luise ihm ein.

Ich habe nie, fuhr der Alte fort: auf das was ich thue viel Werth gelegt: denn ich weiß, daß ich gegen andern Menschen ein grosser Faulenzer bin; indessen hab' ich doch eine Sammlung gemacht, die vielleicht eben jetzt dieser Gesellschaft, wie sie gestimmt ist, manche angenehme Stunde verschaffen könnte.

Was ist es für eine Sammlung? fragte die Baronesse.

Gewiß nichts weiter als eine skandaleuse Chronik, setzte Luise hinzu.

Sie irren sich, sagte der Alte.

Wir werden sehen, versetzte Luise.

Laß ihn ausreden, sagte die Baronesse: und überhaupt gewöhne dir nicht an, einem, der es auch zum Scherze leiden mag, hart und unfreundlich zu begegnen. Wir haben nicht Ursache den Unarten, die in uns stecken, auch nur im Scherze Nahrung zu geben. Sagen Sie mir, mein Freund, worinn besteht Ihre Sammlung? wird sie zu unsrer Unterhaltung dienlich und schicklich seyn? ist sie schon lange angefangen? warum haben wir noch nichts davon gehört?

Ich will Ihnen hierüber Rechenschaft geben, versetzte der Alte. Ich lebe schon lange in der Welt und habe im

mer gern auf das acht gegeben, was diesem oder jenem Menschen begegnet. Zur Uebersicht der grossen Geschichte fühl ich weder Kraft noch Muth, und die einzelnen Weltbegebenheiten verwirren mich; aber unter den vielen Privatgeschichten, wahren und falschen, mit denen man sich im Publiko trägt, die man sich insgeheim einander erzählt, giebt es manche die noch einen reineren, schönern Reiz haben, als den Reiz der Neuheit. Manche die durch eine geistreiche Wendung uns immer zu erheitern Anspruch machen, manche die uns die menschliche Natur und ihre innere Verborgeneheiten auf einen Augenblick eröffnen, andere wieder, deren sonderbare Albernheiten uns ergötzen. Aus der grossen Menge, die im gemeinen Leben unsere Aufmerksamkeit und unsre Bosheit beschäftigen und die eben so gemein sind als die Menschen, denen sie begegnen oder die sie erzählen, habe ich diejenigen gesammelt, die mir nur irgend einen Charakter zu haben schienen, die meinen Verstand, die mein Gemüth berührten und beschäftigten und die mir, wenn ich wieder daran dachte, einen Augenblick reiner und ruhiger Heiterkeit gewährten.

Ich bin sehr neugierig, sagte die Baronesse, zu hören, von welcher Art Ihre Geschichten sind und was sie eigentlich behandeln.

Sie können leicht denken, versetzte der Alte: daß von Prozessen und Familienangelegenheiten nicht öfters die Rede seyn wird. Diese haben meistens nur ein Interesse für die welche damit geplagt sind.

Luise. Und was enthalten sie denn?

Der Alte. Sie behandeln, ich will es nicht leugnen, gewöhnlich die Empfindungen, wodurch Männer und Frauen verbunden oder entzweyhet, glücklich oder unglücklich gemacht, öfters aber verwirrt als aufgeklärt werden.

Luise. So? Also wahrscheinlich eine Sammlung lusterner Spässe geben Sie uns für eine feine Unterhaltung? Sie verzeihen mir Mama, daß ich diese Bemerkung mache, sie liegt so ganz nahe, und die Wahrheit wird man doch sagen dürfen.

Der Alte. Sie sollen, hoffe ich, nichts was ich lustern nennen würde, in der ganzen Sammlung finden.

Luise. Und was nennen Sie denn so?

Der Alte. Ein lusternes Gespräch, eine lusterne Erzählung sind mir unerträglich. Denn sie stellen uns etwas Gemeines, etwas das der Rede und Aufmerksamkeit nicht werth ist, als etwas Besonderes, als etwas Reizendes vor und erregen eine falsche Begierde, anstatt den Verstand angenehm zu beschäftigen. Sie verhüllen das, was man entweder ohne Schleyer ansehen, oder wovon man ganz seine Augen wegwenden sollte.

Luise. Ich verstehe Sie nicht. Sie werden uns doch Ihre Geschichten wenigstens mit einiger Zierlichkeit vortragen wollen? Sollten wir uns denn etwa mit plumphen Spässen die Ohren beleidigen lassen? Es soll wohl eine Mädchenschule werden, und Sie wollen noch Dank dafür verlangen?

Der Alte. Keines von beyden. Denn erstlich erfahren werden Sie nichts Neues, besonders da ich schon seit einiger Zeit bemerke, daß Sie gewisse Recensionen in den gelehrten Zeitungen niemals überschlagen.

L u i s e. Sie werden anzüglich.

Der Alte. Sie sind eine Braut und ich entschuldige Sie gerne. Ich muß Ihnen aber nur zeigen, daß ich auch Pfeile habe, die ich gegen Sie brauchen kann.

Baroness e. Ich sehe wohl wo Sie hinaus wollen, machen Sie es aber auch ihr begreiflich.

Der Alte. Ich müßte nur wiederhohlen was ich zu Anfange des Gesprächs schon gesagt habe; es scheint aber nicht, daß sie den guten Willen hat aufzumerken.

L u i s e. Was brauchts da guten Willen und viele Worte, man mag es beschen wie man will, so werden es skandaleuse Geschichten seyn, auf eine oder die andere Weise skandaleus, und weiter nichts.

Der Alte. Soll ich wiederhohlen, mein Fräulein: daß dem wohldenkenden Menschen nur dann etwas skandaleus vorkomme, wenn er Bosheit, Uebermuth, Lust zu schaden, Widerwillen zu helfen bemerkt, daß er davon sein Auge wegwendet; dagegen aber kleine Fehler und Mängel lustig findet, und besonders mit seiner Betrachtung gern bey Geschichten verweilt, wo er den guten Menschen in leichtem Widerspruch mit sich selbst, seinen Begierden und seinen Vorsätzen findet, wo alberne

und auf ihren Werth eingebildete Thoren beschämt, zu recht gewiesen oder betrogen werden; wo jede Anmassung auf eine natürliche, ja auf eine zufällige Weise bestraft wird; wo Vorsätze, Wünsche und Hoffnungen bald gestöhrt, aufgehalten und vereitelt, bald unerwartet ange nähert, erfüllt und bestätigt werden. Da wo der Zufall mit der menschlichen Schwäche und Unzulänglichkeit spielt, hat er am liebsten seine stille Betrachtung und keiner seiner Helden, deren Geschichten er bewahrt, hat von ihm weder Tadel zu besorgen noch Lob zu erwarten.

Baroness. Ihre Einleitung erregt den Wunsch bald ein Probstück zu hören. Ich wüßte doch nicht, daß in unserm Leben, (und wir haben doch die meiste Zeit in Einem Kreise zugebracht,) vieles geschehen wäre, das man in eine solche Sammlung aufnehmen könnte.

Der Alte. Es kommt freylich vieles auf die Beobachter an, und was für eine Seite man den Sachen abzugewinnen weiß; aber ich will freylich nicht leugnen, daß ich auch aus alten Büchern und Traditionen manches aufgenommen habe. Sie werden mitunter alte Bekannte vielleicht nicht ungern in einer neuen Gestalt wieder antreffen. Aber eben dieses giebt mir den Vortheil, den ich auch nicht aus den Händen lassen werde: — man soll keine meiner Geschichten deuten!

Luise. Sie werden uns doch nicht verwehren unsre Freunde und Nachbarn wieder zu kennen und wenn es uns beliebt das Räthsel zu entziffern.

Der Alte. Keineswegs. Sie werden mir aber auch

dagegen erlauben in einem solchen Falle einen alten Folianten hervorzuziehen um zu beweisen, daß diese Geschichte schon vor einigen Jahrhunderten geschehen oder erfunden worden. Eben so werden Sie mir erlauben heimlich zu lächeln, wenn eine Geschichte für ein altes Märchen erklärt wird, die unmittelbar in unsrer Nähe vorgegangen ist, ohne daß wir sie eben gerade in dieser Gestalt wieder erkennen.

Luiſe. Man wird mit Ihnen nicht fertig; es ist das Beste wir machen Friede für diesen Abend, und Sie erzählen uns noch geschwind ein Stückchen zur Probe.

Der Alte. Erlauben Sie, daß ich Ihnen hierin ungehorsam seyn darf. Diese Unterhaltung wird für die versammelte Gesellschaft aufgespart. Wir dürfen ihr nichts entziehen, und ich sage voraus: alles was ich vorzubringen habe, hat keinen Werth an sich. Wenn aber die Gesellschaft, nach einer ernsthaften Unterhaltung, auf eine kurze Zeit ausruhen, wenn sie sich, von manchem Guten schon gesättigt, nach einem leichten Nachtsche umsieht, alsdann werd ich bereit seyn, und wünsche daß das, was ich vorsehe, nicht unschmackhaft befunden werde.

Baroness. Wir werden uns denn schon bis morgen gedulden müssen.

Luiſe. Ich bin höchst neugierig, was er vorbringen wird.

Der Alte. Das sollten Sie nicht seyn, Fräulein: denn gespannte Erwartung wird selten befriedigt.

IV

Ueber Belebung und Erhöhung des reinen Interesse für Wahrheit.

Bergebens erwartet man, durch irgend ein glückliches Ohngefähr die Wahrheit zu finden, wenn man sich nicht von einem lebhaften Interesse begeistert fühlt, mit Verläugnung alles andern auffer ihr, sie zu suchen. Es ist demnach eine wichtige Frage für jeden, der die Würde der Vernunft in sich behaupten will: was habe ich zu thun, um reines Interesse für Wahrheit in mir zu erwecken, oder wenigstens dasselbe zu erhalten, zu erhöhen, und zu beleben?

Wie jedes Interesse überhaupt, so gründet sich auch das Interesse für Wahrheit auf einen ursprünglich in uns liegenden Trieb. Unter unsern reinen Trieben aber ist auch ein Trieb nach Wahrheit. Niemand will irren, und jeder Irrende hält seinen Irrthum für Wahrheit. Könnte man ihm auf eine für ihn überzeugende Art darthun, daß er irre, so würde er sogleich den Irrthum aufgeben, und statt desselben die entgegengesetzte Wahrheit ergreifen.

Kommt etwas hinzu, das sich auf diesen Trieb bezieht; entdeckt man in unserm Fall eine Wahrheit als solche, oder erkennt einen Irrthum für einen Irrthum, so entsteht nothwendig ein Gefühl des Beifalls für die erstere, eine Abneigung gegen den letztern; und beides

völlig unabhängig von dem Inhalt und den Folgen jener Wahrheit und dieses Irrthums. Aus wiederholten Gefühlen der gleichen Art entsteht ein Interesse für Wahrheit überhaupt. Ein solches Interesse läßt sich daher nicht hervorbringen; es gründet sich der Anlage nach auf das Wesen der Vernunft, und wird seinen Aeußerungen nach, in der Erfahrung durch die Welt ausser uns ohne unser wissentliches Zuthun geweckt: aber man kann dieses Interesse erhöhen.

Dies geschieht durch Freiheit, wie jede sittliche Handlung. Aber alle Regeln für Anwendung der Freiheit setzen die Anwendung derselben schon voraus; und man kann vernünftiger Weise nur demjenigen zurufen: gebrauche deiner Freiheit, der dieselbe schon gebraucht hat. Dieser erste Akt der Freiheit, dieses Losreißen aus den Ketten der Naturnothwendigkeit geschieht, ohne daß wir selbst wissen, wie. So wenig wir uns des ersten Schritts in das Reich des Bewußtseyns überhaupt bewußt werden, eben so wenig werden wir uns unsers Uebertritts in das Reich der Moralität bewußt. Irgend woher fällt ein Feuer-Funke in unsre Seele, der vielleicht lange in heimlichem Dunkel glüht. Er erhebt sich, er greift umher, er wird zur Flamme, bis er endlich die ganze Seele entzündet.

Jedes praktische Interesse im Menschen erhält und belebt sich selbst; darin besteht sein Wesen. Jede Befriedigung verstärkt es, erneuert es, hebt es mehr hervor im Bewußtseyn. Gefühl des erweiterten Bedürfnisses ist der einzige Genuß für das endliche Wesen. Die Hauptvorschrift zu Erhöhung jedes Interesse im Menschen, mithin

auch des Interesse für Wahrheit heißt demnach: befriedige deinen Trieb! woraus für den gegenwärtigen Fall sich folgende zwei Regeln ergeben: entferne jedes Interesse, das dem reinen Interesse für Wahrheit entgegen ist, und suche jeden Genuß, der das reine Interesse für Wahrheit befördert!

Man nehme keinen Anstoß an der sonst mit Recht verdächtigen Empfehlung des Genusses. Daß durch den Genuß, und allein durch diesen jeder Trieb, der in der vernünftigen Natur des Menschen gegründet ist, ausgebildet werde, ist einmal wahr. Genuß, der sich bloß auf Befriedigung der animalischen Sinnlichkeit gründet, verzehrt und vernichtet sich in sich selbst, und von ihm ist hier nicht die Rede. Geistiger Genuß, wie z. B. der ästhetische, erhöht sich durch sich selbst. Es ist demnach eben so wahr, daß die oben aufgestellte Regel die einzige ist, die zur Erhöhung irgend eines geistigen Interesse gegeben werden kann. Die Beantwortung einer ganz andern Frage: ob nemlich irgend ein geistiger Genuß ganz unbedingt zu empfehlen sey? hängt ab von der Beantwortung einer höhern Frage: ob der Trieb, auf den jener Genuß sich bezieht, ins unbedingte zu erhöhen? und diese von der noch höhern: ob dieser Trieb irgend einem andern unterzuordnen sey? So ist der ästhetische Trieb im Menschen allerdings dem Triebe nach Wahrheit, und dem höchsten aller Triebe, dem nach sittlicher Güte, unterzuordnen. Ob der Trieb nach Wahrheit mit einem höhern Triebe in Streit kommen könne, wird sich aus unserer Untersuchung von selbst ergeben. — Irgend einen Ausdruck aber zu vermeiden, weil er gemißbraucht worden, glaube ich wenigstens hier nicht nöthig zu haben.

Unser Interesse für Wahrheit soll rein seyn; die Wahrheit, bloß weil sie Wahrheit ist, soll der letzte Endzweck alles unsers Lernens, Denkens und Forschens seyn.

Die Wahrheit an sich aber ist bloß formal. Uebereinstimmung und Zusammenhang in allem, was wir annehmen, ist Wahrheit, so wie Widerspruch in unserm Denken Irrthum und Lüge ist. Alles im Menschen, mithin auch seine Wahrheit steht unter diesem höchsten Gesetze: sey stets einig mit dir selbst! Heißt jenes Gesetz in der Anwendung auf unsre Handlungen überhaupt: Handle so, daß die Art deines Handelns, deinem besten Wissen nach, ewiges Gesetz für alles dein Handeln seyn könne; so heißt dasselbe, wenn es insbesondere auf unser Urtheilen angewendet wird: urtheile so, daß du die Art deines jetzigen Urtheilens als ewiges Gesetz für dein gesamntes Urtheilen denken kannst. Wie du vernünftiger Weise in allen Fällen kannst urtheilen wollen, so urtheile in diesem bestimmten Falle. Mache nie eine Ausnahme in deiner Folgerungsart. Alle Ausnahmen sind sicherlich Sophistereien. — Darin unterscheidet sich der Wahrheitsfreund vom Sophisten: Beider Behauptungen an sich betrachtet kann vielleicht der erstere irren, und der letztere recht haben; und demnach ist der erstere ein Wahrheitsfreund, auch wenn er irrt, und der letztere ein Sophist, auch da, wo er die Wahrheit sagt, weil sie etwa zu seinem Zwecke dient. Aber in den Aeussierungen des Wahrheitsfreundes ist nichts widersprechendes, er geht seinen geraden Gang fort, ohne sich weder rechts noch links zu wenden; der Sophist ändert stets seinen Weg, und beschreibt seine krumme Schlangenlinie, so wie der Punct sich verrückt, bei welchem er gern ankommen möchte. Der

erstere hat gar keinen Punct im Gesichte, sondern zieht seine gerade Linie, welcher Punct auch immer hineinfallen möge.

Diesem Interesse für Wahrheit um ihrer blossen Form willen, ist gerade entgegengesetzt alles Interesse für den bestimmten Inhalt der Sätze. Einem solchen materiellen Interesse ist es nicht darum zu thun, wie etwas gefunden sey, sondern nur was gefunden sey.

Wir haben etwa einen Satz schon ehemals behauptet, vielleicht Beifall damit gefunden, und Ehre eingeärndet, und meynten es damals aufrichtig. Damals war unsere Behauptung zwar nicht allgemeine Wahrheit, die sich auf das Wesen der Vernunft, aber doch Wahrheit für uns, die sich auf unsre damalige individuelle Denk- und Empfindungsart gründete. Wir irrten, aber wir täuschten nicht, weder uns noch andere. Seitdem haben wir entweder selbst weiter geforscht, wir haben unsere individuelle Denkart dem Ideale der allgemeinen und nothwendigen Denkart mehr genähert, oder auch andere haben uns unsern Irrthum gezeigt. Derselbe materielle Satz, der ehemals formale Wahrheit für uns war, ist uns jetzt, aus dem nemlichen Grunde, aus dem er dieses war, formaler Irrthum; und sind wir uns selbst treu, so werden wir ihn sogleich aufgeben. Aber dann müßten wir erkennen, daß wir geirrt haben; vielleicht, daß ein anderer weiter gesehen habe, als wir. Ist unser Interesse für Wahrheit nicht rein, und nicht stark genug, so werden wir gegen die auf uns eindringende Ueberzeugung uns vertheidigen, so lange wir können; und nun ist es uns nicht mehr um die Form zu

thun , sondern um die Materie des Satzes ; wir vertheidigen denselben , weil er der unsrige ist , und weil ein eitler Ruhm uns mehr gilt , denn Wahrheit.

Eine Meinung schmeichelt unserm Stolze , unsern Anmaassungen , unsrer Unterdrückungsucht. Man erschüttert sie mit den stärksten Gründen , gegen die wir nichts aufbringen können. Werden wir uns überzeugen lassen ? Aber wir müßten dann entweder unsre ungerechten Ansprüche aufgeben , oder uns für wohlbedächtige und überlegte Ungerechte anerkennen. Es ist zu erwarten , daß wir gegen die Ueberzeugung uns verwahren werden , so lange wir können , und daß wir in allen Schlupfwinkeln unsers Herzens nach Ausflüchten suchen werden , um ihr auszuweichen.

Ein zweites Hinderniß des reinen Interesse für Wahrheit ist die Trägheit des Geistes , die Scheu vor der Mühe des Nachdenkens. Der Mensch ist von Natur ein vorstellendes Wesen , aber er ist durch sie auch nichts weiter. Die Natur bestimmt die Reihe seiner Vorstellungen , wie sie die Verkettung seiner körperlichen Theile bestimmt. Sein Geist ist eine Maschine , wie sein Körper ; nur eine Maschine anderer Art , eine vorstellende Maschine , bestimmt durch die Einwirkung von aussen , und durch seine nothwendigen Naturgesetze von innen. Man kann viel wissen , viel studieren , viel lesen , viel hören , und ist doch nichts weiter. Man läßt durch Schriftsteller oder Redner sich bearbeiten , und sieht in behaglicher Ruhe zu , wie eine Vorstellung in uns mit der andern abwechselt. So wie die Weichlinge des Orients in ihren Bädern durch besondere Künstler ihre Gelenke durchkneten lassen , so

lassen diese durch Künstler andrer Art ihren Geist durchkneten, und ihr Genuß ist um weniged edler, als der Genuß jener.

Diesem blinden Hange thätig widerstreben, eingreifen in den Mechanism der Ideenfolge, und ihr gebieten, ihr mit Freiheit eine Richtung geben auf ein bestimmtes Ziel, und von dieser Richtung nicht abweichen, bis das Ziel erreicht ist: das ist der rohen Natur zuwider, und kostet Anstrengung, und Verläugnung.

Jenes unthätige Hingeben ist dem Interesse für Wahrheit geradezu entgegen. Es wird dabei gar nicht auf Wahrheit oder Nichtwahrheit, sondern lediglich auf die Ergözung geachtet, die jener Wechsel der Vorstellungen uns gewährt. Wir kommen dadurch auch nicht zur Wahrheit; denn Wahrheit ist Einheit, und diese muß thätig und mit Freiheit hervorgebracht werden, durch Anstrengung und eigne Kraftanwendung. Gesezt, man käme durch ein glückliches Ohngefähr auf diesem Wege wirklich zu Vorstellungen, die an sich wahr wären, so wären sie es doch nicht für uns, denn wir hätten von der Wahrheit derselben uns nicht durch eignes Nachdenken überzeugt.

Beide Unarten vereinigen sich in denjenigen, welche alle Untersuchung fliehen, aus Furcht, dadurch in ihrer Ruhe, und in ihrem Glauben gestört zu werden. Was kann eines vernünftigen Wesens unwürdiger seyn, als eine solche Ausrede? Entweder ist ihre Ruhe, ihr Glaube gegründet; und was fürchten sie dann die Untersuchung? Die Güte ihrer Sache muß ja nothwendig durch die hellste Beleuchtung gewinnen. — Aber sie fürchten vielleicht

blos unsre Trugschlüsse, unsre Ueberredungskünste? Wenn sie unsre Folgerungen nicht gehört haben, noch hören wollen, woher mögen sie doch wissen, daß es Trugschlüsse sind? Und setzen sie denn in ihren Verstand nicht das Vertrauen, daß er allen falschen Schein, der sich gegen ihre Ueberzeugung auflehnt, zerstreuen werde, da sie ihm doch das ungleich grössere zutrauen, daß er die einzig mögliche reine Wahrheit ohne sonderliches Nachdenken aufgefunden habe? — Oder ihre Ruhe, ihr Glaube ist grundlos, und also ist es ihnen überhaupt nicht darum zu thun ob er gegründet sey oder nicht, wenn sie nur nicht in ihrer süßen Behaglichkeit gestört werden. Es liegt ihnen gar nicht an der Wahrheit, sondern blos an der Vergünstigung, dasjenige für wahr zu halten, was sie bisher dafür gehalten haben, sey es um der Gewohnheit willen, sey es, weil der Inhalt desselben ihrer Trägheit und Verdorbenheit schmeichelt. Sie erhalten etwa dadurch die Hoffnung, ohne alles ihr Zuthun tugendhaft, und glücklich, oder wohl gar ohne Tugend glücklich zu werden, recht viel zu geniessen, ohne etwas zu thun; andere für sich arbeiten zu lassen, wo sie Lust haben, träge und verdorben zu seyn.

Alles Interesse von der angezeigten Art ist unächt, und in Ausrottung desselben besteht der erste Schritt zu Erhöhung des reinen Interesse für Wahrheit. Der zweyte ist: man überlasse sich jedem Genusse, den das reine Interesse für Wahrheit gewährt. Die Wahrheit an sich selbst, wiefern sie blos in der Harmonie alles unsers Denkens besteht, gewährt Genuß, und einen reinen, edlen, hohen Genuß.

Das ist eine gemeine Seele, der es gleichgültig ist,

ob sie, so geringfügig der Gegenstand auch seyn möge, irre, oder im Besiz der Wahrheit sey. Es ist nemlich hierbei gar nicht um den Inhalt, und um die Folgen eines Satzes zu thun, sondern lediglich um Einheit und Uebereinstimmung in dem gesammten System des menschlichen Geistes. Aber der Mensch soll einig mit sich selbst seyn; er soll ein eignes, für sich bestehendes Ganzes bilden. Nur unter dieser Bedingung ist er ein Mensch. Mit hin ist das Bewußtseyn der völligen Uebereinstimmung mit uns selbst in unserm Denken, oder doch des redlichen Strebens nach einer solchen Uebereinstimmung unmittelbares Bewußtseyn unsrer behaupteten Menschenwürde, und gewährt einen moralischen Genuß.

Man bezeugt es sich durch jenes Streben, und durch die vermittelt desselben hervorgebrachte Harmonie, daß man ein selbstständiges, von allem was nicht unser Selbst ist, unabhängiges Wesen bilde. Man wird des erhabnen Gefühls theilhaftig: ich bin, was ich bin, weil ich es habe seyn wollen. Ich hätte mich können fortreiben lassen durch die Räder der Nothwendigkeit; ich hätte meine Ueberzeugungen können bestimmen lassen durch die Eindrücke, die ich von der Natur überhaupt erhielt, durch den Hang meiner Leidenschaften, und Neigungen, durch die Meinungen, die mir meine Zeitgenossen beibringen wollten: aber ich habe nicht gewollt. Ich habe mich losgerissen, ich habe durch eigne Thätigkeit nach einer durch mich selbst bestimmten Richtung hin untersucht; ich stehe jetzt auf diesem bestimmten Punkte, und ich bin durch mich selbst, durch eignen Entschluß, und eigne Kraft darauf gekommen. — Man wird des erhabnen Gefühls theilhaftig: ich werde immer seyn, was ich jetzt bin, weil ich es

immer wollen werde. Der Inhalt meiner Ueberzeugungen zwar wird durch fortgesetztes Nachforschen sich ändern, aber um ihn ist es mir auch nicht zu thun. Die Form derselben wird sich nie ändern. Ich werde nie der Sinnlichkeit, noch irgend einem Dinge, das ausser mir ist, Einfluß auf die Bildung meiner Denkart verstaten; ich werde, so weit mein Gesichtskreis sich erstreckt, immer einig mit mir selbst seyn, weil ich es immer wollen werde.

Diese strenge und scharfe Unterscheidung unsers reinen Selbst von allem, was nicht wir Selbst sind, ist der wahre Charakter der Menschheit: die Stärke und der Umfang dieses Selbstgefühls bestimmt den Grad unsrer Humanität; dieser unsre ganze Würde, und unsre ganze Glückseligkeit.

Mit dieser sichern Ueberzeugung, stets einig mit sich selbst zu seyn, geht der entschiedne Freund der Wahrheit auf dem Wege der Untersuchung ruhig fort; er geht muthig allem entgegen, was ihm auf demselben aufstossen möchte. Es ist für denjenigen, der mit sich selbst noch nicht recht Eins geworden ist, was er denn eigentlich suche, und wolle, äußerst beängstigend, wenn er auf seinem Wege auf Sätze stößt, die allen seinen bisherigen Meynungen, und den Meynungen seiner Zeitgenossen, und der Vorwelt widersprechen; und gewiß ist diese Aengstlichkeit eine der Hauptursachen, warum die Menschheit auf dem Wege zur Wahrheit so langsame Fortschritte gemacht hat. Von ihr ist derjenige, der die Wahrheit um ihrer selbst willen sucht, völlig frei. Er blickt jeder noch so befremdenden Folgerung kühn in das Gesicht. Ob sie

ein befremdendes, oder bekanntes Aussehen habe, ob sie seiner und aller bisherigen Meinung widerspreche, oder nicht, darnach war nicht die Frage. Die Frage war: ob sie, seinem besten Wissen nach, mit den Gesetzen des Denkens übereinstimme, oder nicht, und das wird er untersuchen. Wird sich finden, daß sie damit übereinstimme, so wird er sie als heilige ehrwürdige Wahrheit aufnehmen; wird sie nicht damit übereinstimmen, so wird er sie als Irrthum verwerfen, nicht weil sie der gemeinen Meinung, sondern weil sie, seinem besten Wissen nach, den Gesetzen des Denkens widerspricht. Bis dahin ist er völlig gleichgültig gegen sie; über ihren Inhalt hat er die Frage nicht erhoben; derselbe ist ihm bekannt; ihre Form hat er noch zu untersuchen.

Mit dieser kalten Ruhe und festen Entschlossenheit blickt er hinein in das Gewühl der menschlichen Meinungen überhaupt und seiner eignen Einfälle und Zweifel. Es wirbelt und stürmt um ihn herum, aber nicht in ihm; Er selbst sieht aus seiner unerreichen Burg ruhig dem Sturme zu. Er wird ihm zu seiner Zeit gebieten, und eine Welle nach der andern wird sich legen. — Er will nur Harmonie mit sich selbst, und er bringt sie hervor, so weit er bis jetzt gekommen ist. Dort ist noch Verwirrung in seinen Meinungen; das ist nicht seine Schuld, denn bis dahin hat er noch nicht kommen können. Er wird auch dahin kommen, und dann wird jene Unordnung in die schönste Ordnung sich auflösen.

Was wäre denn wohl endlich das härteste, was ihm begegnen könnte? Gesezt er fände, entweder weil die Schranken der endlichen Vernunft überhaupt, welches

unmöglich ist, oder weil die Schranken seines Individuums solches mit sich bringen, als letztes Resultat seines Strebens nach Wahrheit, daß es überhaupt gar keine Wahrheit und keine Gewisheit gebe. Er würde auch diesem Schicksale, dem härtesten, das ihn treffen könnte, sich unterwerfen; denn er ist zwar unglücklich, aber schuldlos; er ist seines redlichen Forschens sich bewußt, und das ist statt alles Glückes, dessen er nun noch theilhaftig werden kann.

Eben so ruhig — wenn dieser Umstand der Erwähnung werth ist — bleibt der entschiedne Freund der Wahrheit darüber, was *andre* zunächst zu seinen Ueberzeugungen sagen werden, wenn er in der Lage seyn sollte, sie mittheilen zu müssen; und der Gelehrte ist immer in dieser Lage, da er nicht bloß für sich selbst, sondern zugleich für *andre* forschet. Die Frage ist ja gar nicht, ob wir mit *andern*, sondern ob wir mit uns selbst übereinstimmend denken. Ist das letztere, so können wir des *ersten* ohne unser Zuthun, und ohne erst die Stimmen zu sammeln, bey allen denen gewiß seyn, die mit sich selbst in Uebereinstimmung stehen; denn das Wesen der Vernunft ist in allen vernünftigen Wesen Eins, und eben dasselbe. Wie *andre* denken, wissen wir nicht, und wir können davon nicht ausgehen. Wie wir denken sollen, wenn wir vernünftig denken wollen, können wir finden; und so, wie wir denken sollen, sollen alle vernünftige Wesen denken. Alle Untersuchung muß von innen heraus, nicht von aussen herein, geschehen. Ich soll nicht denken, wie *andre* denken; sondern wie ich denken soll, so soll ich annehmen, denken auch *andre*. — Mit *denen* übereinzustimmend zu seyn, die es mit sich selbst nicht

find, wäre das wohl ein würdiges Ziel für ein vernünftiges Wesen?

Das Gefühl der für formale Wahrheit angewendeten Kraft gewährt einen reinen, edlen, dauernden Genuß.

Einen solchen Genuß kann uns überhaupt nur dasjenige gewähren, was unser eigen ist, und was wir durch würdigen Gebrauch unsrer Freiheit uns selbst erworben haben. Was uns hingegen ohne unser Zuthun von außen gegeben worden ist, gewährt keinen reinen Selbstgenuß. Es ist nicht unser, und es kann uns eben so wieder genommen werden, wie es uns gegeben wurde; wir genießen an demselben nicht uns selbst, nicht unser eigenes Verdienst, und unsern eignen Werth. So verhält es sich insbesondre auch mit Geisteskraft. Das, was man guten Kopf, angebohrnes Talent, glückliche Naturanlage nennt, ist gar kein Gegenstand eines vernünftigen Selbstgenusses, denn es ist dabei gar kein eigenes Verdienst. Wenn ich eine reizbarere, thätigere Organisation erhielt, wenn dieselbe gleich bei meinem Eintritte ins Leben stärker, und zweckmäßiger afficirt wurde, was habe ich dazu beigetragen? Habe ich jene Organisation entworfen, unter mehreren sie ausgewählt, und mir zugeeignet? Habe ich jene Eindrücke, die mich bei meinem Eintritte ins Leben empfangen, berechnet, und geleitet?

Meine Kraft ist mein, lediglich in wiefern ich sie durch Freiheit hervorgebracht habe: ich kann aber nichts in ihr hervorbringen, als ihre Richtung; und in dieser besteht denn auch die wahre Geisteskraft. Blinde Kraft ist keine Kraft, vielmehr Ohnmacht. Die Richtung aber

gebe ich ihr durch Freiheit; deren Regel ist, stets übereinstimmend mit sich selbst zu wirken; vorher war sie eine fremde Kraft, Kraft der Willenlosen, und Zwecklosen Natur in mir.

Diese Geisteskraft wird durch den Gebrauch verstärkt, und erhöht; und diese Erhöhung giebt Genuß, denn sie ist Verdienst. Sie gewährt das erhebende Bewußtseyn: ich war Maschine, und konnte Maschine bleiben; durch eigene Kraft, aus eigenem Antriebe habe ich mich zum selbstständigen Wesen gemacht. Daß ich jetzt mit Leichtigkeit, frei, nach meinem eignen Zwecke fortschreite, verdanke ich mir selbst; daß ich fest, frei und kühn an jede Untersuchung mich wagen darf, verdanke ich mir selbst. Dieses Zutrauen auf mich, diesen Muth, mit welchem ich unternehme, was ich zu unternehmen habe, diese Hoffnung des Erfolgs, mit der ich an die Arbeit gehe, verdanke ich mir selbst.

Durch diese Geisteskraft wird zugleich das moralische Vermögen gestärkt, und sie ist selbst moralisch. Beide hängen innig zusammen, und wirken gegenseitig ein auf einander. Wahrheitsliebe bereitet vor zur moralischen Güte, und ist selbst schon an sich eine Art derselben. Dadurch, daß man alle seine Neigungen, Lieblingsmeinungen, Rücksichten, alles, was auffer uns ist, den Gesetzen des Denkens frei unterwirft, wird man gewöhnt vor der Idee des Gesetzes überhaupt sich niederzubeugen und zu verstummen; und diese freie Unterwerfung ist selbst eine moralische Handlung. Herrschende Sinnlichkeit schwächt in gleichem Grade das Interesse für Wahrheit, wie für Sittlichkeit. Durch den Sieg, den das

erstere über dieselbe erkämpft, wird zugleich für die Tugend ein Sieg erfochten. Freiheit des Geistes in Einer Rücksicht entfesselt in allen übrigen. Wer alles, was ausser ihm liegt, in der Erforschung der Wahrheit verachtet, der wird es auch in allem seinem Handeln überhaupt verachten lernen. Entschlossenheit im Denken führt nothwendig zur moralischen Güte und zur moralischen Stärke.

Ich setze kein Wort hinzu, um die Würde dieser Denkart fühlbar zu machen. Wer ihrer fähig ist, der fühlt sie durch die bloße Beschreibung; wer sie nicht fühlt, dem wird sie ewig unbekannt bleiben.

U n t e r r i c h t u n g .

Es gehört unstreitig mit unter die auffallendsten Phänomene, daß, während unsre Litteratur so reich an Journalen von entschiedenem Werthe ist, unsre Politik deren so wenige aufzuweisen hat, und daß meist auch diese wenigen durch ihre einseitige und beschränkte Ansicht und Darstellung der Weltbegebenheiten und ihren platten Zeitungs-Ton so tief unter der dormaligen Höhe unsrer staatswissenschaftlichen Cultur, und so sehr außer Verhältniß mit einem Zeitalter sind, worinn die wichtigsten Ereignisse sich mit Ungeßumm drängen.

Ich glaube daher kein ganz unnöthiges oder verdienstloses Unternehmen zu wagen, wenn ich mit dem Anfang des nächstkünftigen Jahres, im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung zu Tübingen, unter dem Titel:

Europäische Annalen

ein politisches Journal herausgeben werde, wovon am Schlusse eines jeden Monats ein Heft von 6 bis 7 Bogen, in median Octav, in einem saubern Umschlage brochirt, erscheinen soll.

Der Gehalt dieses Journals wird dessen Erscheinung am besten rechtfertigen. Indes verbürge ich den Lesern hier vorläufig eine vollständige, unpartheyische, bescheidenfreimüthige Darstellung aller wichtigen Begebenheiten in allen Staaten Europens: ich verbürge ihnen — ja! nicht untereinander geworfne Bruchstücke von Briefen, oder Rhapsodie von bloßen Zeitungs-Artikeln, noch viel minder jene schalen Kannegieferien, die dem Unterrichteten Ekel erregen, und den Ununterrichteten nur noch mehr verwirren; sondern — ein treues historisches Gemählde von Europa, so wie jedesmal dessen neueste Gestalt ist; eine fortlaufende Geschichte aller der verschiedenen Länder dieses Welttheils. Eine Haupttrüfsicht wird auch mit auf diejenigen politischen Schriften, die entweder durch innern Werth klassisch oder als Gelegenheits-Schriften merkwürdig sind, so wie auf die Geschichte des Handels, der Erfindungen u. g. kommen werden.

Uebrigens versteht es sich von selbst, daß, so lange der jetzige Krieg, unter allen, die je geführt wurden, der wichtigste, noch fortdauert, der Erzählung von dessen Gange und den Wendungen, die er auf dem Schlachtfeld oder in den Kabinetten nimmt, die der Wichtigkeit dieses Gegenstandes angemessene vorzügliche Genauigkeit und Ausführlichkeit gewenhet werden wird.

Alles Bisherige ist in meinem besondern Namen gesagt. Ich darf aber auch noch dem Publikum die angenehme Hoffnung machen, daß einige unsrer vorzüglichsten Geschichtschreiber wohl bald die Ausführung des obigen Unternehmens mit mir theilen werden.

D. Posselt.

Herr D. Posselts schriftstellerische Talente sind durch sein: Leben Gustav III, Krieg der Franken &c. so vortheilhaft bekannt, und das Bedürfniß nach einer Zeitschrift von diesem Gegenstand — von einem solchen Schriftsteller ausgeführt — so groß, daß wir obiger Ankündigung nichts beizufügen haben, als die Versicherung, daß wir für die möglichste typographische Schönheit dieser Monatschrift, so wie für die schleunigste Versendung derselbigen besorgt seyn werden, und daß der ganze Jahrgang in den Reichslanden und so weit die Fürstl. Taxischen Posten reichen, franko für 6 fl. 30 kr. rheinisch, in Sachsen aber und entferntern Gegenden für 4 Rthl. sächsisch franko in allen Buchhandlungen und Postämtern zu haben seyn wird. Die Hauptspedition für diese haben die löbl. Ober-Post-Ämter Stuttgart und Cantstadt übernommen.

Wer die Gefälligkeit für uns haben will, Bestellungen darauf anzunehmen, darf der billigsten Bedingungen versichert seyn.

Lübingen, im Nov. 1794.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Die Horen

Jahrgang 1795

Zweytes Stück.

T ü b i n g e n

in der J. G. Cottaischen Buchhandlung

1795

Inhalt des zweyten Stückes.

I	Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten. Fortsetzung.	Seite 1
II	Ideen zu einer künftigen Geschichte der Kunst.	— 29
III	Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen. Fortsetzung.	— 51
IV	Epistel.	— 95
V	Ueber den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluß auf die organische Natur.	— 99

Die Horen.

Erster Jahrgang. Zweytes Stück.

I

Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten.

Fortsetzung.

Abends nach Tische als die Baronesse zeitig in ihr Zimmer gegangen war, blieben die übrigen beisammen, und sprachen über mancherley Nachrichten, die eben einliefen, über Gerüchte, die sich verbreiteten. Man war dabei, wie es gewöhnlich in solchen Augenblicken zu geschehen pflegt, im Zweifel was man glauben und was man verwerfen sollte.

Der alte Hausfreund sagte darauf: ich finde am bequemsten, daß wir dasjenige glauben, was uns angenehm ist, ohne Umstände das verwerfen, was uns unangenehm wäre, und daß wir übrigens wahr seyn lassen, was wahr seyn kann.

Man machte die Bemerkung, daß der Mensch auch gewöhnlich so verfare, und durch einige Wendung des Gesprächs kam man auf die entschiedene Neigung unsrer Natur das Wunderbare zu glauben; man redete vom Romanhaften, vom Geisterhaften und als der Alte einige gute Geschichten dieser Art künftig zu erzählen versprach, versetzte Fräulein Louise: Sie wären recht artig

und würden vielen Dank verdienen, wenn Sie uns gleich, da wir eben in der rechten Stimmung beisammen sind, eine solche Geschichte vortragen, wir würden aufmerksam zuhören und Ihnen dankbar seyn.

Ohne sich lange bitten zu lassen, fing der Geistliche darauf mit folgenden Worten an:

Als ich mich in Neapel aufhielt, begegnete daselbst eine Geschichte, die großes Aufsehen erregte, und worüber die Urtheile sehr verschieden waren. Die einen behaupteten, sie sey völlig erfunden, die andern, sie sey wahr, aber es stecke ein Betrug dahinter. Diese Parthen war wieder unter einander selbst uneinig; sie stritten wer dabei betrogen haben könnte; andere dagegen behaupteten: es sey keinesweges ausgemacht, daß geistige Naturen nicht sollten auf Elemente und Körper wirken können, und man müsse nicht jede wunderbare Begebenheit ausschließlich entweder für Lüge oder Trug erklären. Nun zur Geschichte selbst.

Eine Sängerin, Antonelli genannt, war zu meiner Zeit der Liebling des neapolitanischen Publikums. In der Blüthe ihrer Jahre, ihrer Figur, ihrer Talente fehlte ihr nichts, wodurch ein Frauenzimmer die Menge reizt und lockt, und eine kleine Anzahl Freunde entzückt und glücklich macht. Sie war nicht unempfindlich gegen Lob und Liebe; allein von Natur mäßig und verständig wußte sie die Freuden zu genießen, die beyde gewähren, ohne daß sie dabey aus der Fassung kam, die ihr in ihrer Lage so nöthig war. Alle jungen, vornehmen, reichen Leute drängten sich zu ihr, nur wenige nahm sie auf, und

wenn sie bey der Wahl ihrer Liebhaber meist ihren Augen und ihrem Herzen folgte, so zeigte sie doch bey allen kleinen Abentheuern einen festen, sichern Charakter, der jeden genauen Beobachter für sie einnehmen mußte. Ich hatte Gelegenheit sie einige Zeit zu sehen, indem ich mit einem ihrer Begünstigten in nahem Verhältnisse stand.

Verschiedne Jahre waren hingegangen, sie hatte Männer genug kennen gelernt und unter ihnen viele Gecken, schwache und unzuverlässige Menschen. Sie glaubte bemerkt zu haben, daß ein Liebhaber, der in einem gewissen Sinne dem Weibe alles ist, gerade da, wo sie eines Bestandes am nöthigsten bedürfte, bey Vorfällen des Lebens, häuslichen Angelegenheiten, bey augenblicklichen Entschliessungen meistens zu nichts wird, wenn er nicht gar seiner Geliebten, indem er nur an sich selbst denkt, schadet, und aus Eigenliebe ihr das Schlimmste zu rathen, und sie zu den gefährlichsten Schritten zu verleiten sich gedrungen fühlt.

Bey ihren bisherigen Verbindungen war ihr Geist meistens unbeschäftigt geblieben; auch dieser verlangte Nahrung. Sie wollte endlich einen Freund haben und kaum hatte sie dieses Bedürfnis gefühlt, so fand sich unter denen, die sich ihr zu nähern suchten, ein junger Mann, auf den sie ihr Zutrauen warf, und der es in jedem Sinne zu verdienen schien.

Es war ein Genueser, der sich um diese Zeit, einiger wichtigen Geschäfte seines Hauses wegen, in Neapel aufhielt. Bey einem sehr glücklichen Naturell hatte er die sorgfältigste Erziehung genossen. Seine Kenntnisse wa-

ren ausgebreitet, sein Geist wie sein Körper vollkommen ausgebildet; sein Betragen konnte für ein Muster gelten, wie einer, der sich keinen Augenblick vergift, sich doch immer in andern zu vergessen scheint. Der Handelsgeist seiner Geburtsstadt ruhte auf ihm; er sah das, was zu thun war, im Großen an. Doch war seine Lage nicht die glücklichste; sein Haus hatte sich in einige höchst gefährliche Spekulationen eingelassen, und war in gefährliche Prozesse verwickelt. Die Angelegenheiten verwirrten sich mit der Zeit noch mehr, und die Sorge, die er darüber empfand, gab ihm einen äußern Anstrich von Traurigkeit, der ihm sehr wohl anstand, und der unserm jungen Frauenzimmer noch mehr Muth machte, seine Freundschaft zu suchen, weil sie zu fühlen glaubte, daß er selbst einer Freundin bedürfe.

Er hatte sie nur bisher an öffentlichen Orten und bey Gelegenheit gesehen, sie vergönnte ihm nunmehr auf seine erste Anfrage den Zutritt in ihrem Hause, ja sie lud ihn recht dringend ein und er verfehlte nicht zu kommen.

Sie versäumte keine Zeit, ihm ihr Zutrauen und ihren Wunsch zu entdecken. Er war verwundert und erfreut über ihren Antrag. Sie bat ihn inständig ihr Freund zu bleiben, und keine Anforderungen eines Liebhabers zu machen. Sie eröffnete ihm eine Verlegenheit, in der sie sich eben befand, und worüber er bey seinen mancherley Verhältnissen den besten Rath geben, und die schleunigste Einleitung zu ihrem Vortheil machen konnte. Er vertraute ihr dagegen seine Lage, und indem sie ihn zu erheitern und zu trösten wußte, indem sich in ihrer Gegen-

wart manches entwickelte, was sonst bey ihm nicht so früh erwacht wäre, schien sie auch seine Rathgeberin zu seyn, und eine wechselseitige auf die edelste Achtung, auf das schönste Bedürfnis gegründete Freundschaft hatte sich in kurzem zwischen ihnen befestigt.

Nur leider überlegt man bey Bedingungen die man eingeht, nicht immer, ob sie möglich sind. Er hatte versprochen nur Freund zu seyn, keine Ansprüche auf die Stelle eines Liebhabers zu machen, und doch konnte er sich nicht läugnen, daß ihm die von ihr begünstigten Liebhaber überall im Wege, höchst zuwider, ja ganz und gar unerträglich waren. Besonders fiel es ihm höchst schmerzlich auf, wenn ihn seine Freundin von den guten und bösen Eigenschaften eines solchen Mannes oft launig unterhielt, alle Fehler des Begünstigten genau zu kennen schien, und doch noch vielleicht selbigen Abend, gleichsam zum Spott des werthgeschätzten Freundes, in den Armen eines Unwürdigen ausruhte.

Glücklicher oder unglücklicher Weise geschah es bald, daß das Herz der Schönen frey wurde. Ihr Freund bemerkte es mit Vergnügen, und suchte ihr vorzustellen, daß der erledigte Platz ihm vor allen andern gebühre. Nicht ohne Widerstand und Widerwillen gab sie seinen Wünschen Gehör; ich fürchte, sagte sie, daß ich über dieser Nachgiebigkeit das Schätzbarste auf der Welt, einen Freund verliere. Sie hatte richtig geweissagt; denn kaum hatte er eine Zeitlang in seiner doppelten Eigenschaft bey ihr gegolten, so fingen seine Launen an beschwerlicher zu werden; als Freund forderte er ihre ganze Achtung, als Liebhaber ihre ganze Neigung und als ein verständi-

ger und angenehmer Mann unausgesetzte Unterhaltung. Dieß aber war keinesweges nach dem Sinne des lebhaftesten Mädchens; sie konnte sich in keine Aufopferung finden, und hatte nicht Lust irgend jemand ausschließliche Rechte zuzugestehen. Sie suchte daher auf eine zarte Weise seine Besuche nach und nach zu verringern, ihn seltner zu sehen und ihn fühlen zu lassen, daß sie um keinen Preis der Welt ihre Freyheit weggebe.

Sobald er es merkte, fühlte er sich vom größten Unglück betroffen und leider befiel ihn dieses Unheil nicht allein: seine häuslichen Angelegenheiten fingen an äußerst schlimm zu werden. Er hatte sich dabey den Vorwurf zu machen, daß er von früher Jugend an sein Vermögen als eine unerschöpfliche Quelle angesehen, daß er seine Handelsangelegenheiten versäumt, um auf Reisen und in der großen Welt eine vornehmere und reichere Figur zu spielen, als ihm seine Geburt und sein Einkommen gestatteten. Die Prozesse, auf die er seine Hoffnung setzte, gingen langsam und waren kostspielig. Er mußte deshalb einigemal nach Palermo und während seiner letzten Reise machte das kluge Mädchen verschiedene Einrichtungen, um ihrer Haushaltung eine andere Wendung zu geben, und ihn nach und nach von sich zu entfernen. Er kam zurück, und fand sie in einer andern Wohnung, entfernt von der seinigen, und sah den Markese von S. der damals auf die öffentlichen Lustbarkeiten und Schauspiele großen Einfluß hatte, vertraulich bey ihr aus und eingehen. Dieß überwältigte ihn, und er fiel in eine schwere Krankheit. Als die Nachricht davon zu seiner Freundin gelangte, eilte sie zu ihm, sorgte für ihn, richtete seine Aufwartung ein, und als ihr nicht verborgen blieb, daß seine Casse

nicht zum besten bestellt war, ließ sie eine ansehnliche Summe zurück, die hinreichend war ihn auf einige Zeit zu beruhigen.

Durch die Anmaßung ihre Freyheit einzuschränken hatte der Freund schon viel in ihren Augen verloren, und wie ihre Neigung zu ihm abnahm, hatte ihre Aufmerksamkeit auf ihn zugenommen, und die Entdeckung, daß er in seinen eigenen Angelegenheiten so unflug gehandelt habe, gab ihr nicht die günstigsten Begriffe von seinem Verstande und seinem Charakter. Indessen bemerkte er die große Veränderung nicht, die in ihr vorgegangen war, vielmehr schien ihre Sorgfalt für seine Genesung, die Treue, womit sie halbe Tage lang an seinem Lager aushielt, mehr ein Zeichen ihrer Freundschaft und Liebe als ihres Mitleids zu seyn und er hoffte nach seiner Genesung in alle Rechte wieder eingesetzt zu werden.

Wie sehr irr'te er sich! In der Maße wie seine Gesundheit wieder kam und seine Kräfte sich erneuerten, verschwand bey ihr jede Art von Neigung und Zutrauen, ja er schien ihr so lästig, als er ihr sonst angenehm gewesen war. Auch war seine Laune, ohne daß er es selbst bemerkte, während dieser Begebenheiten höchst bitter und verdrießlich geworden; alle Schuld, die er an seinem Schicksal haben konnte, warf er auf andere und wußte sich in allem völlig zu rechtfertigen. Er sah in sich nur einen unschuldig verfolgten, gekränkten, betrübten Mann und hoffte völlige Entschädigung alles Uebels und aller Leiden von einer vollkommenen Ergebenheit seiner Geliebten.

Mit diesen Anforderungen trat er gleich in den ersten

Tagen hervor, als er wieder ausgehen und sie besuchen konnte. Er verlangte nichts weniger, als daß sie sich ihm ganz ergeben, ihre übrigen Freunde und Bekannte verabschieden, das Theater verlassen, und ganz allein mit ihm und für ihn leben sollte. Sie zeigte ihm die Unmöglichkeit seine Forderungen zu bewilligen, erst auf eine scherzhafte, dann auf eine ernsthafte Weise und war leider endlich genöthigt ihm die traurige Wahrheit, daß ihr Verhältniß gänzlich vernichtet sey, zu gestehen. Er verließ sie um sie nicht wieder zu sehen.

Er lebte noch einige Jahre in einem sehr eingeschränkten Kreise, oder vielmehr bloß in der Gesellschaft einer alten frommen Dame, die mit ihm in einem Hause wohnte, und sich von wenigen Renten erhielt. In dieser Zeit gewann er den einen Prozeß und bald darauf den andern; allein seine Gesundheit war untergraben und das Glück seines Lebens war verloren. Bey einem geringen Anlaß fiel er abermals in eine schwere Krankheit; der Arzt kündigte ihm den Tod an. Er vernahm sein Urtheil ohne Widerwillen, nur wünschte er seine schöne Freundin noch Einmal zu sehen. Er schickte seinen Bedienten zu ihr, der sonst in glücklichen Zeiten manche günstige Antwort gebracht hatte. Er ließ sie bitten, sie schlug es ab. Er schickte zum zweytenmal und ließ sie beschwören; sie beharrte auf ihrem Sinne. Endlich, es war schon tief in der Nacht, sendete er zum drittenmal; sie ward bewegt und vertraute mir ihre Verlegenheit, denn ich war eben mit dem Markese und einigen andern Freunden bey ihr zum Abendessen. Ich rieth ihr und bat sie dem Freunde den letzten Liebedienst zu erzeigen; sie schien unentschlossen, aber nach einigem Nachdenken nahm sie sich zusammen. Sie

schickte den Bedienten mit einer abschläglichen Antwort weg und er kam nicht wieder.

Wir saßen nach Tische in einem vertrauten Gespräch und waren alle heiter und gutes Muths. Es war gegen Mitternacht, als sich auf einmal, mitten unter uns, eine klägliche, durchdringende, ängstliche und lange nachtönende Stimme hören ließ. Wir fuhren zusammen, sahen einander an und sahen uns um, was aus diesem Abentheuer werden sollte. Die Stimme schien an den Wänden zu verklingen, wie sie aus der Mitte des Zimmers hervorgegangen war. Der Markese stand auf und sprang ans Fenster, und wir andern bemühten uns um die Schöne, welche ohnmächtig da lag. Sie kam erst langsam zu sich selbst. Der eifersüchtige und heftige Italiener sah kaum ihre wieder aufgeschlagenen Augen, als er ihr bittere Vorwürfe machte. Wenn Sie mit Ihren Freunden Zeichen verabreden, sagte er, so lassen Sie doch solche weniger auffallend und heftig seyn. Sie antwortete ihm mit ihrer gewöhnlichen Gegenwart des Geistes, daß, da sie jedermann und zu jeder Zeit bey sich zu sehen das Recht habe, sie wohl schwerlich solche traurige und schreckliche Töne zur Vorbereitung angenehmer Stunden wählen würde.

Und gewiß, der Ton hatte etwas unglaublich schreckhaftes. Seine langen nachdrönenden Schwingungen waren uns allen in den Ohren, ja in den Gliedern geblieben. Sie war blaß, entstellt und immer der Ohnmacht nahe; wir mußten die halbe Nacht bey ihr bleiben. Es ließ sich nichts weiter hören. Die andre Nacht dieselbe Gesellschaft, nicht so heiter als Tags vorher, aber doch gefaßt genug, und — um dieselbige Zeit derselbe gewaltsame, fürchterliche Ton.

Wir hatten indessen über die Art des Schreyes und wo er herkommen möchte, unzählige Urtheile gefällt, und unsre Vermuthungen erschöpft. Was soll ich weitläufig seyn? So oft sie zu Hause aß, ließ er sich um dieselbige Zeit vernehmen und zwar, wie man bemerken wollte, manchmal stärker, manchmal schwächer. Ganz Neapel sprach von diesem Vorfall. Alle Leute des Hauses, alle Freunde und Bekannte nahmen den lebhaftesten Theil daran, ja die Polizey ward aufgerufen. Man stellte Spione und Beobachter aus. Denen auf der Gasse schien der Klang aus der freyen Luft zu entspringen, und in dem Zimmer hörte man ihn auf das deutlichste. So oft sie auswärts aß, vernahm man nichts; so oft sie zu Hause war, ließ sich der Ton hören.

Aber auch außer dem Hause blieb sie nicht ganz von diesem bösen Begleiter verschont. Ihre Anmuth hatte ihr den Zutritt in die ersten Häuser geöffnet. Sie war als eine gute Gesellschafterin überall willkommen und sie hatte sich, um dem bösen Gaste zu entgehen, angewöhnt, die Abende außer dem Hause zu seyn.

Ein Mann, durch sein Alter und seine Stelle ehrwürdig, führte sie eines Abends in seinem Wagen nach Hause. Als sie vor ihrer Thüre von ihm Abschied nimmt, entsteht der Klang zwischen ihnen beyden, und man hebt diesen Mann, der so gut wie tausend andere die Geschichte wußte, mehr todt als lebendig in seinen Wagen.

Ein andermal fährt ein junger Tenor, den sie wohl leiden konnte, mit ihr Abends durch die Stadt eine Freundin zu besuchen. Er hatte von diesem seltsamen Phäno-

menon reden hören und zweifelte, als ein muntreer Knabe, an einem solchen Wunder. Sie sprachen von der Begebenheit. Ich wünschte doch auch, sagte er, die Stimme Ihres unsichtbaren Begleiters zu hören: rufen Sie ihn doch auf, wir sind ja zu Zweyen, und werden uns nicht fürchten. Leichtsinns oder Kühnheit, ich weiß nicht, was sie vermochte, genug sie ruft dem Geiste, und in dem Augenblicke entsteht mitten im Wagen der schmetternde Ton, läßt sich dreymal schnell hinter einander gewaltsam hören und verschwindet mit einem bänglichen Nachklang. Vor dem Hause ihrer Freundin fand man beyde ohnmächtig im Wagen, nur mit Mühe brachte man sie wieder zu sich, und vernahm was ihnen begegnet sey.

Die Schöne brauchte einige Zeit sich zu erhohlen. Dieser immer erneuerte Schrecken griff ihre Gesundheit an und das klingende Gespenst schien ihr einige Frist zu verstaten, ja sie hoste sogar, weil es sich lange nicht wieder hören ließ, endlich völlig davon befreyt zu seyn. Allein diese Hoffnung war zu frühzeitig.

Nach geendigtem Carneval unternahm sie mit einer Freundin und einem Kammermädchen eine kleine Lustreise. Sie wollte einen Besuch auf dem Lande machen; es war Nacht ehe sie ihren Weg vollenden konnten, und da noch am Fuhrwerke etwas zerbrach, mußten sie in einem schlechten Wirthshaus übernachten und sich so gut als möglich einrichten.

Schon hatte die Freundin sich niedergelegt und das Kammermädchen, nachdem sie das Nachtlicht angezündet hatte, wollte eben zu ihrer Gebieterin ins andre Bette stei-

gen, als diese scherzend zu ihr sagte: wir sind hier am Ende der Welt und das Wetter ist abscheulich, sollte er uns wohl hier finden können? Im Augenblick ließ er sich hören, stärker und fürchterlicher als jemals. Die Freundin glaubte nicht anders als die Hölle sey im Zimmer, sprang aus dem Bette, lief wie sie war, die Treppe hinunter und rief das ganze Haus zusammen. Niemand that diese Nacht ein Auge zu. Allein es war auch das letztemal daß sich der Ton hören ließ, nur hatte der ungebetene Gast noch eine andere lästigere Weise seine Gegenwart anzuzeigen.

Einige Zeit hatte er Ruhe gehalten als auf einmal Abends zur gewöhnlichen Stunde, da sie mit ihrer Gesellschaft zu Tische saß, ein Schuß, wie aus einer Flinte oder stark geladenen Pistole, zum Fenster herein fiel. Alle hörten den Knall, alle sahen das Feuer, aber bey näherer Untersuchung fand man die Scheibe ohne die mindeste Verletzung. Demohngeachtet nahm die Gesellschaft den Vorfall sehr ernsthaft und alle glaubten, daß man der Schönen nach dem Leben stehe. Man eilt nach der Polizen, man untersucht die benachbarten Häuser und da man nichts verdächtiges findet, stellt man darin den andern Tag Schildwachen von oben bis unten. Man durchsucht genau das Haus worinn sie wohnt, man vertheilt Spione auf der Straße.

Alle diese Vorsicht war vergebens. Drey Monate hinter einander fiel in demselbigen Augenblicke der Schuß durch dieselbe Fensterscheibe, ohne das Glas zu verletzen, und, was merkwürdig war, immer genau eine Stunde vor Mitternacht, da doch gewöhnlich in Neapel nach der

italienischen Uhr gezählt wird und Mitternacht daselbst eigentlich keine Epoche macht.

Man gewöhnte sich endlich an diese Erscheinung wie an die vorige, und man rechnete dem Geiste seine unschädliche Lücke nicht hoch an. Der Schuß fiel manchmal ohne die Gesellschaft zu erschrecken, oder sie in ihrem Gespräch zu unterbrechen.

Eines Abends, nach einem sehr warmen Tage, öffnete die Schöne, ohne an die Stunde zu denken, das bewußte Fenster und trat mit dem Marfese auf den Balkon. Kaum standen sie einige Minuten draussen, als der Schuß zwischen ihnen beenden durchfiel und sie mit Gewalt rückwärts in das Zimmer schleuderte, wo sie ohnmächtig auf den Boden taumelten. Als sie sich wieder erhohlt hatten, fühlte er auf der linken, sie aber auf der rechten Wange den Schmerz einer tüchtigen Ohrfeige und da man sich weiter nicht verletzt fand, gab der Vorfall zu mancherley scherzhaften Bemerkungen Anlaß.

Von der Zeit an ließ sich dieser Schall im Hause nicht wieder hören und sie glaubte nun endlich ganz von ihrem unsichtbaren Verfolger befreit zu seyn, als auf einem Wege, den sie Abends mit einer Freundin machte, ein unvermuthetes Abenteuer sie nochmals auf das gewaltsamste erschreckte. Ihr Weg ging durch die Chiaia, wo ehemals der geliebte genuesische Freund gewohnt hatte. Es war heller Mondschein. Eine Dame, die bey ihr saß, fragte: ist das nicht das Haus, in welchem der Herr * gestorben ist? Es ist eins von diesen beyden, so viel ich weiß, sagte die Schöne, und in dem Augenblicke fiel aus

einem dieser beyden Häuser der Schuß und drang durch den Wagen durch. Der Kutscher glaubte angegriffen zu seyn und fuhr mit aller möglichen Geschwindigkeit fort. An dem Orte ihrer Bestimmung hub man die beyden Frauen für todt aus dem Wagen.

Aber dieser Schrecken war auch der letzte. Der unsichtbare Begleiter änderte seine Methode und nach einigen Abenden erklang vor ihren Fenstern ein lautes Händeklatschen. Sie war als beliebte Sängerin und Schauspielerin diesen Schall schon mehr gewohnt. Er hatte an sich nichts schreckliches und man konnte ihn eher einem ihrer Bewunderer zuschreiben. Sie gab wenig darauf acht. Ihre Freunde waren aufmerksamer und stellten, wie das vorigemal, Posten aus. Sie hörten den Schall, sahen aber vor wie nach niemand, und die meisten hofften nun bald auf ein völliges Ende dieser Erscheinungen.

Nach einiger Zeit verlohr sich auch dieser Klang und verwandelte sich in angenehmere Töne. Sie waren zwar nicht eigentlich melodisch, aber unglaublich angenehm und lieblich. Sie schienen den genauesten Beobachtern von der Ecke einer Querstraße her zu kommen, im leeren Luftraume bis unter das Fenster hinzuschweben und dann dort auf das Sanfteste zu verklingen. Es war als wenn ein himmlischer Geist durch ein schönes Präludium aufmerksam auf eine Melodie machen wollte, die er eben vorzutragen im Begriff sey. Auch dieser Ton verschwand endlich und ließ sich nicht mehr hören, nachdem die ganze wunderbare Geschichte etwa anderthalb Jahre gedauert hatte.

Als der Erzähler einen Augenblick inne hielt, fing die

Gesellschaft an ihre Gedanken und Zweifel über diese Geschichte zu äussern, ob sie wahr sey, ob sie auch wahr seyn könne?

Der Alte behauptete, sie müsse wahr seyn, wenn sie interessant seyn solle: denn für eine erfundene Geschichte habe sie wenig Verdienst. Jemand bemerkte darauf: es scheine sonderbar, daß man sich nicht nach dem abgeschiedenen Freunde und nach den Umständen seines Todes erkundigt, weil doch daraus vielleicht einiges zur Aufklärung der Geschichte hätte genommen werden können.

Auch dieses ist geschehen, versetzte der Alte: ich war selbst neugierig genug gleich nach der ersten Erscheinung in sein Haus zu gehen, und unter einem Vorwand die Dame zu besuchen, welche zuletzt recht mütterlich für ihn gesorgt hatte. Sie erzählte mir, daß ihr Freund eine unglaubliche Leidenschaft gegen das Frauenzimmer gehegt habe, daß er die letzte Zeit seines Lebens fast allein von ihr gesprochen und sie bald als einen Engel, bald als einen Teufel vorgestellt habe.

Als seine Krankheit überhand genommen, habe er nichts gewünscht als sie vor seinem Ende noch einmal zu sehen, wahrscheinlich in der Hoffnung nur noch eine zärtliche Aeussereung, eine Reue oder sonst irgend ein Zeichen der Liebe und Freundschaft von ihr zu erzwingen. Desto schrecklicher sey ihm ihre anhaltende Weigerung gewesen und sichtbar habe die letzte entscheidende abschlägliche Antwort sein Ende beschleunigt. Verzweifelt habe er ausgerufen: nein, es soll ihr nichts helfen! Sie vermeidet mich; aber auch nach meinem Tod soll sie keine Ruhe vor mir ha-

ben. Mit dieser Hefigkeit verschied er und nur zu sehr mußten wir erfahren, daß man auch jenseit des Grabes Wort halten könne.

Die Gesellschaft fing aufs neue an über die Geschichte zu meynen und zu urtheilen. Zuletzt sagte der Bruder Friß: ich habe einen Verdacht, den ich aber nicht eher äussern will, als bis ich nochmals alle Umstände in mein Gedächtniß zurück gerufen und meine Combinationen besser geprüft habe.

Als man lebhafter in ihn drang, suchte er einer Antwort dadurch auszuweichen, daß er sich erbot, gleichfalls eine Geschichte zu erzählen, die zwar der vorigen an Interesse nicht gleiche, aber doch auch von der Art sey, daß man sie niemals mit völliger Gewißheit habe erklären können.

Bey einem wackern Edelmann, meinem Freunde, der ein altes Schloß mit einer starken Familie bewohnte, war eine Waise erzogen worden, die, als sie herangewachsen und vierzehn Jahr alt war, meist um die Dame vom Hause sich beschäftigte und die nächsten Dienste ihrer Person verrichtete. Man war mit ihr wohl zufrieden und sie schien nichts weiter zu wünschen, als durch Aufmerksamkeit und Treue ihren Wohlthätern dankbar zu seyn. Sie war wohlgebildet und es fanden sich einige Freyer um sie ein. Man glaubte nicht, daß eine dieser Verbindungen zu ihrem Glück gereichen würde, und sie zeigte auch nicht das mindeste Verlangen ihren Zustand zu ändern.

Auf einmal begab sich's, daß man, wenn das Mädchen in dem Hause Geschäfts halber herumging, unter ihr,

hier und da, pochen hörte. Anfangs schien es zufällig, aber da das Klopfen nicht aufhörte und beynahе jeden ihrer Schritte bezeichnete, ward sie ängstlich und traute sich kaum aus dem Zimmer der gnädigen Frau heraus zu gehen, als in welchem sie allein Ruhe hatte.

Dieses Pochen ward von jedermann vernommen, der mit ihr ging oder nicht weit von ihr stand. Anfangs scherzte man darüber, endlich aber fing die Sache an unangenehm zu werden. Der Herr vom Hause, der von einem lebhaften Geist war, untersuchte nun selbst die Umstände. Man hörte das Pochen nicht eher, als bis das Mädchen ging, und nicht sowohl indem sie den Fuß aufsetzte, als indem sie ihn zum Weiterschreiten aufhob. Doch fielen die Schläge manchmal unregelmäßig und besonders waren sie sehr stark wenn sie quer über einen großen Saal den Weg nahm.

Der Hausvater hatte eines Tages Handwerksleute in der Nähe und ließ, da das Pochen am heftigsten war, gleich hinter ihr die Dielen aufreißen. Es fand sich nichts, auffer daß bey dieser Gelegenheit ein paar grosse Ratten zum Vorschein kamen, deren Jagd viel Lärm im Hause verursachte.

Entrüstet über diese Begebenheit und Verwirrung griff der Hausherr zu einem strengen Mittel, nahm seine größte Hexpeitsche von der Wand und schwur, daß er das Mädchen bis auf den Tod prügeln wolle, wenn sich noch ein einzigmal das Pochen hören ließe. Von der Zeit an ging sie ohne Anfechtung im ganzen Hause herum, und man vernahm von dem Pochen nichts weiter.

Die Hören. 1795. 2tes Stück.

2

Woraus man denn deutlich sieht, fiel Luise ein, daß das schöne Kind sein eignes Gespenst war und aus irgend einer Ursache sich diesen Spaß gemacht und seine Herrschaft zum Besten gehabt hatte.

Keinesweges, versetzte Fritz: denn diejenigen, welche diese Wirkung einem Geiste zuschrieben, glaubten, ein Schutzgeist wolle zwar das Mädchen aus dem Hause haben, aber ihr doch kein Leid zufügen lassen. Andere nahmen es näher und hielten dafür, daß einer ihrer Liebhaber die Wissenschaft oder das Geschick gehabt habe, diese Töne zu erregen, um das Mädchen aus dem Hause in seine Arme zu nöthigen. Dem sey wie ihm wolle, das gute Kind zehrte sich über diesen Vorfall beynah völlig ab, und schien einem traurigen Geiste gleich, da sie vorher frisch, munter und die Heiterste im ganzen Hause gewesen. Aber auch eine solche körperliche Abnahme läßt sich auf mehr als eine Weise deuten.

Es ist Schade, versetzte Karl, daß man solche Vorfälle nicht genau untersucht, und daß man bey Beurtheilung der Begebenheiten, die uns so sehr interessiren, immer zwischen verschiedenen Wahrscheinlichkeiten schwanken muß, weil die Umstände, unter welchen solche Wunder geschehen, nicht alle bemerkt sind.

Wenn es nur nicht überhaupt so schwer wäre zu untersuchen, sagte der Alte, und in dem Augenblicke, wo etwas dergleichen begegnet, die Punkte und Momente alle gegenwärtig zu haben, worauf es eigentlich ankommt, damit man nichts entwischen lasse, worin Betrug und Irrthum sich verstecken könne. Vermag man denn einem Ta-

schenspieler so leicht auf die Sprünge zu kommen, von dem wir doch wissen, daß er uns zum Besten hat?

Raum hatte er ausgeredet, als in der Ecke des Zimmers auf einmal ein sehr starker Knall sich hören ließ. Alle fuhren auf und Karl sagte scherzend: es wird sich doch kein sterbender Liebhaber hören lassen.

Er hätte gewünscht seine Worte wieder zurück zu nehmen, denn Luise ward bleich und gestand, daß sie für das Leben ihres Bräutigams zittere.

Fritz, um sie zu zerstreuen, nahm das Licht und ging nach dem Schreibtische, der in der Ecke stand. Die gewölbte Decke desselben war quer völlig durchgerissen; man hatte also die Ursache des Klanges; aber demohngeachtet fiel es ihnen auf, daß dieser Schreibtisch von Kautchens bester Arbeit, der schon mehrere Jahre an demselben Platze stand, in diesem Augenblicke zufällig gerissen seyn sollte. Man hatte ihn oft als ein Muster einer vortrefflichen und dauerhaften Tischlerarbeit gerühmt und vorgezeigt, und nun sollte er auf einmal reißen, ohne daß in der Luft die mindeste Veränderung zu spüren war.

Geschwind, sagte Karl, laßt uns zuerst diesen Umstand berichtigen und nach dem Barometer sehen.

Das Quecksilber hatte seinen Stand vollkommen, wie seit einigen Tagen, das Thermometer selbst war nicht mehr gefallen, als die Veränderung von Tag auf Nacht natürlich mit sich brachte.

Schade, daß wir nicht einen Hygrometer bey der Hand

haben, rief er aus: gerade das Instrument wäre das nöthigste!

Es scheint, sagte der Alte, daß uns immer die nöthigsten Instrumente abgehen, wenn wir Versuche auf Geistes anstellen wollen.

Sie wurden in ihren Betrachtungen durch einen Bedienten unterbrochen, der mit Hast herein kam und meldete, daß man ein starkes Feuer am Himmel sehe, man könne aber nicht wissen, ob es in der Stadt oder in der Gegend sey.

Da man durch das Vorhergehende schon empfänglicher für den Schrecken geworden war, so wurden alle mehr, als es vielleicht sonst geschehen seyn würde, von der Nachricht betroffen. Frik eilte auf das Belvedere des Hauses, wo auf einer grossen horizontalen Scheibe die Karte des Landes ausführlich gezeichnet war, durch deren Hülfe man auch bey Nacht die verschiedenen Lagen der Orte ziemlich genau bestimmen konnte. Die andern blieben, nicht ohne Sorgen und Bewegung, bey einander.

Frik kam zurück und sagte: ich bringe keine gute Nachricht. Denn höchst wahrscheinlich ist der Brand nicht in der Stadt, sondern auf dem Guthe unsrer Tante. Ich kenne die Richtung sehr genau und fürchte mich nicht zu irren. Man bedauerte die schönen Gebäude und überrechnete den Verlust. Indessen, sagte Frik, ist mir ein wunderlicher Gedanke eingekommen, der uns wenigstens über das sonderbare Anzeichen des Schreibtisches beruhigen kann. Vor allen Dingen wollen wir die Minute berichtigen, in

Der wir den Klang gehört haben. Sie rechneten zurück und es konnte etwa halb Zwölfe gewesen seyn.

Nun, ihr mögt lachen oder nicht, fuhr Frik fort, will ich euch meine Muthmaßung erzählen. Ihr wißt, daß unsre Mutter schon vor mehreren Jahren einen ähnlichen, ja man möchte sagen einen gleichen Schreibtisch an unsre Tante geschenkt hat. Beide waren zu Einer Zeit aus Einem Holze mit der größten Sorgfalt von Einem Meister verfertigt, beyde haben sich bisher trefflich gehalten und ich wollte wetten, daß in dem Augenblicke mit dem Lusthause unsrer Tante der zweyte Schreibtisch verbrennt, und daß sein Zwilling Bruder auch davon leidet. Ich will mich morgen selbst aufmachen und dieses seltsame Factum so gut als möglich zu berichtigen suchen.

Ob Friedrich wirklich diese Meinung hegte, oder ob der Wunsch, seine Schwester zu beruhigen, ihm zu diesem Einfall geholfen, wollen wir nicht entscheiden, genug sie ergriffen die Gelegenheit über manche unleugbare Sympathien zu sprechen und fanden am Ende eine Sympathie zwischen Hölzern die auf Einem Stamm erzeugt worden, zwischen Werken die Ein Künstler verfertigt, noch ziemlich wahrscheinlich. Ja sie wurden einig, dergleichen Phänomene eben so gut für Naturphänomene gelten zu lassen, als andre, welche sich öfter wiederholen, die wir mit Händen greifen und doch nicht erklären können.

Ueberhaupt, sagte Karl: scheint mir: daß jedes Phänomen, so wie jedes Factum an sich eigentlich das Interessante sey. Wer es erklärt oder mit andern Begebenheiten zusammenhängt, macht sich gewöhnlich eigentlich

nur einen Spaß, und hat uns zum besten, wie z. B. der Naturforscher und Historienschreiber. Aber eine einzelne Handlung oder Begebenheit ist interessant, nicht weil sie erklärbar oder wahrscheinlich, sondern weil sie wahr ist. Wenn gegen Mitternacht die Flamme den Schreibtisch der Tante verzehrt hat, so ist das sonderbare Reissen des uns fern zu gleicher Zeit für uns eine wahre Begebenheit, sie mag übrigens erklärbar seyn und zusammenhängen mit was sie will.

So tief es auch schon in der Nacht war, fühlte niemand eine Neigung zu Bette zu gehen und Karl erbot sich gleichfalls eine Geschichte zu erzählen, die nicht minder interessant sey, ob sie sich gleich vielleicht eher erklären und begreifen lasse, als die vorigen.

Der Marschall von Bassompierre, sagte er, erzählt sie in seinen Memoiren; es sey mir erlaubt in seinem Namen zu reden.

Seit fünf oder sechs Monaten hatte ich bemerkt, so oft ich über die kleine Brücke ging, (denn zu der Zeit war der Pont neuf noch nicht gebaut) daß eine schöne Krämerin, deren Laden an einem Schilde mit zwey Engeln kenntlich war, sich tief und wiederhohlt vor mir neigte und mir so weit nachsah, als sie nur konnte. Ihr Betragen fiel mir auf, ich sah sie gleichfalls an und dankte ihr sorgfältig. Einst ritt ich von Fontainebleau nach Paris, und als ich wieder die kleine Brücke herauf kam, trat sie an ihre Ladenthüre und sagte zu mir, indem ich vorbeyritt: mein Herr, Ihre Dienerin! Ich erwiderte ihren Gruß und indem ich mich von Zeit zu Zeit umsah, hatte sie

sich weiter vorgelehnt, um mir so weit als möglich nachzusehen.

Ein Bedienter nebst einem Postillon folgten mir, die ich noch diesen Abend mit Briefen an einige Damen nach Fontainebleau zurück schicken wollte. Auf meinen Befehl stieg der Bediente ab und ging zu der jungen Frau ihr in meinem Namen zu sagen, daß ich ihre Neigung mich zu sehen und zu grüßen bemerkt hätte, ich wollte, wenn sie wünschte mich näher kennen zu lernen, sie aufsuchen, wo sie verlangte.

Sie antwortete dem Bedienten: er hätte ihr keine bessere Neuigkeit bringen können, sie wolle kommen, wohin ich sie bestellte, nur mit der Bedingung, daß sie eine Nacht mit mir unter Einer Decke zubringen dürfte.

Ich nahm den Vorschlag an und fragte den Bedienten, ob er nicht etwa einen Ort kenne, wo wir zusammen kommen könnten? Er antwortete, daß er sie zu einer gewissen Kupplerin führen wollte; rathe mir aber, weil die Pest sich hier und da zeige, Matrazen, Decken und Leintücher aus meinem Hause hinbringen zu lassen. Ich nahm den Vorschlag an und er versprach mir ein gutes Bett zu bereiten.

Des Abends ging ich hin und fand eine sehr schöne Frau von ohngefähr zwanzig Jahren, mit einer zierlichen Nachtmüze, einem sehr feinen Hemde, einem kurzen Unterrocke von grün wollenem Zeuge. Sie hatte Pantoffeln an den Füßen und eine Art von Pudermantel übergeworfen. Sie gefiel mir außerordentlich, und da ich mir eini-

ge Freyheiten herausnehmen wollte, lehnte sie meine Liebeslosungen mit sehr guter Art ab und verlangte mit mir zwischen zwey Leintüchern zu seyn. Ich erfüllte ihr Begehren und kann sagen, daß ich niemals ein zierlicheres Weib gekannt, noch von irgend einer mehr Vergnügen genossen hätte. Den andern Morgen fragte ich sie: ob ich sie nicht noch einmal sehen könnte, ich verreise erst Sonntag, und wir hatten die Nacht vom Donnerstag auf den Freytag mit einander zugebracht.

Sie antwortete mir: daß sie es gewiß lebhafter wünsche als ich, wenn ich aber nicht den ganzen Sonntag bliebe, sey es ihr unmöglich, denn nur in der Nacht vom Sonntag auf den Montag könne sie mich wieder sehen. Als ich einige Schwierigkeiten machte, sagte sie: Ihr seyd wohl meiner in diesem Augenblicke schon überdrüssig und wollt nun Sonntags verreisen; aber Ihr werdet bald wieder an mich denken und gewiß noch einen Tag zugeben, um eine Nacht mit mir zuzubringen.

Ich war leicht zu überreden, versprach ihr den Sonntag zu bleiben und die Nacht auf den Montag mich wieder an dem nemlichen Orte einzufinden. Darauf antwortete sie mir: ich weiß recht gut, mein Herr, daß ich in ein schändliches Haus um Ihrentwillen gekommen bin; aber ich habe es freywillig gethan, und ich hatte ein so unüberwindliches Verlangen mit Ihnen zu seyn, daß ich jede Bedingung eingegangen wäre. Aus Leidenschaft bin ich an diesen abscheulichen Ort gekommen, aber ich würde mich für eine feile Dirne halten, wenn ich zum zweytenmal dahin zurückkehren könnte. Möge ich eines elenden Todes sterben, wenn ich außer meinem Mann und Euch

irgend jemand zu Willen gewesen bin, und nach irgend einem andern verlange. Aber was thäte man nicht für eine Person, die man liebt und für einen Bassompierre? Um seinetwillen bin ich in das Haus gekommen, um eines Mannes willen, der durch seine Gegenwart diesen Ort ehrbar gemacht hat. Wollt Ihr mich noch einmal sehen, so will ich Euch bey meiner Tante einlassen.

Sie beschrieb mir das Haus auß genaueste und fuhr fort: ich will Euch von zehn Uhr bis Mitternacht erwarten, ja noch später, die Thüre soll offen seyn. Erst findet Ihr einen kleinen Gang, in dem haltet Euch nicht auf, denn die Thüre meiner Tante geht da heraus. Dann stößt euch eine Treppe sogleich entgegen, die Euch ins erste Geschos führt, wo ich Euch mit offenen Armen empfangen werde.

Ich machte meine Einrichtung, ließ meine Leute und meine Sachen vorausgehen und erwartete mit Ungeduld die Sonntag Nacht, in der ich das schöne Weibchen wieder sehen sollte. Um zehn Uhr war ich schon am bestimmten Orte. Ich fand die Thüre, die sie mir bezeichnet hatte, sogleich, aber verschlossen und im ganzen Hause Licht, das sogar von Zeit zu Zeit wie eine Flamme aufzulodern schien. Ungeduldig fing ich an zu klopfen, um meine Ankunft zu melden; aber ich hörte eine Mannsstimme, die mich fragte, wer draußen sey?

Ich ging zurück und einige Straßen auf und ab. Endlich zog mich das Verlangen wieder nach der Thüre. Ich fand sie offen und eilte durch den Gang die Treppe hinauf. Aber wie erstaunt war ich, als ich in dem Zim-

mer ein paar Leute fand, welche Bettstroh verbrannten und bey der Flamme, die das ganze Zimmer erleuchtete, zwey nackte Körper auf dem Tische ausgestreckt sahe. Ich zog mich eilig zurück und stieß im Hinausgehen auf ein paar Todtengräber, die mich fragten, was ich suchte? Ich zog den Degen, um sie mir vom Leibe zu halten und kam nicht unbewegt von diesem seltsamen Aublick nach Hause. Ich trank sogleich drei bis vier Gläser Wein, ein Mittel gegen die pestilenzialischen Einflüsse, das man in Deutschland sehr bewährt hält, und trat, nachdem ich ausgeruhet, den andern Tag meine Reise nach Lothringen an.

Alle Mühe, die ich mir nach meiner Rückkunft gegeben, irgend etwas von dieser Frau zu erfahren, war vergeblich. Ich ging sogar nach dem Laden der zwey Engel; allein die Miethleute wußten nicht, wer vor ihnen darin gefessen hatte.

Dieses Abenteuer begegnete mir mit einer Person vom geringen Stande, aber ich versichere, daß ohne den unangenehmen Ausgang es eins der reizendsten gewesen wäre, deren ich mich erinnere, und daß ich niemals ohne Sehnsucht an das schöne Weibchen habe denken können.

Auch dieses Räthsel, versetzte Frikz, ist so leicht nicht zu lösen. Denn es bleibt zweifelhaft, ob das artige Weibchen in dem Hause mit an der Pest gestorben, oder ob sie es nur dieses Umstands wegen vermieden habe.

Hätte sie gelebt, versetzte Karl, so hätte sie ihren Geliebten gewiß auf der Gasse erwartet, und keine Gefahr

hätte sie abgehalten, ihn wieder aufzusuchen. Ich fürchte immer sie hat mit auf dem Tische gelegen.

Schweigt, sagte Luise: die Geschichte ist gar zu schrecklich! Was wird das für eine Nacht werden, wenn wir uns mit solchen Bildern zu Bette legen.

Es fällt mir noch eine Geschichte ein, sagte Karl, die artiger ist und die Bassompierre von einem seiner Vorfahren erzählt.

Eine schöne Frau, die den Anhern außerordentlich liebte, besuchte ihn alle Montage auf seinem Sommerhause, wo er die Nacht mit ihr zubrachte, indem er seine Frau glauben ließ, daß er diese Zeit zu einer Jagdpartie bestimmt habe.

Zwey Jahre hatten sie sich ununterbrochen auf diese Weise gesehen, als seine Frau einigen Verdacht schöpfte, sich eines Morgens nach dem Sommerhause schlich und ihren Gemahl mit der Schönen im tiefen Schläfe antraf. Sie hatte weder Muth noch Willen sie aufzuwecken, nahm aber ihren Schleier vom Kopfe und deckte ihn über die Füße der Schlafenden.

Als das Frauzimmer erwachte und den Schleier erblickte, that sie einen hellen Schrey, brach in laute Klage aus und jammerte, daß sie ihren Geliebten nicht mehr wieder sehen, ja daß sie sich ihm auf hundert Meilen nicht nähern dürfe. Sie verließ ihn, nachdem sie ihm drey Geschenke, ein kleines Fruchtmaaß, einen Ring und einen Becher für seine drey rechtmäßigen Töchter verehrt und

ihm die größte Sorgfalt für diese Gaben anbefohlen hatte. Man hub sie sorgfältig auf und die Abkömmlinge dieser drey Töchter glaubten die Ursache manches glücklichen Ereignisses in dem Besitz dieser Gabe zu finden.

Das sieht nun schon eher dem Märchen der schönen Melusine und andern dergleichen Feengeschichten ähnlich, sagte Luise.

Und doch hat sich eine solche Tradition, versetzte Friedrich: und ein ähnlicher Talisman in unserm Hause erhalten.

Wie wäre denn das? fragte Karl.

Es ist ein Geheimniß, versetzte jener: nur der älteste Sohn darf es allenfalls bey Lebzeiten des Vaters erfahren, und nach seinem Tode das Kleinod besitzen.

Du hast es also in Verwahrung? fragte Luise.

Ich habe wohl schon zu viel gesagt, versetzte Friedrich, indem er das Licht anzündete, um sich hinweg zu begeben.

Die Fortsetzung folgt.

II

I d e e n

zu einer künftigen Geschichte der Kunst.

E r s t e s S t ü c k.

Es gehört zu den Vorzügen unserer Zeit, daß die Alterthumskunde und besonders die Geschichte der Kunst, durch verschiedener vortrefflicher Männer und vorzüglich Winkelmann's Bemühungen von manchem Irrthum und von der unnützen Pedanterey, wodurch sie sonst entstellt war, gereinigt, und zu einer nicht weniger angenehmen als nützlichen Wissenschaft gebildet worden ist. Auch ist nicht zu verkennen, daß dadurch das Interesse für die antiken Kunstwerke allgemeiner geworden, und der Geschmack selbst bey vielen eine bessere Richtung erhalten hat. Wie vieler Unrichtigkeiten man auch jenen Schriftsteller mit Recht beschuldigen dürfte, so ist er es doch vorzugsweise, dem der Dank für jene Vortheile gebührt. Aber seit dem Tode dieses, um Kunst und Wissenschaft so verdienten, Mannes sind wir dem Ziele nicht viel näher gekommen, obgleich eine Menge wichtiger und belehrender Monumente entdeckt worden, welche gehörig benutzt über manches Licht geben könnten, und die Gelehrten es keineswegs an Schriften über diesen Gegenstand haben fehlen lassen. Um einen gewissen Grad von Vollkommenheit darinn möglich zu machen, müssen Wissenschaft und Kunst einander nothwendig die Hände reichen. Unter welchen Umständen und durch

welche Mittel dieser Zweck erreicht werden könnte, wird aus dem Fortgang dieser Bemerkungen erhellen, wo man versuchen wird aus der ganzen Masse bekannter Alterthümer die merkwürdigsten auszuheben, und in eine solche Ordnung zu stellen, die den Gang, welchen die Kunst bey den Griechen von ihren frühesten Zeiten her genommen hat, überschauen läßt.

Als erster Versuch in dieser Art kann eine solche Unternehmung nicht wohl anders als mangelhaft ausfallen, und sie muß es um so mehr, da die unmittelbare Anschauung der Monumente fehlt, auf die doch alles muß gegründet werden. Aber sie ist auch bloß dazu bestimmt, zu beweisen, daß, wenn man einstens dazu gelangen sollte, eine solche Reihenfolge wohlgeprüft und verglichen aufzustellen, eben dadurch das wichtigste Stück zur Erklärung und Ordnung aller vorhandener und noch zu entdeckender Monumente gethan seyn würde. Wenn dann in dieser Reihenfolge noch diejenigen Reste aufgenommen würden, deren Herkunft und Alterthum ausser Zweifel sind, so könnte von diesen aus, als wie von festen Punkten, hinauf und hinunter sicher und leicht auf die andern geschlossen, und so die Geschichte der Kunst in einen Zustand der Richtigkeit und Klarheit gebracht werden, von welchem sie jetzt freylich noch sehr weit entfernt ist.

Indem wir von der ältesten griechischen Kunst zu handeln gedenken, bietet sich uns gleich zuerst die Bemerkung dar, daß man sehr unrecht gethan und sehr wenig Scharfsinn bewiesen hat, dieselbe von den Egyptiern, und zuweilen wohl gar von den Indiern ableiten zu wollen. Daß der Mensch, schon seiner Natur nach, eben so

gut zu der bildenden Kunst als zur Musik und Dichtkunst getrieben werde, lehrt die Erfahrung aller Zeiten, indem kaum ein Volk auf der Erde ist, bey welchem sich nicht, nach dem Grade seiner übrigen Kultur mehr oder minder rohe Versuche bildender Kunst gefunden hätten. Um so weniger glaublich ist es, daß ein so allgemeiner Nachahmungstrieb gerade bey den Griechen, einem von der Natur so sehr begünstigten Volk, auf fremde Anregung und auswärtige Muster gewartet haben sollte.

Ein Basrelief in der Villa Albani, welches die Erziehung des Bacchus vorstellt, ist wahrscheinlich das älteste griechische Werk in Marmor, von dem wir genaue Kenntniß haben. Es scheint aus den Zeiten der Kindheit ihrer Kunst herzustammen, als sie im Nachahmungs-, Vermögen noch von den Egyptiern sehr übertroffen wurden, und kaum mit den heutigen Indianern, Chinesen und Japanern die Vergleichung aushalten durften. Wiewohl es aber diesem Werk an aller speciellen Erkenntniß des Schönen durchgängig mangelt, so strahlt dennoch aus aller Unförmlichkeit der Gestalten der Schimmer eines gewissen Geschmacks durch, der ihm, so wie seine große Simplicität, etwas zugleich Solides und Gefälliges mittheilt, was den rohen Arbeiten anderer Völker fehlt, und, wie uns dünkt, der ächte Stempel des griechischen Genius ist.

Fast nach gleichen Begriffen in Formen und Mienen und Arbeit ist eine Statue der Minerva in eben dieser Villa gebildet, welche daher mit jenem Basrelief von gleichem Alter oder doch nur um wenigens jünger seyn möchte. Wenn dieselbe, wie man bemerkt haben will, einen mühsamern Fleiß verräth, und weniger Gefälliges zeigt, so

läßt sich dieser Unterschied zum Theil aus dem ernstern Gegenstand, zum Theil aus der ernstern Bestimmung des letztern Bildes erklären, indem es wahrscheinlich in einem Tempel der Göttinn zum Gegenstand der allgemeinen Verehrung, jenes Basrelief aber nur zur Verzierung irgend eines öffentlichen Places gedient haben mag. *

* Hieher gehören wahrscheinlich auch verschiedene bemahlte Gefäße in gebrannter Erde von uraltem Styl, deren Figuren zuweilen noch roher und unförmlicher sind, und eben deswegen sogar noch für älter gehalten werden könnten. Allein es läßt sich erwarten, daß von den alten Künstlern mehr Fleiß und Sorgfalt an Werke in Marmor, als an dergleichen Gefäße verschwendet worden sey, deren Malerney offenbar Skizzenmäßig und flüchtig ist. Uebrigens führen wir dieß nur im Vorbegehen und zur Erinnerung an; denn unsere Absicht ist keineswegs im Fortgang dieser Untersuchungen, von Vasen oder Gemmen oder kleinen Bronzen Beispiele oder Beweise herzunehmen. Vielmehr werden wir uns, um sicherer zu gehen, hauptsächlich an diejenigen beträchtlichen Werke halten, die vermöge ihrer ersten Bestimmung, ihrer Größe, und darauf verwandten Mühe einen so viel möglich vollständigen Begriff von dem Geist und der Kunst ihrer Zeit zu geben im Stande sind. Dieses geschieht nicht aus Geringschätzung der kleinern Monumente, deren mehrere selbst in Privat-Sammlungen sehr merkwürdig sind und in der Folge mit Nutzen zu diesem Zweck könnten angewendet werden. Hier aber ist es bloß darum zu thun, die wesentlichsten Züge einer Kunstgeschichte zu entwerfen, deren Vollendung vielleicht erst künftigen Zeiten aufgehoben ist.

Die weitem Fortschritte der Kunst lassen sich an dem Cippus mit den Figuren des Merkur, Apollo und der Diana, im Capitolinischen Musäum; noch auffallender aber, an dem dreieckigten Altar in der Villa Borghese bemerken. Beide geben zu erkennen, wie damals das Wissenschaftliche gesucht und geliebt wurde. Die Künstler dieser Werke hatten sich Kenntnisse der Anatomie erworben, wodurch sie sich in den Stand gesetzt sahen, die Natur genauer als ihre Vorgänger nachzuahmen. Zu sublimen Ideen scheint sich die damalige Kunst noch nicht erhoben zu haben; Richtigkeit und Deutlichkeit in Nachahmung allgemeiner Formen der Natur war das Höchste, wornach sie strebte. Indem man aber mit ängstlicher Sorgfalt alles auszudrücken suchte, mußte man unvermeidlich in's Uebertriebene verfallen. Es begegnete den damaligen Künstlern, was zum Theil noch manchem unter den neuern begegnet. Sie machten zu viel, weil sie befürchteten, zu wenig zu machen.

Dieser Styl, welchen wir den alten, oder zum bessern Unterschied der gleich darauf folgenden Werke, den ältesten nennen möchten, dauerte wahrscheinlich eine ziemlich lange Zeit; denn aus einer Menge sowohl der größern als kleinern Ueberbleibseln desselben läßt sich schliessen, daß die Mühe und das Bestreben vieler Generationen nöthig war, um der Kunst Feinheit in der Ausarbeitung, und einige Leichtigkeit, Zierlichkeit und Richtigkeit zu verschaffen.

Die bildende Kunst hatte also in dieser ihrer ersten Periode, so wie man von allen ihren Schwestern wenigstens bedingungsweise behaupten kann, mehr den mechanischen als geistigen Theil zu entwickeln angefangen;

nicht anders hat die Baukunst erst für Obdach und Schutz gegen Nässe und Kälte sorgen müssen, ehe sie Säulenordnungen, Glieder, schöne Verhältnisse erfand. Indem man aber mehr darauf geachtet zu haben scheint, wie, als was man arbeitete, so wurde das Glatte und Mühsame klein und ängstlich, die Leichtigkeit wurde mager, und aus einer gesuchten Richtigkeit entstand Härte, Manier und Einförmigkeit. Daher sind alle Figuren auf ebendieselbe Weise gebildet, und ohne einen merklichen Unterschied des Alters, der Würde und Berrichtung bloß durch die ihnen beigelegten Zeichen kennbar. Merkur wäre ohne Schlangenstab dem Herkules ähnlich und dieser dem Apoll, wenn man ihm die Löwenhaut nähme. Juno und Venus, Diana und Pallas sind ebenfalls einander gleich. Merkwürdig ist es, daß die anfangende und abnehmende Kunst auf dieser Stelle wieder zusammen treffen. Der Begriff des Schönen und des Mannichfaltigen fängt an, an den Basreliefs, die den Bogen des Septimius Severus zieren, zu verschwinden, und in den barbarischen Arbeiten am Bogen des Constantin ist auch nicht eine Spur mehr davon übrig. Die nemliche Figur ist in ihrer Unförmlichkeit, in ihren Falten, in ihrer Stellung hundertmahl wiederholt.

Nachdem endlich die Schwierigkeiten der Behandlung überwunden, und der Stoff dem Willen unterworfen war, so eröffnete sich bald eine schönere Epoche, und der geistige Theil der Kunst fing an sich zu bilden. Einem Basrelief in der Villa Albani, wo die neun Gottheiten vorgestellt sind, und welches dem ersten Ansehn nach den vorhergehenden ziemlich gleich ist, merkt man bey genauerer Untersuchung das Streben des Künst-

lers an, den Figuren mehr Größe und Schlankheit zu geben, und die Verschiedenheit der Charaktere durch Varietät der Gestalten und Gesichtszüge auszudrücken. Dieses Werk ist daher für unsern gegenwärtigen Zweck von ungemein großem Gewichte, da es gleichsam den Keim und Anfang aller derjenigen Bildungen zeigt, die in den folgenden Zeiten so herrlich vollendet wurden. Es läßt uns die Majestät des Jupiters, die Weichheit des Bacchus, den Stolz und Trotz der Juno, aber nur wie ein verwischtes Bild auf bewegtem Wasser oder im düstern Spiegel mehr errathen als sehen, und gibt mehr zu vermuthen als den Sinnen offenbar wird.

Man rechne hieher noch ein dreiseitiges Werk in der Sammlung von Alterthümern zu Dresden, welches dem Anschein nach ehemals der Fuß eines dem Apollo geweyhten grossen Leuchters gewesen, indem die Basreliefs und übrigen Zierrathen aller drey Seiten sich auf diesen Gott und den Dienst desselben beziehen. Das Hauptstück stellt denselben vor, wie er den Herkules verfolgt, der ihm den Dreifuß genommen. Obgleich beyde Figuren ziemlich hager und steif gezeichnet sind, auch die Arbeit ängstlich und mühsam ist, so wußte doch der Künstler sein Werk durch einen Charakter-Ausdruck zu adeln. Apollo und Herkules unterscheiden sich wenigstens in ihren Gesichtszügen, richtig und treffend von einander, und den Köpfen, besonders der männlichen Figuren auf den Basreliefs der zwey übrigen Seiten wußte der Künstler viele Würde, ja sogar eine gewisse Zierlichkeit, Anmuth und Natürlichkeit mitzutheilen. Die Schnörkel, das Laubwerk und dergleichen, die das Werk zieren, sind der Betrachtung werth, da sie sich hier noch in ihrer alten etwas ro-

hen Gestalt zeigen, mit Frazen vermischt, welche der gefällige Geschmack der spätern Kunst nachher verschönert hat.

Da wir der Kunst auf ihrem Gange folgen, so treten wir nun auf einmal als aus einem engen Thale auf die weite Ebne hervor, wo die gränzenlose Aussicht in unabsehlicher Ferne sich gleichsam mit dem Himmel zu mischen scheint.

Der Grund zu allem Erhabenen, Schönen, Manichfaltigen und Bedeutungsvollen war jetzt gelegt, und die Ideen dazu, wenn gleich nicht deutlich gedacht, doch in dunkler Ahnung empfunden. Es bedurfte auch wahrscheinlich keine kleine Zeit, vielmehr unzählige Versuche und Erfahrungen, ehe sie sich soviel consolidirt hatten, daß man nur die ersten einfachsten Regeln und Theorien darauf zu gründen wagte. Sehr zu wünschen wäre es, daß bald alle Monumente solcher Art möchten gesammelt werden, um diese so interessante Periode der Kunst und ihres Fortgangs näher zu beleuchten.

Indem sich die bildende Kunst im Charakteristischen mehr empor hob und bildete, scheint sie sich in Rücksicht auf Geschmack nicht in demselben Grade verbessert zu haben. Wir bemerken noch immer sowohl an dem runden Werk mit den zwölf Gottheiten als an dem Basrelief des Callimachus im Capitol, welches doch allem Anschein nach spätere Arbeiten sind, fast dieselbe Hagerkeit und Dürre wie bey den Werken des ältesten Styls. Dieselbe kleine, gerade oder scharfgebrochne Falten, dieselbe scharfe und eckigte Härte des Umrisses, dieselbe Steifigkeit und eben das Manierirte in der Bewe-

gung der Glieder, besonders der Finger, alles bennah noch eben so wie wir es an den Figuren jenes dreieckigen Altars in der Villa Borghese und des Cippus im Capitol gesehn. Zu einem Beispiel wie weit man es in Absicht auf Varietät und Andeutung des Charakters schon damals gebracht hatte, kann der Faun in gemeldetem Basrelief des Callimachus dienen, der das Ideal dieses Begriffs so glücklich und in allen seinen Theilen übereinstimmend darstellt, daß hernach auch die schönsten Zeiten der Kunst ihn nie anders als in diesem Sinne, nur freylich mit mehr Grazie und Schönheit, gebildet haben.

Noch dürften hier die bekannte Justinianische Bestalin und zwey andere männliche unbekleidete Statuen, welche vormals im Pallast Farnese gestanden und nunmehr nach Neapel gebracht worden, ihren Platz erhalten, obgleich wir eingestehen müssen, daß sie nicht mehr die Hagerkeit zeigen, welche wir sonst als ein besonderes Kennzeichen dieser Epoche angegeben haben, vielmehr in ihren Formen weit mehr viereckigt und breit gehalten sind. Aber die Härte der Manier, der kleinliche Geist und ängstliche Fleiß im Detail, und der noch so unvollkommene Begriff der Schönheit berechtigen uns, sie den übrigen anzureyhen, und den Unterschied der Formen dahin zu erklären, daß sie wirklich jünger als die andern, mithin den folgenden Werken des hohen Styls schon näher verwandt sind, und als eine der Stufen betrachtet werden müssen, über welche wir allmählig zu dem letztern hinan steigen.

Hieher würde noch der Sturz einer Bildsäule der Pallast zu rechnen seyn, der sich unter den Alter-

thümern zu Dresden befindet; ein sehr schätzbares Stück für die Alterthumskunde, und ohne Widerspruch eins der unterrichtendsten Denkmahle der ältern griechischen Kunst. Denn da dieses Werk mit ungemeinem, fast über alle Vorstellung gehenden Fleiß ausgearbeitet ist, so dürfen wir solches mit Grund für eines der vorzüglichsten Stücke jenes ältern Styls halten, ja zum Maasstab desselben nehmen. Da indessen der Kopf viel jünger ist, und gar nicht zum Sturz gehört, so läßt sich über die Bildung und den Charakter des Gesichts nicht urtheilen; aber aus den sehr breiten Schultern, aus der Brust und aus den schmalen engen Hüften läßt sich schliessen, daß man in dem eben bemerkten Sinne fortgearbeitet hatte, und weiter gekommen war. Die Falten des Gewandes liegen sehr nahe an, sind häufig und kleinlicht, noch ganz auf die Weise wie im obigen Basrelief der neun Gottheiten in der Villa Albani, und in dem Basrelief des Callimachus im Capitolium; jedoch ungleich vorzüglicher an Genauigkeit, Feinheit und Sorgfalt der Zeichnung und der Ausführung. Von der Brust bis zu den Füßen hinunter geht über das Gewand ein gerader in Felder eingetheilter Streifen, mit vielen kleinen Figuren in halberhabener Arbeit geziert, welche kriegerische Thaten der Göttin vorstellen. Diese kommen in Rücksicht des Styls, so viel uns erinnerlich ist, mit den Arbeiten des Herkules auf dem bekannten Altar im Capitolinischen Musäum überein, so wie diese wieder in dem Viereckigen und Gedrungenen ihrer Bildung, den beiden angezeigten Statuen im Vallast Farnese gleichen. Es bildet sich hierdurch der glücklichste Zusammenhang unter diesen Werken, der uns den Uebergang des ältern Kunst. Styls in den großen Styl anschaulich machen hilft.

Wir haben nunmehr die Werke der ältesten griechischen Kunst durchgegangen, und gesehen mit welcher beharrlichen Mühe, Unverdrossenheit und Anstrengung, Schwierigkeiten überwunden, Versuche angestellt und Entdeckungen gemacht werden mußten, bis man das Vermögen erwarb, die Formen der Natur nachzuahmen, auf Begriffe zu bringen und zuletzt ihren Geist zu ergreifen. Allein die Künstler wurden noch immer von dem Gewicht der Materie niedergezogen, und die Schwierigkeiten der Ausführung beschäftigten sie noch viel zu sehr, als daß sie sich zu Gedanken erheben, und dem Fluge ihrer Einbildungskraft frey überlassen konnten. Nachdem sie aber endlich Raum und Freyheit gewonnen, sich von der Kleinlichkeit und Gebundenheit des alten Styls loszumachen, da erhuben sich ihre entfesselten Kräfte mit einem kühneren Schwung, und der hohe Styl nahm seinen Anfang: die herrlichste Kraftäusserung des menschlichen Geistes, durch die er sich ein unvergängliches Denkmahl errichtete.

Z w e n t e s S t ü c k .

Für den Uebergang der Kunst aus dem alten zum hohen Styl und für das Mittel zwischen Beiden geben wir die Minerva in Marmor, welche auf der Treppe zum Museum in Portici steht. Wir bemerken an ihr schönere Züge, edlere Formen und Verhältnisse, zugleich mehr Wahl und Geschmack in den Falten, als in allen vorhergehenden Werken. Jedoch war die Lehre von den Proportionen noch zu unvollkommen, als daß man fähig gewesen wäre, derselben einen wahrhaft göttlichen, über alle menschliche Dürftigkeit und Schwäche erhabenen Charakter zu geben. Daher thut auch das rasche, freye und fast gewaltsame der Stellung und Bewegung weit weniger Wirkung, und erregt nicht den Begriff von zerstörender Kraft, den der Künstler vermuthlich beabsichtigt hatte; indem er, nach dem Geiste seiner Zeit, deren körperliche Stärke und Tapferkeit für die vornehmste Tugenden galten, die Göttinn als das Enmbol derselben vorstellen wollte. Man bemerke hier, daß alle jüngere Bildsäulen derselben fast ohne Ausnahme sie ruhiger und sanfter, als Vorsteherin der Wissenschaften und Künste abbilden.

Der colossalische Sturz einer Minerva in der Villa Mediciß verdient als das älteste von den uns bekannten Werken des hohen Styls betrachtet zu werden. Es ist dasselbe in einem hohen tragischen Sinne, groß, majestätisch, und wenn man so sagen darf, fürchterlich erhaben gedacht und gebildet. Selbst die Manier der alten Kunst scheint an der

selben zum Ausdruck und Zweck mitzuwirken, indem das Eckigte und Steife der Figur einen Zusatz von Würde und Festigkeit gibt, und die gerade herunterfallenden Falten mit ihren tiefen Einschnitten dazu beitragen, die mächtigen Glieder noch größer erscheinen zu lassen. Es ist ein Verlust sowohl für die Kunst als für die Alterthumskunde, daß sich der Kopf zu dieser Figur nicht erhalten hat, welches auch wahrscheinlich die Ursache seyn mag, daß solche bis jetzt unbekannt geblieben, und nirgends auch nur mit einem Worte Erwähnung davon geschehen ist.

Ohngefähr von gleichem Alter, oder nur um weniges jünger mag die Barbarinische Muse seyn, welche schon durch Winkelmanns Beschreibung, auf die wir uns berufen, bekannt ist. Der wohl erhaltene Kopf dieser Figur könnte zum Theil die Idee der vorhergehenden ergänzen; denn wenn man die etwas freyere Ausführung derselben abrechnet, so herrscht in beyden derselbe hohe Riesengeist, nur nach dem Verhältniß der Göttinn und der Muse verschieden.

Eine Minerva über Lebensgröße in der Sammlung von Alterthümern in Dresden wird ohne Zweifel auch in diese Periode gesetzt werden müssen. Wiewohl das Ganze sehr beschädigt ist, so hat sich doch glücklicher weise noch das Gesicht erhalten. Streng und dabei regelmäßig, mehr mächtig und groß als schön sind die Züge desselben, und in diesem Charakter ist die ganze Figur gebildet. Man bemerkt, daß die Falten derselben etwas breiter und besser variiert sind, als an den vorher beschriebenen Werken, welches vermuthen läßt, daß der Geschmack nunmehr angefangen habe, auch von Nebenwerken Nutzen zu ziehen,

und dieselbe mit dem Zweck und dem Charakter des Ganzen mehr in Verbindung zu bringen.

Bei aller Großheit, Hoheit und Vortreflichkeit dieser Werke mangelt denselben noch immer eine gewisse Frenheit und Leichtigkeit der Bewegung und der Behandlung. Das Erhabene daran nähert sich dem Ungeheuern, und steht in allzu ungleichem Verhältniß mit unserer Natur, daher sie geschickter sind, die Sinne zu überraschen, als das Herz zu rühren. Aber in derjenigen Figur auf dem Monte Cavallo, welche den Rahmen des Phidias führt, ist das noch fehlende hinzu gethan, und das überflüssige hinweggelassen worden. Haben wir in den bisher angezeigten Werken Stärke und Kühnheit, und die rohen Züge von Erhabenheit und Schönheit entdeckt, so finden wir sie hier entwickelt, ausgebildet und zum ewigen Gesetze aufgestellt. Ja, wenn von dem menschlichen Geiste je etwas Großes erdacht und erschaffen worden ist, so sind es diese Proportionen, die zwar allerdings im Einzelnen der Natur in ihren glücklichsten Formen abgelernt worden, aber von dem Verstande im Ganzen geordnet, und nach ihrer Kraft und Wirkung zu einander und gegen einander mit dem höchsten Kunstsinne berechnet sind.

In der Fülle jugendlichen Muths und jugendlicher Kraft, unternehmend, thätig, vermögend sehen wir den Helden und Halbgott vorgestellt; dagegen zeigt sich uns die Minerva im Pallast Justiniani als eine Göttinn, ewig ruhig über alles Bedürfnis und über alle Leidenschaft erhaben. In sich selbst gesammelt, sich selbst genugsam, voll eigener innerer Kraft steht sie da in himmlischer Schöne, zu hoch und zu ernst zur Vertraulichkeit oder Liebe, bän-

digst und erstickt sie alle Begierde und allen Muthwillen, allen Leichtsinne in der Brust des Betrachters. Es athmet aus ihr, es umgibt sie ein göttlicher Geist, der Ehrfurcht und Unterwürfigkeit fordert, von jedem der sich dem Bilde naht. Die Statue der Göttinn zu Portici sollte nach dem Sinne des Künstlers Schrecken erregen, und der Sturz desselben in der Villa Medicis erweckt unsre Furcht; diese hingegen will in ihrer stillen Hoheit verehrt und angebetet seyn.

Nicht weniger vortrefflich und wohl erhalten ist ein Kopf des Apollo in eben demselben Pallast und verdient daher als ein würdiger Gegenstand zur Minerva hier angezeigt zu werden. Es ist derselbe für unsern besondern Zweck noch um so viel merkwürdiger, da er in Vergleichung mit dem vatikanischen Apollo, gewissermaßen als das Urbild desselben erscheint, und ihn an Ernst und Hoheit sehr übertrifft; dahingegen dieser von dem Geist und der Kunst seiner Zeit die gefällige Grazie, Rundung und Weichheit erhalten hat.

Die Niobe mit ihren Kindern folgt jetzt in der Reih von den Werken des hohen Styls. Da Beschreibungen und Abgüsse derselben schon in den Händen aller Liebhaber sich befinden, so halten wir die bloße Anzeige zu unserer dermaligen Absicht für hinreichend. Doch müssen wir hiebei noch erinnern, daß nur die Mutter und zwey von den Töchtern, wahrscheinlich Originale, die übrigen Figuren aber weit geringer an Werth und nur mehr oder weniger gute Copien von verloren gegangenen besseren Werken zu seyn scheinen. Auch muß noch bemerkt werden, daß in dem Wurfe der Falten, eine von andern Werken

dieser Kunst und Zeit etwas verschiedene Manier herrscht. Da aber weder die Köpfe noch die Formen der Glieder noch der Geist in welchem alles gedacht ist, noch die Arbeit der originalen Stücke, einigen Zweifel oder Vermuthung zulassen, daß das Werk vielleicht jünger seyn möchte, so bleibt hierüber kein anderer Ausweg übrig, als den Grund dieses Unterschieds in der Eigenthümlichkeit entweder des Meisters oder der Schule, zu welcher er gehört haben mag, zu suchen.

Da der geringste Ueberrest dieser edeln Art als ein kostbares Kleinod der Kunst zu betrachten ist, so sind wir schuldig auch noch eines colossalischen Brustbildes der Minerva und einer Statue derselben etwas über Lebensgröße, beyde in der Villa Albani befindlich, hier Meldung zu thun — welche wenn auch schon der Justinianischen Bildsäule der Vorzug über sie gebührt, doch nach gleichen Ideen und Gesetzen, und also wahrscheinlich auch mit derselben zu einer Zeit verfertigt worden sind. Ebenso gedenken wir auch des großen Löwen vor dem Arsenal zu Venedig, der zwar so sehr beschädigt ist, daß sich von der Arbeit und Ausführung wenig mehr erkennen läßt, doch auch noch in diesem abgestoßenen verstückelten Klumpen die Gestalt des Königs der Thiere in ihrer ganzen Größe, Macht und Herrlichkeit zeigt. Hieher ist noch die Figur eines schönen Jünglings zu rechnen, die sich im Musäum zu Dresden befindet und wahrscheinlich aus dieser Zeit ist.

Mit der Amazone im Clementinischen Musäum beschließt sich die Reihe derjenigen Monumente, welche dem hohen Styl anzugehören scheinen. Diese Figur hat noch

alle Kennzeichen desselben, nemlich die dratartigen Haare, den Saum um die Lippen, scharfangedeutete Augknochen und das Strenge des Contours überhaupt. Dennoch bricht in derselben schon ein Schimmer von der Eleganz, dem Zärtlichen und Gefälligen der folgenden Zeit hindurch, und mit dem Ernst ist zugleich die Absicht zu ergötzen verbunden.

Erstaunt verlieren wir uns in heiliger Bewunderung bey dem Anschauen dieser Werke, welche uns gleichsam mit sich, über uns selbst, über die Welt und das Vergänglichliche erheben. Damals waren die Heldenzeiten der Kunst, als sie den Göttern und dem Vaterlande geweyhet solche Gestalten nach den reinsten Gesetzen der höchsten Schönheit bildete, nur rühren wollte, nicht zu gefallen suchte, und zu reizen verschmähte.

D r i t t e s S t ü c k .

So wie wir den alten Styl nicht durch einen Sprung, sondern allmählig und Stufenweise, in den hohen übergehen sahen, eben so werden wir auch von dem hohen Style zu dem gefälligen durch verschiedene Monumente geleitet, welche die Eigenschaften beyder in sich vereinigen, und so zu einem Verbindungsmittel zwischen beyden Epochen dienen.

Unter diesen möchte wohl die große Ludovisische *Juno* unsere Aufmerksamkeit zuerst verdienen; indem sie die meiste Verwandtschaft mit den Denkmählern der vorhergehenden Periode zu haben scheint. Denn so wie die Amazone, wegen ihrer größern Annäherung zum hohen Styl, noch zu jenen gezählt werden mußte; so ist diese *Juno* mit der Hoheit und Würde der einen, und mit der Anmuth der andern, insofern sie vereinbar waren, zugleich geziert. Die ganze Ausführung ist lieblicher und weicher, das Haar mehr in Locken gelegt, auch selbst der Augenknochen weniger scharf und schneidend angegeben, als an der Justinianischen *Minerva*, *Niobe* oder *Amazone*, ob sie gleich als ein colossalisches Werk mehr aus der Ferne angesehen werden muß. Es würde uns von unserm eigentlichen Zwecke zu weit entfernen, wenn wir uns über die erstaunenswürdige Präzision und Weisheit, die in den Verhältnissen dieses herrlichen Kopfes herrscht, umständlich verbreiten wollten. Dem Wißbegierigen und Selbstforschenden wird es genug seyn zu vernehmen, daß der ganze

summarische Begriff des speculativsten Theils der Kunst in diesem Kopfe enthalten ist.

Der Farnesische Stier, die Flora und der Borghesische Gladiator werden nun wahrscheinlich in der Reihe folgen, denn an diesen Figuren sieht man den großen Sinn mit dem weichen und fließenden und mit der Anwendung der Massen verbunden, welche das beständige und untrügliche Merkzeichen oder vielmehr das Wesen des gefälligen Styls ausmachen. Dürften wir unsern Beobachtungen und den daraus gezogenen Schlüssen trauen, so müßten der Stier und die Flora älter als der Gladiator seyn, indem die Kunst, welche sich sonst über die Natur in das Reich der Möglichkeiten erhoben hatte, bey dem letztern wieder mehr in die Gränzen des Wirklichen und der Nachahmung zurück tritt. *

An den Ringern zu Florenz, an der sogenannten

* Daß man aber auch schon früher nicht verschmahte, die Natur genau nachzuahmen, wenn nemlich kein höherer Zweck die Anwendung des Ideal-Schönen erforderte, zeigt uns eine sehr wohl erhaltene Statue in der Sammlung zu Dresden. Es ist das Bildniß eines Knaben, an der Gränze des Jünglings-Alters, vielleicht eines, der in den Spielen gesiegt hatte. Bey aller Wohlgestalt und Schönheit der Bildung im Allgemeinen bemerkt man viel gewissenhafte Treue in Nachahmung des Eigenthümlichen einzelner Theile und Glieder. Uebrigens aber ist die Arbeit und Behandlung an diesem Werk genau eben so, wie an allen andern Monumenten aus der spätern Zeit des hohen Stols.

Zingara, dem Sturz einer Muse in der Villa Borghese, am Sturz des Bacchus zu Neapel, sogar an dem berühmten nie genug zu lobenden Torso vom Belvedere bemerkt man, wie die Kunst immer mehr von ihrer Größe und Erhabenheit ablegt, sich unserer eignen Vorstellung und Fassungskraft mehr nähert, und in demselben Maße an Reiz gewinnt. So wurden nach und nach die Werke vorbereitet, welche wir die Blume der Kunst und den Triumph der gefälligen Grazien nennen möchten, wo das Erhabene, ja die Schönheit selbst, dem Lieblichen untergeordnet und nur insoweit angewandt ist, als der Zweck des Reizes und der Anmuth dadurch befördert werden konnte. Von der zärtlichsten Empfindung erzeugt und mit dem feinsten Verstand ausgebildet, sprechen diese Werke unmittelbar zum Herzen und legen sich gleichsam warm und schmeichelnd an den Busen. Es ist der Ludovisische Bacchus, der stehende Hermaphrodit in der Villa Borghese, der Flötenspieler und die Bachantinnen eben daselbst, das Kind mit dem Vogel in der Gallerie Borghese, und Ganymed im Clementinischen Musäum, welche wir als die vorzüglichsten Reste dieser Art anführen können. Bescheiden und weise hat sich in denselben die Kunst zu verstecken bemüht, damit der Verstand auf keinen einzelnen Theil geheftet, der Genuß durch keinen Begriff gestört, und die liebliche Einheit des Ganzen ungeschwächt und rein zu dem Gefühl sprechen möchte. Dagegen läßt sich am Laokoon, am Barbarinischen Faun, am tanzenden Faun zu Florenz ic. schon ein gewisser Anspruch, und ein Verlangen des Künstlers bemerken, seine Kunst sehen zu lassen, und die große Keckheit und Sicherheit, mit der er den Meißel zu führen mußte, soll uns, wie es scheint überreden, daß er sein

Werk mit geringem Aufwand von Zeit und Mühe fertig habe.

Wir glauben im Borghesischen Centauren, im Silen, welcher den Bacchus trägt, und im Vaticanischen Apollo die Stufen wenigstens zu ahnen, auf welchen sich der Geist der Kunst zu der Ueppigkeit, Weichheit und Zartheit ausbildete, von welcher der sogenannte Antinous im Belvedere, der Apollino zu Florenz, die Venus mit dem Rahmen der Bupalus, die Venus Callipygis und der Kopf der Ariadne im Capitolium zeugen. Hier ist in der Ausführung und Anlage, in dem Umriss und in der Grundlinie des Ganzen, den wallenden Linien des Reizes schon der äußerste Schwung und die höchste Biegung gegeben, alle Ecken oder Winkel sind sorgfältig vermieden und abgeründet, ohne Aufenthalt, ohne Mühe gleitet das Auge darüber hin, und findet nicht so wohl Beschäftigung als Ruhe und unersättliche Lust im wiederholten Anblick derselben. Aber hier scheint die Kunst auch ihre Gränzen gefunden zu haben; denn sobald sie in ihrem weitem Fortgange dieses Ziel überschritten hatte, so gerieth sie auf Abwege, und ihr Fall kündigt sich dadurch an, daß die einfachen Grundsätze sowohl des Reizenden als des Schönen vergessen, wenigstens vernachlässigt wurden. Denn an der sogenannten Cleopatra, an der Gruppe von Elektra und Orest in der Villa Ludovisi, an der Juno von Porphyre in der Villa Borghese, am Sturz von Porphyre auf der Treppe zum Capitolium, an einer Muse zu Venedig, an den sogenannten Vestalinnen zu Dresden u. a. m. (welche alle aus Gründen, die an einem andern Ort entwickelt werden sollen, für Werke

Die Hören. 1795. 2tes St.

4

aus den Zeiten der Ptolomäer zu halten sind) nimmt man etwas Ueberladenes wahr; die Massen fangen immer mehr an, unterbrochen zu werden, und besonders sind die kleinen und gehäuften Falten nicht selten bis auf die höchsten Stellen der Glieder gezogen.

Weiter wollen wir unsere Betrachtungen nicht fortsetzen, weil nach dieser Zeit die Kunst nicht mehr die Natur allein zum Muster nahm, und dieselbe auf eine eigenthümliche Weise nachahmte, sondern meistens aus den Werken der ältern Kunst schöpfte; und obgleich die spätern Werke in andrer Rücksicht noch immer sehr schätzbar sind, so wäre es doch überflüssig, hier weitläufig von ihnen zu handeln, da wir der Geschichte der Kunst, so wie sie in die Zeiten der Römischen Monarchie fällt, hinlänglich kundig sind.

III

Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen.

(Fortsetzung der im vorigen Stück angefangenen Briefe.)

Zehnter Brief.

Sie sind also mit mir darinn einig, und durch den Inhalt meiner vorigen Briefe überzeugt, daß sich der Mensch auf zwey entgegen gesetzten Wegen von seiner Bestimmung entfernen könne, daß unser Zeitalter wirklich auf beyden Abwegen wandle, und hier der Rohigkeit, dort der Erschlaffung und Verkehrtheit zum Raub geworden sey. Von dieser doppelten Verwirrung soll es durch die Schönheit zurückgeführt werden. Wie kann aber die schöne Kultur beyden entgegen gesetzten Gebrechen zugleich begegnen, und zwey widersprechende Eigenschaften in sich vereinigen? Kann sie in dem Wilden die Natur in Fesseln legen und in dem Barbaren dieselbe in Freyheit setzen? Kann sie zugleich anspannen und erschlaffen — und wenn sie nicht wirklich beydes leistet, wie kann ein so grosser Effect, als die Ausbildung der Menschheit ist, vernünftiger weise von ihr erwartet werden?

Zwar hat man schon zum Ueberdruß die Behauptung hören müssen, daß das entwickelte Gefühl für Schönheit die Sitten verfeinere, so daß es hiezu keines neuen Beweises mehr zu bedürfen scheint. Man stützt sich auf die alltägliche Erfahrung, welche fast durchgängig mit einem

gebildeten Geschmacks Klarheit des Verstandes, Regsamkeit des Gefühls, Liberalität und selbst Würde des Betragens, mit einem ungebildeten gewöhnlich das Gegentheil verbunden zeigt. Man beruft sich, zuversichtlich genug, auf das Beispiel der gesittetsten aller Nationen des Alterthums, bey welcher das Schönheitsgefühl zugleich seine höchste Entwicklung erreichte, und auf das entgegen gesetzte Beispiel jener theils wilden, theils barbarischen Völker, die ihre Unempfindlichkeit für das Schöne mit einem rohen oder doch austeren Charakter büßen. Nichts desto weniger fällt es zuweilen denkenden Köpfen ein, entweder das Factum zu läugnen, oder doch die Rechtmässigkeit der daraus gezogenen Schlüsse zu bezweifeln. Sie denken nicht ganz so schlimm von jener Wildheit, die man den ungebildeten Völkern zum Vorwurf macht, und nicht ganz so vortheilhaft von dieser Verfeinerung, die man an den gebildeten preist. Schon im Alterthum gab es Männer, welche die schöne Kultur für nichts weniger als eine Wohlthat hielten, und deswegen sehr geneigt waren, den Künsten der Einbildungskraft den Eintritt in ihre Republik zu verwehren.

Nicht von denjenigen rede ich, die bloß darum die Grazien schmähn, weil sie nie ihre Gunst erfuhren. Sie, die keinen andern Maasstab des Werthes kennen, als die Mühe der Erwerbung und den handgreiflichen Ertrag — wie sollten sie fähig seyn, die stille Arbeit des Geschmacks an dem äussern und innern Menschen zu würdigen, und über den zufälligen Nachtheilen der schönen Kultur nicht ihre wesentlichen Vortheile aus den Augen setzen? Der Mensch ohne Form verachtet alle Anmuth im Vortrage als Bestechung, alle Feinheit im Umgang als Verstellung,

alle Delikatesse und Großheit im Betragen als Ueberspannung und Affectation. Er kann es dem Günstling der Grazien nicht vergeben, daß er als Gesellschafter alle Zirkel aufheitert, als Geschäftsmann alle Köpfe nach seinen Absichten lenkt, als Schriftsteller seinem ganzen Jahrhundert vielleicht seinen Geist aufdrückt, während daß Er, das Schlachtopfer des Fleisses, mit all seinem Wissen keine Aufmerksamkeit erzwingen, keinen Stein von der Stelle rücken kann. Da er jenem das genialische Geheimniß, angenehm zu seyn, niemals abzulernen vermag, so bleibt ihm nichts anders übrig, als die Verkehrtheit der menschlichen Natur zu bejammern, die mehr dem Schein als dem Wesen huldigt.

Aber es giebt achtungswürdige Stimmen, die sich gegen die Wirkungen der Schönheit erklären, und aus der Erfahrung mit furchtbaren Gründen dagegen gerüstet sind. „Es ist nicht zu läugnen,“ sagen sie, „die Reize des Schönen können in guten Händen zu löblichen Zwecken wirken, aber es widerspricht ihrem Wesen nicht, in schlimmen Händen gerade das Gegentheil zu thun, und ihre seelenfesselnde Kraft für Irrthum und Unrecht zu verwenden. Eben deswegen, weil der Geschmack nur auf die Form und nie auf den Inhalt achtet, so giebt er dem Gemüth zuletzt die gefährliche Richtung, alle Realität überhaupt zu vernachlässigen, und einer reizenden Einkleidung Wahrheit und Sittlichkeit aufzuopfern. Aller Sachunterschied der Dinge verliert sich, und es ist bloß die Erscheinung, die ihren Werth bestimmt. Wie viele Menschen von Fähigkeit, fahren sie fort, werden nicht durch die verführerische Macht des Schönen von einer ernsten und anstrengenden Wirksamkeit abgezogen, oder wenigstens ver-

leitet, sie oberflächlich zu behandeln! Wie mancher schwache Verstand wird bloß deswegen mit der bürgerlichen Einrichtung uneins, weil es der Phantasie der Poeten beliebte, eine Welt aufzustellen, worinn alles ganz anders erfolgt, wo keine Konvenienz die Meinungen bindet, keine Kunst die Natur unterdrückt. Welche gefährliche Dialektik haben die Leidenschaften nicht erlernt, seitdem sie in den Gemälden der Dichter mit den glänzendsten Farben prangen und im Kampf mit Gesetzen und Pflichten gewöhnlich das Feld behalten? Was hat wohl die Gesellschaft dabei gewonnen, daß jetzt die Schönheit dem Umgang Geseze giebt, den sonst die Wahrheit regierte, und daß der äussere Eindruck die Achtung entscheidet, die nur an das Verdienst gefesselt seyn sollte. Es ist wahr, man sieht jetzt alle Tugenden blühen, die einen gefälligen Effekt in der Erscheinung machen, und einen Werth in der Gesellschaft verleihen, dafür aber auch alle Ausschweifungen herrschen, und alle Laster im Schwange gehn, die sich mit einer schönen Hülle vertragen." In der That muß es Nachdenken erregen, daß man beynähe in jeder Epoche der Geschichte, wo die Künste blühen und der Geschmack regiert, die Menschheit gesunken findet, und auch nicht ein einziges Beispiel aufweisen kann, daß ein hoher Grad und eine grosse Allgemeinheit ästhetischer Kultur bey einem Volke mit politischer Freyheit, und bürgerlicher Tugend, daß schöne Sitten mit guten Sitten, und Politur des Betragens mit Wahrheit desselben Hand in Hand gegangen wäre.

Solange Athen und Sparta ihre Unabhängigkeit behaupteten, und Achtung für die Geseze ihrer Verfassung zur Grundlage diente, war der Geschmack noch un-

reif, die Kunst noch in ihrer Kindheit, und es fehlte noch viel, daß die Schönheit die Gemüther beherrschte. Zwar hatte die Dichtkunst schon einen erhabenen Flug gethan, aber nur mit den Schwingen des Genies, von dem wir wissen, daß es am nächsten an die Wildheit grenzt, und ein Licht ist, das gern aus der Finsterniß schimmert; welches also vielmehr gegen den Geschmack seines Zeitalters als für denselben zeugt. Als unter dem Perikles und Alexander das goldne Alter der Künste herbeikam, und die Herrschaft des Geschmacks sich allgemeiner verbreitete, findet man Griechenlands Kraft und Freyheit nicht mehr, die Beredsamkeit verfälschte die Wahrheit, die Weisheit beleidigte in dem Mund eines Sokrates, und die Tugend in dem Leben eines Phocion. Die Römer, wissen wir, mußten erst in den bürgerlichen Kriegen ihre Kraft erschöpfen, und durch morgenländische Ueppigkeit entmannt, unter das Joch eines glücklichen Dynasten sich beugen, ehe wir die griechische Kunst über die Rigidität ihres Charakters triumphieren sehen. Auch den Arabern gieng die Morgenröthe der Kultur nicht eher auf, als bis die Energie ihres kriegerischen Geistes unter dem Scepter der Abbasiden erschlaft war. In dem neuern Italien zeigt sich die schöne Kunst nicht eher, als nachdem der herrliche Bund der Lombarden zerrissen war, Florenz sich den Medicæern unterworfen, und der Geist der Unabhängigkeit in allen jenen muthvollen Städten einer unrühmlichen Ergebung Platz gemacht hatte. Es ist beynah überflüssig, noch an das Beispiel der neuern Nationen zu erinnern, deren Verfeinerung in demselben Verhältnisse zunahm, als ihre Selbstständigkeit endigte. Wohin wir immer in der vergangenen Welt unsre Augen richten, da finden wir, daß Geschmack und Freyheit einander fliehen, und daß die

Schönheit nur auf den Untergang heroischer Tugenden ihre Herrschaft gründet.

Und doch ist gerade diese Energie des Charakters, mit welcher die ästhetische Kultur gewöhnlich erkaufft wird, die wirksamste Feder alles Grossen und Treflichen im Menschen, deren Mangel kein anderer wenn auch noch so grosser Vorzug ersetzen kann. Hält man sich also einzig nur an das, was die bisherigen Erfahrungen über den Einfluß der Schönheit lehren, so kann man in der That nicht sehr aufgemuntert seyn, Gefühle auszubilden, die der wahren Kultur des Menschen so gefährlich sind; und lieber wird man, auf die Gefahr der Rohigkeit und Härte, die schmelzende Kraft der Schönheit entbehren, als sich bey allen Vortheilen der Verfeinerung ihren erschlaffenden Wirkungen überliefert sehen. Aber vielleicht ist die Erfahrung der Richterstuhl nicht, vor welchem sich eine Frage wie diese ausmachen läßt, und ehe man ihrem Zeugniß Gewicht einräumte, müßte erst ausser Zweifel gesetzt seyn, daß es dieselbe Schönheit ist, von der wir reden, und gegen welche jene Beispiele zeugen. Dieß scheint aber einen Begriff der Schönheit voraus zu setzen, der eine andere Quelle hat, als die Erfahrung, weil durch denselben erkannt werden soll, ob das, was in der Erfahrung schön heißt, mit Recht diesen Namen führe.

Dieser reine Vernunftbegriff der Schönheit, wenn ein solcher sich aufzeigen liesse, müßte also — weil er aus keinem wirklichen Falle geschöpft werden kann, vielmehr unser Urtheil über jeden wirklichen Fall erst berichtigt und leitet — auf dem Wege der Abstraktion gesucht, und schon aus der Möglichkeit der sinnlichvernünft-

tigen Natur gefolgert werden können : mit einem Wort : die Schönheit müßte sich als eine nothwendige Bedingung der Menschheit aufzeigen lassen. Zu dem reinen Begriff der Menschheit müssen wir uns also nunmehr erheben , und da uns die Erfahrung nur einzelne Zustände einzelner Menschen , aber niemals die Menschheit zeigt , so müssen wir aus diesen ihren individuellen und wandelbaren Erscheinungsarten das Absolute und Bleibende zu entdecken , und durch Wegwerfung aller zufälligen Schranken uns der nothwendigen Bedingungen ihres Daseyns zu bemächtigen suchen. Zwar wird uns dieser transcendente Weg eine Zeitlang aus dem traulichen Kreis der Erscheinungen und aus der lebendigen Gegenwart der Dinge entfernen und auf dem nackten Gefild abgezogener Begriffe verweilen , aber wir streben ja nach einem festen Grund der Erkenntniß , den nichts mehr erschüttern soll , und wer sich über die Wirklichkeit nicht hinauswagt , der wird nie die Wahrheit erobern.

E i l f t e r B r i e f .

Wenn die Abstraktion so hoch als sie immer kann hinaufsteigt, so gelangt sie zu zwey letzten Begriffen, bey denen sie stille stehen und ihre Grenzen bekennen muß. Sie unterscheidet in dem Menschen etwas, das bleibt, und etwas, das sich unaufhörlich verändert. Das bleibende nennt sie seine *Person*, das wechselnde seinen *Zustand*.

Person und *Zustand* — das *Selbst* und seine *Bestimmungen* — die wir uns in dem nothwendigen Wesen als *Eins* und dasselbe denken, sind ewig *Zwey* in dem endlichen. Bey aller Beharrung der *Person* wechselt der *Zustand*, bey allem Wechsel des *Zustands* beharret die *Person*. Wir gehen von der *Ruhe* zur *Thätigkeit*, vom *Affekt* zur *Gleichgültigkeit*, von der *Uebereinstimmung* zum *Widerspruch*, aber wir sind doch immer, und was unmittelbar aus uns folgt, bleibt. In dem absoluten Subjekt allein beharren mit der *Persönlichkeit* auch alle ihre *Bestimmungen*, weil sie aus der *Persönlichkeit* fließen. *Alles was die Gottheit ist, ist sie deswegen, weil sie ist; sie ist folglich alles auf ewig, weil sie ewig ist.*

Da in dem Menschen, als endlichem Wesen, *Person* und *Zustand* verschieden sind, so kann sich weder der *Zustand* auf die *Person*, noch die *Person* auf den *Zustand* gründen. Wäre das letztere, so müßte die *Person* sich verändern; wäre das erstere, so müßte der *Zustand* beharren; also in jedem Fall entweder die *Persönlichkeit* oder die *Endlichkeit* aufhören. Nicht, weil wir denken, wol-

len, empfinden, sind wir; nicht weil wir sind, denken, wollen, empfinden wir. Wir sind, weil wir sind; wir empfinden, denken und wollen, weil auffer uns noch etwas anderes ist.

Die Person also muß ihr eigener Grund seyn, denn das Bleibende kann nicht aus der Veränderung fließen; und so hätten wir denn fürs erste die Idee des absoluten, in sich selbst gegründeten Seyns d. i. die Freyheit. Der Zustand muß einen Grund haben; er muß, da er nicht durch die Person also nicht absolut ist, erfolgen; und so hätten wir fürs zweyte die Bedingung alles abhängigen Seyns oder Werdens, die Zeit. Die Zeit ist die Bedingung alles Werdens: ist ein identischer Satz, denn er sagt nichts anders, als: die Folge ist die Bedingung, daß etwas erfolgt.

Die Person, die sich in dem ewig beharrenden I E S und nur in diesem offenbart, kann nicht werden, nicht anfangen in der Zeit, weil vielmehr umgekehrt die Zeit in ihr anfangen, weil dem Wechsel ein Beharliches zum Grund liegen muß. Etwas muß sich verändern, wenn Veränderung seyn soll; dieses Etwas kann also nicht selbst schon Veränderung seyn. Indem wir sagen, die Blume blühet und verwelkt, machen wir die Blume zum Bleibenden in dieser Verwandlung, und leihen ihr gleichsam eine Person, an der sich jene beyden Zustände offenbaren. Daß der Mensch erst wird, ist kein Einwurf, denn der Mensch ist nicht bloß Person überhaupt, sondern Person, die sich in einem bestimmten Zustand befindet. Aller Zustand aber, alles bestimmte Daseyn entsteht in der Zeit, und so muß also der Mensch,

als Phänomen, einen Anfang nehmen, obgleich die reine Intelligenz in ihm ewig ist. Ohne die Zeit, das heißt, ohne es zu werden, würde er nie ein bestimmtes Wesen seyn; seine Persönlichkeit würde zwar in der Anlage, aber nicht in der That existiren. Nur durch die Folge seiner Vorstellungen wird das beharrliche Ich sich selbst zur Erscheinung.

Die Materie der Thätigkeit also, oder die Realität, welche die höchste Intelligenz aus sich selber schöpft, muß der Mensch erst empfangen, und zwar empfängt er dieselbe als etwas auffer ihm befindliches im Raume, und als etwas in ihm wechselndes in der Zeit, auf dem Wege der Wahrnehmung. Diesen in ihm wechselnden Stoff begleitet sein niemals wechselndes Ich — und in allem Wechsel beständig Er selbst zu bleiben, alle Wahrnehmungen zur Erfahrung d. h. zur Einheit der Erkenntniß, und jede seiner Erscheinungsarten in der Zeit zum Gesetz für alle Zeiten zu machen, ist die Vorschrift, die durch seine vernünftige Natur ihm gegeben ist. Nur indem er sich verändert, existirt er; nur indem er unveränderlich bleibt, existirt er. Der Mensch, vorgestellt in seiner Vollendung, wäre demnach die beharrliche Einheit, die in den Fluthen der Veränderung ewig dieselbe bleibt.

Ob nun gleich ein unendliches Wesen, eine Gottheit, nicht werden kann, so muß man doch eine Tendenz göttlich nennen, die das eigentlichste Merkmal der Gottheit absolute Verkündigung des Vermögens (Wirklichkeit alles Möglichen) und absolute Einheit des Erscheinens (Nothwendigkeit alles Wirklichen) zu ihrer unendlichen Aufgabe hat. Die Anlage zu der Gottheit trägt der Mensch

unwidersprechlich in seiner Persönlichkeit in sich; der Weg zu der Gottheit, wenn man einen Weg nennen kann, was niemals zum Ziele führt, ist ihm aufgethan in den Sinnen.

Seine Persönlichkeit, für sich allein und unabhängig von allem sinnlichen Stoffe betrachtet, ist bloß die Anlage zu einer möglichen unendlichen Aeußerung; und solange er nicht anschaut und nicht empfindet, ist er noch weiter nichts als Form und leeres Vermögen. Seine Sinnlichkeit, für sich allein und abgesondert von aller Selbstthätigkeit des Geistes betrachtet, vermag weiter nichts, als daß sie ihn, der ohne sie bloß Form ist, zur Materie macht, aber keineswegs, daß sie die Materie mit ihm vereinigt. Solange er bloß empfindet, bloß begehrt und aus bloßer Begierde wirkt, ist er noch weiter nichts als Welt, wenn wir unter diesem Namen bloß den formlosen Inhalt der Zeit verstehen. Seine Sinnlichkeit ist es zwar allein, die sein Vermögen zur wirkenden Kraft macht, aber nur seine Persönlichkeit ist es, die sein Wirken zu dem seinigen macht. Um also nicht bloß Welt zu seyn, muß er der Materie Form ertheilen; um nicht bloß Form zu seyn, muß er der Anlage, die er in sich trägt, Wirklichkeit geben. Er verwirklicht die Form, wenn er die Zeit erschafft und dem Beharrlichen die Veränderung, der ewigen Einheit seines Ichs die Mannichfaltigkeit der Welt gegenüber stellt; er formt die Materie, wenn er die Zeit wieder aufhebt, Beharrlichkeit im Wechsel behauptet, und die Mannichfaltigkeit der Welt der Einheit seines Ichs unterwürfig macht.

Hieraus fließen nun zwey entgegengesetzte Anforderun-

gen an den Menschen , die zwey Fundamentalgesetze der sinnlich-vernünftigen Natur. Das erste dringt auf absolute Realität: er soll alles zur Welt machen , was bloß Form ist , und alle seine Anlagen zur Erscheinung bringen : das zweyte dringt auf absolute Formalität: er soll alles in sich vertilgen , was bloß Welt ist , und Uebereinstimmung in alle seine Veränderungen bringen ; mit andern Worten : er soll alles innre veräußern und alles äussere formen. Beyde Aufgaben , in ihrer höchsten Erfüllung gedacht , führen zu dem Begriff der Gottheit zurücke , von dem ich ausgegangen bin.

Z w ö l f t e r B r i e f.

Zur Erfüllung dieser doppelten Aufgabe, das Nothwendige in uns zur Wirklichkeit zu bringen und das Wirklich auffer uns dem Gesetz der Nothwendigkeit zu unterwerfen, werden wir durch zwey entgegengesetzte Kräfte gedrungen, die man, weil sie uns antreiben ihr Objekt zu verwirklichen, ganz schicklich Triebe nennt. * Der

* Ich trage kein Bedenken, diesen Ausdruck sowohl von demjenigen, was nach Befolgung eines Gesetzes als von dem, was nach Befriedigung eines Bedürfnisses strebt, gemeinschaftlich zu gebrauchen, wiewohl man ihn sonst nur auf das letztere einzuschränken pflegt. So wie nehmlich Vernunftideen zu Imperativen oder Pflichten werden, sobald man sie überhaupt in die Schranken der Zeit setzt, so werden aus diesen Pflichten Triebe, sobald sie auf etwas bestimmtes und wirkliches bezogen werden. Die Wahrhaftigkeit z. B. als ein absolutes und nothwendiges, welches die Vernunft allen Intelligenzen vorschreibt, ist in dem höchsten Wesen wirklich, weil sie möglich ist; denn dieß folgt aus dem Begriff eines nothwendigen Wesens. Eben diese Idee, in die Schranken der Menschheit gesetzt, ist zwar noch immer, aber nur moralischer weise, nothwendig, und soll erst wirklich gemacht werden, weil bey einem zufälligen Wesen durch die Möglichkeit allein die Wirklichkeit noch nicht gesetzt ist. Liefert nun die Erfahrung einen Fall, auf den dieser Imperativ der Wahrhaftigkeit sich beziehen läßt, so erweckt er einen Trieb, ein

erste dieser Triebe, den ich den Sachtrieb nennen will, geht aus von dem physischen Daseyn des Menschen oder von seiner sinnlichen Natur, und ist beschäftigt, ihn in die Schranken der Zeit zu setzen und zur Materie zu machen: nicht ihm Materie zu geben, weil dazu schon eine freye Thätigkeit der Person gehört, welche die Materie aufnimmt, und von Sich, dem Beharrlichen, unterscheidet. Materie aber heißt hier nichts als Veränderung oder Realität, die die Zeit erfüllt; mithin fodert der Sachtrieb, daß Veränderung sey, daß die Zeit einen Inhalt habe. Dieser Zustand der bloß erfüllten Zeit heißt Empfindung, und er ist es allein, durch den sich das physische Daseyn verkündigt.

Da alles was in der Zeit ist, nach einander ist, so wird dadurch, daß etwas ist, alles andere ausgeschlossen. Indem man auf einem Instrument einen Ton greift, ist unter allen Tönen, die es möglicher weise angeben kann, nur dieser einzige wirklich; indem der Mensch das Gegenwärtige empfindet, ist die ganze unendliche Möglichkeit seiner Bestimmungen auf diese einzige Art des Daseyns beschränkt. Wo also der Sachtrieb ausschließend wirkt, da ist nothwendig die höchste Begrenzung vorhanden; der Mensch ist in diesem Zustande nichts als eine Größen-Einheit, ein erfüllter Moment der Zeit — oder

ein Streben nehmlich, jenes Gesetz in Ausübung zu bringen, und die durch Vernunft vorgeschriebene Uebereinstimmung mit sich selbst zu bewirken. Dieser Trieb entsteht nothwendig, und fehlt auch bey demjenigen nicht, der ihm gerade entgegen handelt. Ohne ihn würde es keinen moralisch bösen, folglich auch keinen moralisch guten Willen geben.

vielmehr Er ist nicht, denn seine Persönlichkeit ist solange aufgehoben, als ihn die Empfindung beherrscht, und die Zeit mit sich fortreißt. *

Soweit der Mensch endlich ist, erstreckt sich das Gebiet dieses Triebes; und da alle Form nur an einer Materie, alles absolute nur durch das Medium der Schranken erscheint, so ist es freylich der Sachtrieb, an dem zuletzt die ganze Erscheinung der Menschheit bevestiget ist. Aber obgleich er allein die Anlagen der Menschheit weckt und entfaltet, so ist er es doch allein, der ihre Vollendung unmöglich macht. Mit unzerreißbaren Banden fesselt er den höher strebenden Geist an die Sinnenwelt, und von ihrer freyesten Wanderung ins Unendliche ruft er die Ab-

- * Die Sprache hat für diesen Zustand der Selbstlosigkeit unter der Herrschaft der Empfindung den sehr treffenden Ausdruck: auffer sich seyn, das heißt, auffer seinem Ich seyn. Obgleich diese Redensart nur da statt findet, wo die Empfindung zum Affect, und dieser Zustand durch seine längere Dauer mehr bemerkbar wird, so ist doch jeder auffer sich, solange er nur empfindet. Von diesem Zustande zur Besonnenheit zurückkehren, nennt man eben so richtig: in sich gehen, das heißt, in sein Ich zurückkehren, seine Person wieder herstellen. Von einem, der in Ohnmacht liegt, sagt man nicht: er ist auffer sich, sondern: er ist von sich, d. h. er ist seinem Ich geraubt, da jener nur nicht in demselben ist. Daher ist derjenige, der aus einer Ohnmacht zurückkehrte, bloß bey sich, welches sehr gut mit dem Auffer sich seyn bestehen kann.

straktion in die Grenzen der Gegenwart zurück. Der Gedanke zwar darf ihm augenblicklich entfliehen, und ein fester Wille setzt sich seinen Forderungen sieghaft entgegen; aber bald tritt die unterdrückte Natur wieder in ihre Rechte zurück, um auf Realität des Daseyns, auf einen Inhalt unsrer Erkenntnisse, und auf einen Zweck unsers Handelns zu dringen.

Der zweite jener Triebe, den man den Formtrieb nennen kann, geht aus von dem absoluten Daseyn des Menschen oder von seiner vernünftigen Natur, und ist bestrebt, ihn in Freyheit zu setzen, Harmonie in die Verschiedenheit seines Erscheinens zu bringen, und bey allem Wechsel des Zustands seine Person zu behaupten. Da nun die letztere, als absolute und untheilbare Einheit, mit sich selbst nie im Widerspruch seyn kann, da wir in alle Ewigkeit wir sind, so kann derjenige Trieb, der auf Behauptung der Persönlichkeit dringt, nie etwas anders fodern, als was er in alle Ewigkeit fodern muß; er entscheidet also für immer wie er für jetzt entscheidet, und gebietet für jetzt was er für immer gebietet. Er umfaßt mithin die ganze Folge der Zeit, das ist soviel als: er hebt die Zeit, er hebt die Veränderung auf, er will daß das wirkliche nothwendig und ewig, und daß das ewige und nothwendige wirklich sey: mit andern Worten: er dringt auf Wahrheit und auf Recht.

Wenn der Sachtrieb nur Fälle macht, so giebt der Formtrieb Gesetze; Gesetze für jedes Urtheil, wenn es Erkenntnisse, Gesetze für jeden Willen, wenn es Thaten betrifft. Es sey nun, daß wir einen Gegenstand erkennen, daß wir einem Zustande unsers Subjekts objektive

Gültigkeit beylegen, oder daß wir aus Erkenntnissen handeln, daß wir das objektive zum Bestimmungsgrund unsers Zustandes machen — in beiden Fällen reißen wir diesen Zustand aus der Gerichtbarkeit der Zeit, und gestehen ihm Realität für alle Menschen und alle Zeiten, d. i. Allgemeinheit und Nothwendigkeit zu. Das Gefühl kann bloß sagen: das ist wahr für dieses Subjekt und in diesem Moment, und ein anderer Moment, ein anderes Subjekt kann kommen, das die Aussage der gegenwärtigen Empfindung zurück nimmt. Aber wenn der Gedanke einmal ausspricht: das ist, so entscheidet er für immer und ewig, und die Gültigkeit seines Ausspruchs ist durch die Persönlichkeit selbst verbürgt, die allem Wechsel Trotz bietet. Die Neigung kann bloß sagen: das ist für dein Individuum und für dein jetziges Bedürfnis gut, aber dein Individuum und dein jetziges Bedürfnis wird die Veränderung mit sich fortreißen, und was du jetzt feurig begehrt, dereinst zum Gegenstand deines Abscheues machen. Wenn aber das moralische Gefühl sagt: das soll seyn, so entscheidet es für immer und ewig — wenn du Wahrheit bekennst, weil sie Wahrheit ist, und Gerechtigkeit ausübst, weil sie Gerechtigkeit ist, so hast du einen einzelnen Fall zum Gesetz für alle Fälle gemacht, einen Moment in deinem Leben als Ewigkeit behandelt.

Wo also der Formtrieb die Herrschaft führt, und das reine Objekt in uns handelt, da ist die höchste Erweiterung des Seyns, da verschwinden alle Schranken, da hat sich der Mensch aus einer Größen-Einheit, auf welche der dürstige Sinn ihn beschränkte, zu einer Ideen-Einheit erhoben, die das ganze Reich der Erscheinungen

unter sich faßt. Wir sind bey dieser Operation nicht mehr in der Zeit, sondern die Zeit ist in uns mit ihrer ganzen nie endenden Reihe. Wir sind nicht mehr Individuen, sondern Gattung; das Urtheil aller Geister ist durch das unsrige ausgesprochen, die Wahl aller Herzen ist repräsentirt durch unsre That.

D r e y z e h e n t e r B r i e f .

Beim ersten Anblick scheint nichts einander mehr entgegen gesetzt zu seyn, als die Tendenzen dieser beyden Triebe, indem der eine auf Veränderung, der andre auf Unveränderlichkeit dringt. Und doch sind es diese beyden Triebe, die den Begriff der Menschheit erschöpfen, und ein dritter Grundtrieb, der beyde vermitteln könnte, ist schlechterdings ein undenkbarer Begriff. Wie werden wir also die Einheit der menschlichen Natur wieder herstellen, die durch diese ursprüngliche und radikale Entgegensetzung völlig aufgehoben scheint?

Wahr ist es, ihre Tendenzen widersprechen sich, aber was wohl zu bemerken ist, nicht in denselben Objecten, und was nicht aufeinander trift, kann nicht gegeneinander stoßen. Der Sachtrieb fodert zwar Veränderung, aber er fodert nicht, daß sie auch auf die Person und ihr Gebiet sich erstrecke: daß ein Wechsel der Grundsätze sey. Der Formtrieb dringt auf Einheit und Beharrlichkeit — aber er will nicht, daß mit der Person sich auch der Zustand fixiere, daß Identität der Empfindung sey. Sie sind einander also von Natur nicht entgegengesetzt, und wenn sie demohngeachtet so erscheinen, so sind sie es erst geworden durch eine freye Uebertretung der Natur, indem sie sich selbst mißverstehen, und ihre Sphären verwirren. * Ueber diese zu wachen, und einem jeden

* Sobald man einen ursprünglichen, mithin nothwendigen Antagonism beyder Triebe behauptet, so ist freylich kein anderes

dieser beyden Triebe seine Grenzen zu sichern, ist die Aufgabe der Kultur, die also beyden eine gleiche Gerechtig-

Mittel die Einheit im Menschen zu erhalten, als daß man den sinnlichen Trieb dem vernünftigen unbedingt unterordnet. Daraus aber kann bloß Einförmigkeit aber keine Harmonie entstehen, und der Mensch bleibt noch ewig fortgetheilt. Die Unterordnung muß allerdings seyn, aber wechselseitig: denn wenn gleich die Schranken nie das absolute begründen können, also die Freyheit nie von der Zeit abhängen kann, so ist es eben so gewiß, daß das absolute durch sich selbst nie die Schranken begründen, daß der Zustand in der Zeit nicht von der Freyheit abhängen kann. Beyde Principien sind einander also zugleich subordiniert und coordiniert, d. h. sie stehen in Wechselwirkung; ohne Form keine Materie, ohne Materie keine Form. (Diesen Begriff der Wechselwirkung und die ganze Wichtigkeit desselben findet man vorzüglich auseinander gesetzt in Fichte's Grundlage der gesammten Wissenschaftslehre, Leipzig 1794.) Wie es mit der Person im Reich der Ideen stehe, wissen wir freylich nicht; aber daß sie, ohne Materie zu empfangen, in dem Reiche der Zeit sich nicht offenbaren könne, wissen wir gewiß; in diesem Reiche also wird die Materie nicht bloß unter der Form, sondern auch neben der Form, und unabhängig von derselben, etwas zu bestimmen haben. So nothwendig es also ist, daß das Gefühl im Gebiet der Vernunft nichts entscheide, eben so nothwendig ist es daß die Vernunft im Gebiet des Gefühls sich nichts zu bestimmen anmaße. Schon indem man jedem von beyden ein Gebiet zuspricht, schließt

keit schuldig ist, und nicht bloß den Formtrieb gegen den Sachtrieb, sondern auch diesen gegen jenen zu behaupten hat. Ihr Geschäft ist also doppelt: erstlich: die Sinnlichkeit gegen die Eingriffe der Freyheit zu verwahren: zweitens: die Persönlichkeit gegen die Macht der Empfindungen sicher zu stellen. Jenes erreicht sie durch Ausbildung des Gefühlvermögens, dieses durch Ausbildung des Vernunftvermögens.

Da die Welt ein Ausgedehntes in der Zeit, Veränderung, ist, so wird die Vollkommenheit desjenigen Vermögens, welches den Menschen mit der Welt in Verbindung setzt, größtmöglichste Veränderlichkeit und Extensität seyn müssen. Da die Person das Bestehende in der Veränderung ist, so wird die Vollkommenheit desjenigen Vermögens, welches sich dem Wechsel entgegensetzen soll,

man das andere davon aus, und setzt jedem eine Grenze, die nicht anders als zum Nachtheile beyder überschritten werden kann.

In einer Transcendental-Philosophie, wo alles darauf ankommt, die Form von dem Innhalt zu befreien, und das Nothwendige von allem Zufälligen rein zu erhalten, gewöhnt man sich gar leicht, das Materielle sich bloß als Hinderniß zu denken, und die Sinnlichkeit, weil sie gerade bey diesem Geschäfte im Wege steht, in einem nothwendigen Widerspruch mit der Vernunft vorzustellen. Eine solche Vorstellungsart liegt zwar auf keine Weise im Geiste des Kantischen Systems, aber im Buchstaben desselben könnte sie gar wohl liegen.

größtmögliche Selbstständigkeit und Intensität seyn müssen. Je vielseitiger sich die Empfänglichkeit ausbildet, je beweglicher dieselbe ist und je mehr Fläche sie den Erscheinungen darbietet, desto mehr Welt ergreift der Mensch, desto mehr Anlagen entwickelt er in sich; je mehr Kraft und Tiefe die Persönlichkeit, je mehr Freyheit die Vernunft gewinnt, desto mehr Welt begreift der Mensch, desto mehr Form schafft er auffer sich. Seine Kultur wird also darinn bestehen: erstlich: dem empfangenden Vermögen die vielfältigsten Berührungen mit der Welt zu verschaffen, und auf Seiten des Gefühls die Passivität aufs höchste zu treiben: zweitens dem bestimmenden Vermögen die höchste Unabhängigkeit von dem empfangenden zu erwerben, und auf Seiten der Vernunft die Aktivität aufs höchste zu treiben. Wo beyde Eigenschaften sich vereinigen, da wird der Mensch mit der höchsten Fülle von Daseyn die höchste Selbstständigkeit und Freyheit verbinden, und, anstatt sich an die Welt zu verlieren, diese vielmehr mit der ganzen Unendlichkeit ihrer Erscheinung in sich ziehen und der Einheit seiner Vernunft unterwerfen.

Dieses Verhältniß nun kann der Mensch umkehren, und dadurch auf eine zweyfache Weise seine Bestimmung verfehlen. Er kann die Intensität, welche die thätige Kraft erheischt, auf die leidende legen, durch den Sachtrieb dem Formtriebe vorgreifen, und das empfangende Vermögen zum bestimmenden machen. Er kann die Intensität, welche der leidenden Kraft gebührt, der thätigen zutheilen, durch den Formtrieb dem Sachtriebe vorgreifen, und dem empfangenden Vermögen das bestimmende unterschieben. In dem ersten Fall wird er nie Er selbst, in dem zweyten wird er nie etwas Anders seyn; mit

hin eben darum in beyden Fällen keines von beyden
folglich — Null seyn. *

* Der schlimme Einfluß einer überwiegenden Sensualität auf unser Denken und Handeln fällt jedermann leicht in die Augen; nicht so leicht, ob er gleich eben so häufig vorkommt und eben so wichtig ist, der nachtheilige Einfluß einer überwiegenden Rationalität auf unsre Erkenntniß und auf unser Betragen. Man erlaube mir daher aus der grossen Menge der bisher gehörenden Fälle nur zwey in Erinnerung zu bringen, welche den Schaden einer, der Anschauung und Empfindung vorgreifenden Denk- und Willenskraft ins Licht setzen können.

Eine der vornehmsten Ursachen, warum unsre Naturwissenschaften so langsame Schritte machen, ist offenbar der allgemeine und kaum bezwingbare Hang zu teleologischen Urtheilen, bey denen sich, sobald sie constitutiv gebraucht werden, das bestimmende Vermögen dem empfangenden unterschiebt. Die Natur mag unsre Organe noch so nachdrücklich und noch so vielfach berühren — alle ihre Mannichfaltigkeit ist verloren für uns, weil wir nichts in ihr suchen, als was wir in sie hineingelegt haben, weil wir ihr nicht erlauben, sich gegen uns herein zu bewegen, sondern vielmehr mit ungeduldig vorgreifender Vernunft gegen sie heraus streben. Kommt alsdann in Jahrhunderten einer, der sich ihr mit ruhigen, keuschen und offenen Sinnen naht, und deswegen auf eine Menge von Erscheinungen stößt, die wir bey unsrer Prävention übersehen haben, so erstaunen

Wird nehmlich der Sachtrieb bestimmend, macht der Sinn den Gesetzgeber, und unterdrückt die Welt die Ver-

wir höchlich darüber, daß so viele Augen bey so hellem Tag nichts bemerkt haben sollen. Dieses voreilige Streben nach Harmonie, ehe man die einzelnen Laute beisammen hat, die sie ausmachen sollen, diese gewaltthätige Usurpation der Denkkraft in einem Gebiete, wo sie durchaus nichts zu sagen hat, ist der Grund der Unfruchtbarkeit so vieler denkenden Köpfe für das Beste der Wissenschaft, und es ist schwer zu sagen, ob die Sinnlichkeit, welche keine Form annimmt, oder die Vernunft, welche keinen Inhalt abwartet, der Erweiterung unserer Kenntnisse mehr geschadet haben.

Eben so schwer dürfte es zu bestimmen seyn, ob unsre praktische Philanthropie mehr durch die Heftigkeit unsrer Begierden, oder durch die Rigidität unsrer Grundsätze, mehr durch den Egoism unsrer Sinne, oder durch den Egoism unsrer Vernunft gestört und erkältet wird. Um uns zu theilnehmenden, hülfreichen, thätigen Menschen zu machen, müssen sich Gefühl und Charakter miteinander vereinigen, so wie, um uns Erfahrung zu verschaffen, Offenheit des Sinnes mit Energie des Verstandes zusammentreffen muß. Wie können wir bey noch so lobenswürdigen Maximen, billig, gütig und menschlich gegen andere seyn, wenn uns das Vermögen fehlt, fremde Natur treu und wahr in uns aufzunehmen, fremde Situationen uns anzueignen, fremde Gefühle zu den unsrigen zu machen? Dieses Vermögen aber wird, sowohl in der Erziehung die wir empfangen, als in

son, so hört sie in demselben Verhältnisse auf, Objekt zu seyn, als sie Macht wird. Sobald der Mensch nur Inn-

der, die wir selbst uns geben, in demselben Maase unterdrückt, als man die Macht der Begierden zu brechen, und den Charakter durch Grundsätze zu befestigen sucht. Weil es Schwierigkeit kostet, bey aller Regsamkeit des Gefühls seinen Grundsätzen treu zu bleiben, so ergreift man das bequemere Mittel, durch Abstumpfung der Gefühle den Charakter sicher zu stellen; denn freylich ist es unendlich leichter, vor einem entwaffneten Gegner Ruhe zu haben, als einen muthigen und rüstigen Feind zu beherrschen. In dieser Operation besteht dann auch größtentheils das, was man einen Menschen formieren nennt; und zwar im besten Sinne des Worts, wo es Bearbeitung des innern, nicht blos des äußern Menschen bedeutet. Ein so formierter Mensch wird freylich davor gesichert seyn, rohe Natur zu seyn und als solche zu erscheinen; er wird aber zugleich gegen alle Empfindungen der Natur durch Grundsätze geharnischt seyn, und die Menschheit von aussen wird ihm eben so wenig als die Menschheit von innen beykommen können.

Es ist ein sehr verderblicher Mißbrauch, der von dem Ideal der Vollkommenheit gemacht wird, wenn man es bey der Beurtheilung anderer Menschen, und in den Fällen, wo man für sie wirken soll, in seiner ganzen Strenge zum Grund legt. Jenes wird zur Schwärmeren, dieses zur Härte und zur Kältsinnigkeit führen. Man macht sich freylich seine gesellschaftlichen Pflichten ungemein leicht, wenn man dem

halt der Zeit ist, so ist Er nicht, und er hat folglich auch keinen Inhalt. Mit seiner Persönlichkeit ist auch sein Zustand aufgehoben, weil beides Wechselbegriffe sind — weil die Veränderung ein Beharrliches, und die begrenzte Realität eine unendliche fodert. Wird der Formtrieb empfangend, das heißt, kommt die Denkkraft der Empfindung zuvor und unterschiebt die Person sich der Welt, so hört sie in demselben Verhältniß auf, selbstständige Kraft und Subjekt zu seyn, als sie sich in den Platz des Objectes drängt, weil das Beharrliche die Veränderung, und die absolute Realität zu ihrer Verkündung Schranken fodert. Sobald der Mensch nur Form ist, so hat er keine Form; und mit dem Zustand ist folglich auch die Person aufgehoben. Mit einem Wort: nur insofern er selbstständig ist, ist Realität außer ihm, ist er empfänglich; nur insofern er empfänglich ist, ist Realität in ihm, ist er eine denkende Kraft.

Beide, der Sachtrieb und der Formtrieb haben also Einschränkung, und insofern sie als Energieen gedacht werden, Abspannung nöthig; jener, daß er sich nicht ins Gebiet der Gesetzgebung, dieser, daß er sich nicht ins Ge-

wirklichen Menschen, der unsre Hülfe auffodert, in Gedanken den Ideal-Menschen unterschiebt, der sich wahrscheinlich selbst helfen könnte. Strenge gegen sich selbst mit Weichheit gegen andre verbunden, macht den wahrhaft vorzüglichen Charakter aus. Aber meistens wird der gegen andere weiche Mensch es auch gegen sich selbst, und der gegen sich selbst strenge es auch gegen andere seyn; weich gegen sich und streng gegen andre ist der verächtlichste Charakter.

biet der Empfindung eindringe. Jene Abspannung des Sachtriebes darf aber keineswegs die Wirkung eines physischen Unvermögens und einer Stumpfheit der Empfindungen seyn, welche überall nur Verachtung verdient; sie muß eine Handlung der Freyheit, eine Thätigkeit der Person seyn, die durch ihre moralische Intensität jene sinnliche mäßigt, und durch Beherrschung der Eindrücke ihnen an Tiefe nimmt, um ihnen an Fläche zu geben. Der Charakter muß dem Temperament seine Grenzen bestimmen, denn nur an den Geist darf der Sinn verlieren. Jene Abspannung des Formtriebs darf eben so wenig die Wirkung eines geistigen Unvermögens und einer Schlaffheit der Denk- oder Willenskräfte seyn, welche die Menschheit erniedrigen würde. Fülle der Empfindungen muß ihre rühmliche Quelle seyn; die Sinnlichkeit selbst muß mit siegender Kraft ihr Gebiet behaupten, und der Gewalt widerstreben, die ihr der Geist durch seine vorgeifende Thätigkeit gerne zufügen möchte. Mit einem Wort: den Sachtrieb muß die Persönlichkeit, und den Formtrieb die Empfänglichkeit oder die Natur in seinen gehörigen Schranken halten.

Vierzehnter Brief.

Wir sind nunmehr zu dem Begriff einer solchen Wechselwirkung zwischen beiden Trieben geführt worden, wo die Wirksamkeit des einen die Wirksamkeit des andern zugleich begründet und begrenzt, und wo jeder einzelne für sich gerade dadurch zu seiner höchsten Verkündigung gelangt, daß der andere thätig ist.

Dieses Wechselverhältniß beider Triebe ist zwar bloß eine Aufgabe der Vernunft, die der Mensch nur in der Vollendung seines Daseyns ganz zu lösen im Stand ist. Es ist im eigentlichsten Sinne des Worts die Idee seiner Menschheit, mithin ein unendliches, dem er sich im Laufe der Zeit immer mehr nähern kann, aber ohne es jemals zu erreichen. „Er soll nicht auf Kosten seiner Realität nach Form, und nicht auf Kosten der Form nach Realität streben; vielmehr soll er das absolute Seyn durch ein bestimmtes, und das bestimmte Seyn durch ein unendliches suchen. Er soll sich eine Welt gegenüber stellen, weil er Person ist, und soll Person seyn, weil ihm eine Welt gegenüber steht. Er soll empfinden, weil er sich bewußt ist, und soll sich bewußt seyn, weil er empfindet.“ — Daß er dieser Idee wirklich gemäß, folglich, in voller Bedeutung des Worts, Mensch ist, kann er nie in Erfahrung bringen, solange er nur Einen dieser beiden Triebe ausschließend, oder nur Einen nach dem Andern befriedigt; denn solange er nur empfindet, bleibt ihm seine Person oder seine absolute Existenz, und solange er nur denkt, bleibt ihm seine Existenz

in der Zeit oder sein Zustand Geheimniß. Gäbe es aber Fälle, wo er diese doppelte Erfahrung zugleich machte, wo er sich zugleich seiner Freiheit bewußt würde, und sein Daseyn empfände, wo er sich zugleich als Materie fühlte, und als Geist kennen lernte, so hätte er in diesen Fällen, und schlechterdings nur in diesen, eine vollständige Anschauung seiner Menschheit, und der Gegenstand, der diese Anschauung ihm verschaffte, würde ihm zu einem Symbol seiner ausgeführten Bestimmung, folglich (weil diese nur in der Allheit der Zeit zu erreichen ist) zu einer Darstellung des Unendlichen dienen.

Vorausgesetzt, daß Fälle dieser Art in der Erfahrung vorkommen können, so würden sie einen neuen Trieb in ihm aufwecken, der eben darum, weil die beiden andern in ihm zusammenwirken, einem jeden derselben, einzeln betrachtet, entgegengesetzt seyn, und mit Recht für einen neuen Trieb gelten würde. Der Sachtrieb will, daß Veränderung sey, daß die Zeit einen Inhalt habe; der Formtrieb will, daß die Zeit aufgehoben, daß keine Veränderung sey. Derjenige Trieb also, in welchem beide verbunden wirken, (es sey mir einstweilen, bis ich diese Benennung gerechtfertigt haben werde, vergönnt, ihn Spieltrieb zu nennen) der Spieltrieb also würde dahin gerichtet seyn, die Zeit in der Zeit aufzuheben, Werden mit absolutem Seyn, Veränderung mit Identität zu vereinbaren.

Der Sachtrieb will bestimmt werden, er will sein Objekt empfangen; der Formtrieb will selbst bestimmen, er will sein Objekt hervorbringen: der Spieltrieb wird also bestrebt seyn, so zu empfangen, wie er selbst hervor-

gebracht hätte, und so hervorzubringen, wie der Sinn zu empfangen trachtet. Der Sachtrieb, kann man sagen, ist dahin gerichtet die Einheit in der Zeit zu vervielfältigen, weil die Empfindung Succesion von Realitäten ist; Der Formtrieb ist dahin gerichtet, die Vielheit in der Idee zu vereinigen, weil der Gedanke Uebereinstimmung des Verschiedenen ist: der Spieltrieb wird also damit umgehen, die Einheit der Idee in der Zeit zu vervielfältigen; das Gesetz zum Gefühl zu machen; oder was eben soviel ist, die Vielheit in der Zeit in der Idee zu vereinigen; das Gefühl zum Gesetz zu machen.

Der Sachtrieb schließt aus seinem Subject alle Selbstthätigkeit und Freyheit, der Formtrieb schließt aus dem seinigen alle Abhängigkeit, alles Leiden aus. Ausschließung der Freyheit ist aber physische, Ausschließung des Leidens ist moralische Nothwendigkeit. Beyde Triebe nöthigen also das Gemüth, jener durch Naturgesetze, dieser durch Gesetze der Vernunft. Der Spieltrieb also, als in welchem beyde verbunden wirken, wird das Gemüth zugleich moralisch und physisch nöthigen; er wird also, weil er alle Zufälligkeit aufhebt, auch alle Nöthigung aufheben, und den Menschen, sowohl physisch als moralisch, in Freyheit setzen. Wenn wir jemand mit Leidenschaft umfassen, der unsrer Verachtung würdig ist, so empfinden wir peinlich die Nöthigung der Natur. Wenn wir gegen einen andern feindlich gesinnt sind, der uns Achtung abnöthigt, so empfinden wir peinlich die Nöthigung der Vernunft. Sobald er aber zugleich unsre Neigung interessiert und unsre Achtung sich erworben, so verschwindet sowohl der Zwang der Empfindung als der Zwang des Gewissens, und wir fangen an, ihn zu lieben

d. h. zugleich mit unsrer Neigung und mit unsrer Achtung zu spielen.

Indem uns ferner der Sachtrieb physisch, und der Formtrieb moralisch nöthigt, so läßt jener unsre formale dieser unsre materiale Beschaffenheit zufällig; das heißt, es ist zufällig, ob unsere Glückseligkeit mit unsrer Vollkommenheit, oder ob diese mit jener übereinstimmen werde. Der Spieltrieb also, in welchem beyde vereinigt wirken, wird zugleich unsre formale und unsre materiale Beschaffenheit, zugleich unsre Vollkommenheit und unsre Glückseligkeit zufällig machen; er wird also, eben weil er beyde zufällig macht, und weil mit der Nothwendigkeit auch die Zufälligkeit verschwindet, die Zufälligkeit in beyden wieder aufheben, mithin Form in die Materie und Realität in die Form bringen. In demselben Maaße als er den Empfindungen und Affekten ihren dynamischen Einfluß nimmt, wird er sie mit Ideen der Vernunft in Uebereinstimmung bringen, und in demselben Maaße, als er den Gesetzen der Vernunft ihre moralische Nöthigung benimmt, wird er sie mit dem Interesse der Sinne versöhnen. Unter seiner Herrschaft wird das Angenehme zu einem Objekt, und das Gute zu einer Macht werden. Er wird in seinem Objekte die Materie mit der Form und die Form mit der Materie auswechseln, er wird in seinem Subjekte Nothwendigkeit in Freyheit, und Freyheit in Nothwendigkeit verwandeln, und auf diese Art beyde Naturen in dem Menschen in die innigste Gemeinschaft setzen.

F ü n f z e h e n t e r B r i e f .

Immer näher komm ich dem Ziel, dem ich Sie auf einem wenig ermunternden Pfade entgegen führe. Lassen Sie es Sich gefallen, mir noch einige Schritte weiter zu folgen, so wird ein desto freyerer Gesichtskreis sich aufthun, und eine muntre Aussicht die Mühe des Wegs vielleicht belohnen.

Der Gegenstand des Sachtriebes, in einem allgemeinen Begriff ausgedrückt, heißt **Leben**, in weitester Bedeutung; ein Begriff, der alles materiale Seyn, und alle unmittelbare Gegenwart in den Sinnen bedeutet. Der Gegenstand des Formtriebes, in einem allgemeinen Begriff ausgedrückt, heißt **Gestalt**, sowohl in uneigentlicher als in eigentlicher Bedeutung; ein Begriff, der alle formalen Beschaffenheiten der Dinge und alle Beziehungen derselben auf die Denkräfte unter sich faßt. Der Gegenstand des Spieltriebes, in einem allgemeinen Schema vorgestellt, wird also **lebende Gestalt** heißen können; ein Begriff, der allen aesthetischen Beschaffenheiten der Erscheinungen, und mit einem Worte dem, was man in weitester Bedeutung **Schönheit** nennt, zur Bezeichnung dient.

Durch diese Erklärung, wenn es eine wäre, wird die Schönheit weder auf das ganze Gebiet des Lebendigen ausgedehnt, noch bloß in dieses Gebiet eingeschlossen. Ein Marmorblock, obgleich er leblos ist und bleibt, kann darum nichts desto weniger lebende Gestalt durch den Ar-

chitekt und Bildhauer werden; ein Mensch, wiewohl er lebt und Gestalt hat, ist darum noch lange keine lebende Gestalt. Dazu gehört, daß seine Gestalt Leben und sein Leben Gestalt sey. Solange wir über seine Gestalt bloß denken, ist sie leblos, bloße Abstraktion; solange wir sein Leben bloß fühlen, ist es gestaltlos, bloße Impression. Nur indem seine Form in unsrer Empfindung lebt, und sein Leben in unserm Verstande sich formt, ist er lebende Gestalt, und dieß wird überall der Fall seyn, wo wir ihn als schön beurtheilen.

Dadurch aber, daß wir die Bestandtheile anzugeben wissen, die in ihrer Vereinigung die Schönheit hervorbringen, ist die Genesis derselben auf keine Weise noch erklärt; denn dazu würde erfordert, daß man jene Vereinigung selbst begriffe, die uns, wie überhaupt alle Wechselwirkung zwischen dem endlichen und unendlichen unerforschlich bleibt. Die Vernunft stellt aus transscendentalen Gründen die Forderung auf: es soll eine Gemeinschaft zwischen Formtrieb und Sachtrieb, das heißt, ein Spieltrieb seyn, weil nur die Einheit der Realität mit der Form, der Zufälligkeit mit der Nothwendigkeit, des Leidens mit der Freyheit den Begriff der Menschheit vollendet. Sie muß diese Forderung aufstellen, weil sie Vernunft ist — weil sie ihrem Wesen nach auf Vollendung und auf Begräumung aller Schranken dringt, jede ausschliessende Thätigkeit des einen oder des andern Triebes aber die menschliche Natur unvollendet läßt, und eine Schranke in derselben begründet. Sobald sie demnach den Ausspruch thut: es soll eine Menschheit existieren, so hat sie eben dadurch das Gesetz aufgestellt: es soll eine Schönheit seyn. Die Erfahrung kann uns beantworten,

ob eine Schönheit ist, und wir werden es wissen, sobald sie uns belehrt hat, ob eine Menschheit ist. Wie aber eine Schönheit seyn kann, und wie eine Menschheit möglich ist, kann uns weder Vernunft noch Erfahrung lehren.

Der Mensch, wissen wir, ist weder ausschliessend Materie, noch ist er ausschliessend Geist. Die Schönheit, als Consummation seiner Menschheit, kann also weder ausschliessend ein Objekt des Sachtriebes, blosses Leben seyn, wie von scharfsinnigen Beobachtern, die sich zu genau an die Zeugnisse der Erfahrung hielten, behauptet worden ist, und wozu der Geschmack der Zeit sie gern herabziehen möchte; noch kann sie ausschliessend ein Objekt des Formtriebs, blosser Gestalt seyn, wie von spekulativen Weltweisen, die sich zu weit von der Erfahrung entfernten, und von philosophierenden Künstlern, die sich in Erklärung derselben allzusehr durch das Bedürfnis der Kunst leiten liessen, geurtheilt worden ist*: sie ist das gemeinschaftliche Objekt beyder Triebe, das heisst, des Spieltriebs.

* Zum blossen Leben macht die Schönheit Burke in seinen Phil. Untersuchungen über den Ursprung unsrer Begriffe vom Erhabenen und Schönen. Zur blossen Gestalt macht sie, soweit mir bekannt ist, jeder Anhänger des dogmatischen Systems, der über diesen Gegenstand je sein Bekenntnis ablegte: unter den Künstlern Raphael Mengs in seinen Gedanken über den Geschmack in der Malerey; andrer nicht zu gedenken. So wie in allem, hat auch in diesem Stück die kritische Philosophie den Weg eröffnet, die Empirie auf Principien, und die Speculation zur Erfahrung zurück zu führen.

Diese Mahmen rechtfertigt der Sprachgebrauch vollkommen, der alles das, was weder subjektiv noch objektiv zufällig ist, und doch weder äußerlich noch innerlich nöthigt, mit dem Wort Spiel zu bezeichnen pflegt. Da sich das Gemüth bey Anschauung des Schönen in einer glücklichen Mitte zwischen dem Gesetz und Bedürfniß befindet, so ist es eben darum, weil es sich zwischen beyden theilt, dem Zwange sowol des einen als des andern entzogen. Dem Sachtrieb wie dem Formtrieb ist es mit ihren Forderungen ernst, weil der eine sich, bey dem Erkennen, auf die Wirklichkeit, der andre auf die Nothwendigkeit der Dinge bezieht; weil, bey dem Handeln, der erste auf Erhaltung des Lebens, der zweyte auf Bewahrung der Würde, beyde also auf Wahrheit und Vollkommenheit gerichtet sind. Aber das Leben wird gleichgültiger, so wie die Würde sich einmischet, und die Pflicht nöthigt nicht mehr, sobald die Neigung zieht: eben so nimmt das Gemüth die Wirklichkeit der Dinge, die materiale Wahrheit, freyer und ruhiger auf, sobald solche der formalen Wahrheit, dem Gesetz der Nothwendigkeit, begegnet, und fühlt sich durch Abstraktion nicht mehr angespannt, sobald die unmittelbare Anschauung sie begleiten kann. Mit einem Wort: indem es mit Ideen in Gemeinschaft kommt, verliert alles Wirkliche seinen Ernst, weil es klein wird, und indem es mit der Empfindung zusammen trifft, legt das Nothwendige den seinigen ab, weil es leicht wird.

Wird aber, möchten Sie längst schon versucht gewesen seyn mir entgegen zu setzen, wird nicht das Schöne dadurch, daß man es zum blossen Spiel macht, erniedrigt, und den frivolen Gegenständen gleich gestellt, die man ja

her im Besitz dieses Rahmens waren? Widerspricht es nicht dem Vernunftbegriff und der Würde der Schönheit die doch als ein Instrument der Kultur betrachtet wird, sie auf ein bloßes Spiel einzuschränken, und widerspricht es nicht dem Erfahrungsbegriffe des Spiels, das mit Ausschließung alles Geschmacks zusammen bestehen kann, es bloß auf Schönheit einzuschränken?

Aber was heißt denn ein bloßes Spiel, nachdem wir wissen, daß unter allen Zuständen des Menschen gerade das Spiel und nur das Spiel es ist, was ihn vollständig macht, und seine doppelte Natur auf einmal entfaltet? Was Sie, nach Ihrer Vorstellung der Sache, Einschränkung nennen, das nenne ich, nach der meinen, die ich durch Beweise gerechtfertigt habe, Erweiterung. Ich würde also vielmehr gerade umgekehrt sagen: mit dem Angenehmen, mit dem Guten, mit dem Vollkommenen ist es dem Menschen nur ernst, aber mit der Schönheit spielt er.* Freylich dürfen wir uns hier nicht an die Spiele erinnern, die in dem wirklichen Leben im Gange sind, und die sich gewöhnlich nur auf sehr materielle Gegenstände richten; aber in dem wirklichen Leben würden wir auch die Schönheit vergebens suchen, von der hier die Rede ist. Die wirklich vorhandene Schönheit ist des wirklich vorhandenen Spieltriebes werth; aber durch das Ideal der Schönheit, welches die Vernunft aufstellt, ist auch ein Ideal des Spieltriebs aufgegeben, das der Mensch in allen seinen Spielen vor Augen haben soll. Je

* Es giebt ein Chartenspiel und giebt ein Trauerspiel; aber offenbar ist das Chartenspiel viel zu ernsthaft für diesen Rahmen.

nachdem sich der Spieltrieb entweder dem Sachtriebe oder dem Formtriebe nähert, wird auch das Schöne entweder mehr an das bloße Leben oder an die bloße Gestalt grenzen, und man wird niemals irren, wenn man das Schönheitsideal eines Menschen auf dem nehmlichen Wege sucht, auf dem er seinen Spieltrieb befriedigt. Wenn sich die griechischen Völkerschaften in den Kampfspielen zu Olympia an den unblutigen Wettkämpfen der Kraft, der Schnelligkeit, der Gelenkigkeit und an dem edleren Wechselfreit der Talente ergötzen, und wenn das römische Volk an dem Todeskampf eines erlegten Gladiators oder seines libyschen Gegners sich labt, so wird es uns aus diesem einzigen Zuge begreiflich, warum wir die Idealgestalten einer Venus, einer Juno, eines Apolls, nicht in Rom, sondern in Griechenland aufsuchen müssen.* Nun spricht aber die Vernunft: das Schöne soll nicht blosses Leben und nicht bloße Gestalt, sondern lebende Gestalt, das ist, Schönheit seyn; indem sie ja dem Menschen das doppelte Gesetz der absoluten Formalität und der absoluten Realität diktiert. Mithin thut sie auch den Ausspruch: der

* Wenn man (um bey der neuern Welt stehen zu bleiben) die Wettrennen in London, die Stiergefechte in Madrid, die Spectacles in dem ehemaligen Paris, die Gondelrennen in Venedig, die Thierbäßen in Wien, und das frohe schöne Leben des Corso in Rom gegeneinander hält, so kann es nicht schwer seyn, den Geschmack dieser verschiedenen Völker gegeneinander zu nuancieren. Indessen zeigt sich unter den Volksspielen in diesen verschiedenen Ländern weit weniger Einförmigkeit als unter den Spielen der feineren Welt in eben diesen Ländern, welches leicht zu erklären ist.

Spieltrieb soll nicht bloß Sachtrieb, und soll nicht bloß Formtrieb, sondern beides zugleich, das ist, Spieltrieb seyn. Mit andern Worten: der Mensch soll mit der Schönheit nur spielen, und er soll nur mit der Schönheit spielen.

Denn, um es endlich auf einmal herauszusagen, der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Wortes Mensch ist, und er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt. Dieser Satz, der in diesem Augenblicke vielleicht paradox erscheint, wird eine große und tiefe Bedeutung erhalten, wenn wir erst dahin gekommen seyn werden, ihn auf den doppelten Ernst der Pflicht und des Schicksals anzuwenden; er wird, ich verspreche es Ihnen, das ganze Gebäude der ästhetischen Kunst und der noch schwürigern Lebenskunst tragen. Aber dieser Satz ist auch nur in der Wissenschaft unerwartet; längst schon lebte und wirkte er in der Kunst, und in dem Gefühle der Griechen, ihrer vornehmsten Meister; nur daß sie in den Olympus versetzten, was auf der Erde sollte ausgeführt werden. Von der Wahrheit desselben geleitet ließen sie sowohl den Ernst und die Arbeit, welche die Wangen der Sterblichen furchen, als die nichtige Lust, die das leere Angesicht glättet, aus der Stirne der seligen Götter verschwinden, gaben die ewig zufriedenen von den Fesseln jedes Zweckes, jeder Pflicht, jeder Sorge frey, und machten den Müßiggang und die Gleichgültigkeit zum beneideten Loose des Götterstandes: ein bloß menschlichererer Name für das freieste und erhabenste Seyn. Sowohl der materielle Zwang der Naturgesetze, als der geistige Zwang der Sittengesetze verlor sich in ihrem höhern Begriff von Nothwendigkeit, der beyde Welten zugleich umfaßte, und

aus der Einheit jener beiden Nothwendigkeiten gieng ihnen erst die wahre Freyheit hervor. Beseelt von diesem Geiste löschten sie aus den Gesichtszügen ihres Ideals zugleich mit der Neigung auch alle Spuren des Willens aus, oder besser, sie machten beyde unkenntlich, weil sie beyde in dem innigsten Bund zu verknüpfen mußten. Es ist weder Anmuth noch ist es Würde, was aus dem herrlichen Antlitz einer Juno Ludovisi zu uns spricht; es ist keines von beyden, weil es beydes zugleich ist. Indem der weibliche Gott unsre Anbetung heischt, entzündet das gottgleiche Weib unsre Liebe; aber indem wir uns der himmlischen Holdseligkeit aufgelöst hingeben, schreckt die himmlische Selbstgenügsamkeit uns zurück. In sich selbst ruhet und wohnt die ganze Gestalt, eine völlig geschlossene Schöpfung, und als wenn sie jenseits des Raumes wäre, ohne Nachgeben, ohne Widerstand; da ist keine Kraft, die mit Kräften kämpfte, keine Blöße, wo die Zeitlichkeit einbrechen könnte. Durch jenes unwiderstehlich ergriffen und angezogen, durch dieses in der Ferne gehalten, befinden wir uns zugleich in dem Zustand der höchsten Ruhe und der höchsten Bewegung, und es entsteht jene wunderbare Rührung, für welche der Verstand keinen Begriff und die Sprache keinen Rahmen hat.

S e c h z e h n t e r B r i e f .

Aus der Wechselwirkung zwey entgegengesetzter Triebe, und aus der Verbindung zwey entgegengesetzter Principien haben wir das Schöne hervorgehen sehen, dessen höchstes Ideal also in dem möglichstvollkommensten Bunde und Gleichgewicht der Realität und der Form wird zu suchen seyn. Dieses Gleichgewicht bleibt aber immer nur Idee, die von der Wirklichkeit nie ganz erreicht werden kann. In der Wirklichkeit wird immer ein Uebergewicht des Einen Elements über das andere übrig bleiben, und das höchste was die Erfahrung leistet, wird in einer Schwankung zwischen beyden Principien bestehen, wo bald die Realität bald die Form überwiegend ist. Die Schönheit in der Idee ist also ewig nur eine untheilbare einzige, weil es nur ein einziges Gleichgewicht geben kann; die Schönheit in der Erfahrung hingegen wird ewig eine doppelte seyn, weil bey einer Schwankung das Gleichgewicht auf eine doppelte Art, nemlich disseits und jenseits, kann übertreten werden.

Ich habe in einem der vorhergehenden Briefe bemerkt, auch läßt es sich aus dem Zusammenhange des bisherigen mit strenger Nothwendigkeit folgern, daß von dem Schönen zugleich eine auflösende und eine anspannende Wirkung zu erwarten sey: eine auflösende, um sowohl den Sachtrieb als den Formtrieb in ihren Grenzen zu halten: eine anspannende, um beyde in ihrer Kraft zu erhalten. Diese beyden Wirkungsarten der Schönheit

sollen aber, der Idee nach, schlechterdings nur eine einzige seyn. Sie soll auflösen, dadurch daß sie beyde Naturen gleichförmig anspannt, und soll anspannen, dadurch daß sie beyde Naturen gleichförmig auflöst. Indem sie zugleich mit dem Sachtriebe auch den Formtrieb in Thätigkeit setzt, hat sie beyden ihre Grenzen gezogen; indem sie beyde durcheinander in Schranken hält, hat sie beyden die gehörige Freyheit gegeben. Dieses folgt schon aus dem Begriff einer Wechselwirkung, vermöge dessen beyde Theile einander zugleich nothwendig bedingen, und durch einander bedingt werden, und deren reinstes Produkt die Schönheit ist. Aber die Erfahrung bietet uns kein Beispiel einer so vollkommenen Wechselwirkung dar, sondern hier wird jederzeit, mehr oder weniger das Uebergewicht einen Mangel und der Mangel ein Uebergewicht begründen. Was also in dem Ideal, Schönen nur in der Vorstellung unterschieden wird, das ist in dem Schönen der Erfahrung der Existenz nach verschieden. Das Idealschöne, obgleich untheilbar und einfach zeigt in verschiedener Beziehung sowohl eine schmelzende als energische Eigenschaft; in der Erfahrung giebt es eine schmelzende und energische Schönheit. So ist es und so wird es in allen den Fällen seyn, wo das Absolute in die Schranken der Zeit gesetzt ist, und Ideen der Vernunft in der Menschheit realisiert werden sollen. So denkt der reflektirende Mensch sich die Tugend, die Wahrheit, die Glückseligkeit; aber der handelnde Mensch wird bloß Tugenden üben, bloß Wahrheiten fassen, bloß glückselige Tage genießen. Diese auf jene zurück zu führen — an die Stelle der Sitten die Sittlichkeit, an die Stelle der Kenntnisse die Erkenntniß, an die Stelle des Glückes die Glückseligkeit zu setzen, ist das Geschäft der physischen und moralischen Bildung;

aus Schönheiten Schönheit zu machen, ist die Aufgabe der ästhetischen.

Die energische Schönheit kann den Menschen eben so wenig vor einem gewissen Ueberrest von Wildheit und Härte bewahren, als ihn die schmelzende vor einem gewissen Grade der Weichlichkeit und Entnervung schützt. Denn da die Wirkung der erstern ist, das Gemüth sowohl im physischen als moralischen anzuspannen und seine Schnellkraft zu vermehren, so geschieht es nur gar zu leicht, daß der Widerstand des Temperaments und Charakters die Empfänglichkeit für Eindrücke mindert, daß auch die zärtlere Humanität eine Unterdrückung erfährt, die nur die rohe Natur treffen sollte, und daß die rohe Natur an einem Kraftgewinn Theil nimmt, der nur der frenen Person gelten sollte; daher findet man in den Zeitaltern der Kraft und der Fülle das wahrhaft Große der Vorstellung mit dem Gigantesten und Abentheuerlichen und das Erhabene der Gesinnung mit den schauderhaftesten Ausbrüchen der Leidenschaft gepaart; daher wird man in den Zeitaltern der Regel und der Form die Natur eben so oft unterdrückt als beherrscht, eben so oft beleidigt als übertroffen finden. Und weil die Wirkung der schmelzenden Schönheit ist, das Gemüth im moralischen wie im physischen aufzulösen, so begegnet es eben so leicht, daß mit der Gewalt der Begierden auch die Energie der Gefühle erstickt wird, und daß auch der Charakter einen Kraftverlust theilt, der nur die Leidenschaft treffen sollte: daher wird man in den sogenannten verfeinerten Weltaltern Weichheit nicht selten in Weichlichkeit, Fläche in Flachheit, Korrektheit in Leerheit, Liberalität in Willkührlichkeit, Leichtigkeit in Frivolität, Ruhe in Apathie

ausarten, und die verächtlichste Karrikatur zunächst an die herrlichste Menschlichkeit grenzen sehen. Für den Menschen unter dem Zwange entweder der Materie oder der Formen ist also die schmelzende Schönheit Bedürfnis, denn von Grösse und Kraft ist er längst gerührt, ehe er für Harmonie und Grazie anfängt empfindlich zu werden. Für den Menschen unter der Indulgenz des Geschmacks ist die energische Schönheit Bedürfnis, denn nur allzugern verscherzt er im Stand der Verfeinerung eine Kraft, die er aus dem Stand der Wildheit herüberbrachte.

Und nunmehr, glaube ich, wird jener Widerspruch erklärt und beantwortet seyn, den man in den Urtheilen der Menschen über den Einfluß des Schönen, und in Würdigung der ästhetischen Kultur anzutreffen pflegt. Er ist erklärt dieser Widerspruch, sobald man sich erinnert, daß es in der Erfahrung eine zweifache Schönheit giebt, und daß beyde Theile von der ganzen Gattung behaupten, was jeder nur von einer besondern Art derselben zu beweisen im Stande ist. Er ist gehoben dieser Widerspruch, sobald man das doppelte Bedürfnis der Menschheit unterscheidet, dem jene doppelte Schönheit entspricht. Beyde Theile werden also wahrscheinlich Recht behalten, wenn sie nur erst miteinander verständigt sind, welche Art der Schönheit und welche Form der Menschheit sie in Gedanken haben.

Ich werde daher im Fortgange meiner Untersuchungen den Weg, den die Natur in ästhetischer Hinsicht mit dem Menschen einschlägt, auch zu dem meinigen machen, und mich von den Arten der Schönheit zu dem Gattungsbegriff derselben erheben. Ich werde die Wirkungen der

schmelzenden Schönheit an dem angespannten Menschen, und die Wirkungen der energischen an dem abgesehenen prüfen, um zuletzt beyde entgegen gesetzte Arten der Schönheit in der Einheit des Ideal, Schönen auszulöschen, so wie jene zwey entgegengesetzten Formen der Menschheit in der Einheit des Ideal, Menschen untergehn.

Die Fortsetzung folgt.

IV

Zweyte Epistel.

Würdiger Freund, du runzelst die Stirne, die
 scheinen die Scherze
 Nicht am rechten Orte zu seyn, die Frage war
 ernsthaft,
 Und besonnen verlangst du die Antwort; da weiß ich,
 bey'm Himmel!
 Nicht, wie eben sich mir der Schalk im Busen be-
 wegte.
 Doch ich fahre bedächtiger fort. Du sagst mir: es
 möchte
 Meinetwegen die Menge sich halten, im Leben und
 Lesen,
 Wie sie könnte; doch denke dir nur die Töchter im
 Hause,
 Die mir der kupplende Dichter mit allem Bösen be-
 kannt macht.
 Dem ist leichter geholfen, versetz' ich, als es ein
 anderer
 Denken möchte. Die Mädchen sind gut, und machen
 sich gerne
 Was zu schaffen. Da gieb nur dem einen die Schlüssel
 zum Keller,
 Daß es die Weine des Vaters besorge, sobald sie, vom
 Winzer,
 Oder vom Kaufmann geliefert, die weiten Gewölbe be-
 reichern.

Manches hat die Jungfrau zu schaffen , die vielen Ge-
fäße ,
Leere Fässer und Flaschen in reinlicher Ordnung zu
halten.

Dann betrachtet sie oft des schäumenden Mostes Be-
wegung ,

Gießt das Fehlende zu , damit die wallenden
Blasen

Leicht die Oeffnung des Fasses erreichen , sich trinkbar
und helle

Endlich der edelste Saft für künftige Jahre vol-
lende.

Unermüdet ist sie alsdann , zu füllen , zu
schöpfen

Daß der Trank stets geistig und rein die Tafel be-
lebe.

Laß die andre die Küche besorgen , da giebt es ,
wahrhaftig !

Arbeit genug , das tägliche Mahl , durch Sommer und
Winter ,

Schmackhaft stets zu bereiten und ohne Beschwerde des
Beutels.

Denn im Frühjahr sorget sie schon im Hofe die
Küchlein

Bald zu erziehen , und bald die schnatternden Enten zu
füttern.

Alles , was die Jahreszeit ihr bringt , das bringt sie
bey Zeiten

Dir auf den Tisch , und weiß mit jeglichem Tage die
Speisen

Klug zu wechseln , und kaum reift ihr der Sommer
die Früchte ,

Denkt sie schon an Vorrath des Winters. Im kühlen
Gewölbe

Gähret ihr schmachhaft der Kohl, und reifen im Essig
die Gurken;

Aber die lüftige Kammer bewahrt die Gaben Po-
monens.

Gerne nimmt sie das Lob vom Vater und allen Ge-
schwistern;

Und wenn etwas mislingt, dann ist's ein größeres
Unglück,

Als wenn dein Schuldner davon geht, und dir den
Wechsel zurück läßt.

Zimmer ist so das Mädchen beschäftigt, und reifet im
Stillen

Häuslicher Tugend entgegen, den klugen Mann zu be-
glücken.

Wünscht sie dann endlich zu lesen, so wählt sie gewiß-
lich ein Kochbuch,

Deren Hunderte schon die eifrigen Pressen uns
gaben.

Eine Schwester besorget den Garten, der schwer-
lich zur Wildniß,

Deine Wohnung romantisch und feucht zu umgeben,
verdammt ist,

Sondern in zierliche Beete getheilet, als Vorhof der
Küche,

Nützliche Kräuter ernährt und jugend = beglückende
Früchte.

So erzeuge dir selbst, patriarchalisch, ein klei-
nes

Königreich, und bevölkre dein Haus mit treuem
Gesinde.

Hast du der Töchter noch mehr, die lieber sitzen,
 und stille
 Weibliche Arbeit verrichten, da ist's noch besser, die
 Nadel
 Ruht im Jahre nicht leicht; denn noch so häuslich im
 Hause,
 Mög'n sie öffentlich gern als müßige Damen erschei-
 nen.
 Wie vermehrt sich das Nähen und Flicken und Waschen
 und Biegeln
 Hundertfältig, seitdem in weisser arkadischer Hü-
 le
 Sich das Mädchen gefällt, mit langen Röcken und
 Schleppen
 Gassen kehret und Gärten, und Staub erregt im
 Tanzsaal.
 Wahrlich wären mir nur ein Duzend Mädchen im
 Hause
 Niemals wär ich verlegen um Arbeit, sie machen sich
 selber
 Arbeit genug, es sollte kein Buch im Laufe des Jah-
 res
 Ueber die Schwelle mir kommen, vom Bücherverleiher
 gesendet!

Die Fortsetzung folgt.

V

Ueber den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluß auf die organische Natur.

Von der Wichtigkeit des Endzwecks erfüllt, welchem der Unterschied der Geschlechter zunächst gewidmet ist, pflegt man die Bestimmung derselben auf ihn allein zu beschränken. Man nimmt ihn unmittelbar mit in den Begriff derselben auf, denkt sich unter dieser Anstalt der Natur weiter nichts, als ein zur Erzeugung nothwendiges Mittel, und würde, wenn diese auf einem andern Wege zu erhalten wäre, einen Unterschied leicht entbehren zu können glauben, der die Entwicklung der Gattung in den Individuen nicht selten zu hindern scheint. Nur allenfalls im Menschen wird auch die gemeinste Beobachtung mehr auf die heilsame Einwirkung des einen Geschlechts auf das andere aufmerksam gemacht. Allein auch in der übrigen Natur ist diese Erscheinung nicht weniger sichtbar, und es bedarf nur einer mäßigen Anstrengung des Nachdenkens, um den Begriff des Geschlechts weit über die beschränkte Sphäre hinaus, in die man ihn einschließt, in ein unermessliches Feld zu versetzen. Die Natur wäre ohne ihn nicht Natur, ihr Räderwerk stände still, und sowohl der Zug, welcher alle Wesen verbindet, als der Kampf, welcher jedes einzelne nöthigt, sich mit seiner, ihm eigenthümlichen Energie zu wafnen, hörte auf, wenn an die Stelle dieses Unterschiedes eine langweilige und erschlafende Gleichheit träte.

Das Streben der Natur ist auf etwas Unbeschränktes gerichtet. Alles Große und Treffliche, was in endlichen Kräften wohnt, will sie, ohne Ausnahme, und zwar in ein Ganzes vereint, besitzen. Aber da diese Kräfte immer endlich und an die Gesetze der Zeit gebunden sind, so hebt die eine, sofern sie thätig ist, die andre auf, und es ist nicht möglich, daß sie alle zugleich wirken. Dieß gilt aber nicht bloß von ihren einzelnen Kräften, sondern überhaupt von ihren beyden hauptsächlichsten Wirkungsarten, der Ausbildung des Einzelnen, und der Verbindung des Ganzen. Denn indeß die Kraftübung Einseitigkeit hervorbringt, auf die auch die Beschaffenheit des Stoffs führt; so verlangt die verbindende Form Vielseitigkeit, und die eine Forderung vernichtet in dem Augenblick, da sie geschieht, nothwendig die andre. Wenn also, bei allen Schranken der Endlichkeit, ein unendliches Wirken zu Stand kommen sollte, so blieb nichts anders übrig, als die zugleich unverträglichen Eigenschaften in verschiedene Kräfte, oder wenigstens in verschiedene Zustände derselben Kraft zu vertheilen, und sie nun durch den Drang eines Bedürfnisses zu gegenseitiger Einwirkung zu nöthigen. Diese beyden Merkmale sind aber gerade auch die einzigen, welche der Geschlechtsbegriff in sich faßt. Denn, geht man auch, um denselben so aufzufinden, wie er sich wirklich in der Natur zeigt, am besten von dem Begriff der Zeugung aus, so kann man ihn doch auch, ohne alle Rücksicht auf diese, in seiner völligen Allgemeinheit fassen; und alsdann bezeichnet er nichts anders, als eine so eigenthümliche Ungleichartigkeit verschiedener Kräfte, daß sie nur verbunden ein Ganzes ausmachen, und ein gegenseitiges Bedürfniß, dieß Ganze durch Wechselwirkung in der That herzustellen.

Denn auf der Wechselwirkung allein beruht das Geheimniß der Natur. Ungleichartiger Stoff verknüpft sich, das Verknüpfte wird wiederum Theil eines grösseren Ganzen, und bis ins Unendliche hin umfaßt immer jede neue Einheit eine reichere Fülle, dient jede neue Mannigfaltigkeit einer schöneren Einheit. Stoff und Form, so vielfach in einander verschränkt, vertauschen ihr Wesen, und nirgends ist etwas bloß bildend oder gebildet. So erhält die Natur zugleich Einheit und Fülle, zwei scheinbar entgegengesetzte, aber nah verwandte Eigenschaften, deren eine dem Geist wohlthätige Ruhe gewährt, wenn ihn die andre zu thätigem Nachdenken angespannt hat.

Von dem zauberähnlichen Wirken dieser zahllosen Kräfte erstaunt, verzweifelt der menschliche Geist, je in dieß heilige Dunkel zu dringen. Dennoch fühlt er sich durch seine Natur aufgefordert, es zu versuchen. Soll nun der Versuch nicht gänzlich misslingen, so wende er seinen Blick von dem Zusammenfluß der Wirkungen ab auf die einzelnen wirkenden Kräfte. Was dort durch vielfaches Eingreifen in fremder und mannigfaltig verschiedener Gestalt erscheint, sieht er hier, vereinzelt, in seiner eigenthümlichen wieder. Denn jede Verbindung in der Natur geht aus der innren Beschaffenheit der Wesen hervor, und ihr stilles Wirken unterbricht keine eigenmächtige Willkühr. Was sich mit einander vereinigt, trägt in seinem Wesen selbst das Bedürfniß dieser Vereinigung; und alle Erscheinungen der Natur bestimmt der Charakter der wirkenden Kräfte. Ist indeß der Weg auf diese Weise vereinfacht, so darf man ihn nicht zugleich auch erleichtert nennen. Sehr schwierig ist es, diesen verborgenen Charakter zu erspähen, der nicht in dem Inbegriff der, oft nur zufäl-

ligen Aeußerungen eines Dinges besteht, sondern ihr innerstes Wesen selbst ausmacht, nicht durch rhapsodistische Aufzählung der einzelnen Merkmale erschöpft wird, sondern in seiner ganzen Einheit aufgefaßt werden muß. Gerade weil er die letzte Verbindung von jenen ist, darf er keine Trennung verstaten, ist er für die innere Anschauung, was die äussere Gestalt dem Auge, und enthüllt sich fast nur einem gewissen ahnenden Gefühle, da er doch auf Begriffe zurückgeführt, und durch Beweise bestätigt werden soll.

Was, so wie dieser Charakter, das letzte Resultat aller vereinigten Kräfte ist, kann wieder nur mit vereinigten Kräften verstanden werden. In harmonischem Bunde muß das Gefühl mit dem Gedanken gemeinschaftlich thätig seyn. Hat der Verstand die Natur und die Wirkungsart des Wesens nach Begriffen untersucht, so muß die Phantasie das äussere Bild seines Erscheinens, die Form jenes Inhalts, auffassen, und nur die Einheit, zu welcher der Geist dieß doppelte Resultat zu verknüpfen strebt, kann dem Gesuchten einigermaßen entsprechen. Keine Erscheinung einer Kraft darf daher der Forscher zurückweisen, und durch das ganze Gebiet ihrer Wirksamkeit muß er sie verfolgen. Bei Untersuchung der Körperwelt muß er mit der moralischen ebensowohl, als bey dieser mit jener vertraut seyn, und sein Bemühen gehe auf die grössere Naturökonomie oder den kleineren Kreis des Menschen, so darf er nie das Ganze aus dem Gesichte verlieren. Denn die äussere sinnliche Gestalt der Gegenstände giebt ihm einen Spiegel in die Hand, in welchem sein Auge ihre innere Beschaffenheit erblickt.

Vorzüglich aber bedarf der Mensch zu Ergründung

und Beredlung auch seiner moralischen Natur einer anhaltenden und ernstern Betrachtung der physischen um ihn her, und ihre Vorsorge hat ihm sogar dieß Studium erleichtert. Schon in dem bloß körperlichen Theil seines Wesens findet er mit unverkennbarer Schrift dasjenige ausgedrückt, was er in seinem moralischen zum Daseyn zu bringen streben soll. Freilich verweilt das Auge des Betrachters nur selten hinlänglich auf den Zügen dieser Schrift. Vorsichtige Besorgniß durch leere Bilder der Phantasie getäuscht zu werden, zieht oft die Aufmerksamkeit davon ab, und noch weit öfterer hindert sie Mangel an Feinheit des Sinns, überhaupt nur rege zu werden. Dennoch ist es unläugbar, daß die physische Natur nur ein großes Ganze mit der moralischen ausmacht, und die Erscheinungen in beyden nur einerley Gesetzen gehorchen. Nach der Erforschung der Körperwelt und dem Studium des innern Lebens der Geister bleibt daher noch endlich ein Blick auf das gegenseitige Verhältniß dieser beiden völlig ungleichartigen Reiche übrig, um diejenigen Gesetze aufzufinden, welche, in beyden herrschend, die höchste Verknüpfung des Naturganzen vollenden. Dieser Gesetze werden freylich immer nur sehr wenige und äußerst einfache seyn können, da sie die reiche Mannigfaltigkeit aller besondern unter sich befassen müssen. Allein eben dadurch wird es dem Menschen leichter werden, ihnen auch an seinem Theil zu gehorchen, und gerade die verborgensten Geheimnisse seines Wesens in ihnen besser enthüllt zu sehn. Denn vorzüglich in dem Felde der menschlichen Empfindung und Begierde giebt es Tiefen, welche der Forscher nie zu ergründen vermag, wenn er den Blick unmittelbar und allein auf sie heftet. Wo die Verwandtschaft mit der schlechterdings physischen Natur des Menschen zu nah ist,

Hört die Möglichkeit auf, alles durch seine bloß moralische zu erklären. Er muß daher zugleich auf jene zurückgehn, und dasjenige, was in einer feinen und verwickelten Organisation undeutlich erscheint, muß er da aufsuchen, wo es in grossen und einfachen Zügen ausgedrückt ist. Wohin aber wendete er sich da besser, als an dieselbe Natur in ihrer weniger verwickelten, aber grössern Oekonomie? Aus ihr muß der Mensch sich besser verstehn lernen, und bey ihr den Stamm aufsuchen, von dem nur die feinste Blüthe in ihm sproßt. Hat er diesen entdeckt, so ist es nun weniger schwer, den wunderbaren Bau bis in seine äussersten Zweige zu verfolgen. Hier ist der Standpunct, auf welchem der Kenner der physischen und der Erforscher der moralischen Natur einander gegenseitig die Hand bieten, um die steile Höhe zu ersteigen, von welcher jedes sein eignes Gebiet in einer neuen und nun erst in der wahren Gestalt erblickt. Den äussersten Gipfel dieser Höhe zu erreichen, dürfte allerdings wohl menschlichen Kräften verwehrt seyn. Aber die Kenntniß der Natur wird sich immer ganz und gar von der Wahrheit entfernen, wenn man demselben nicht wenigstens entgegenstrebt, und er nicht der Gesichtspunct ist, den man, auch bei der Beschäftigung in jedem einzelnen der beiden Reiche, unverrückt im Auge behält.

Aus endlichen Kräften bestehend, weiß die Natur sich durch ihre Form Unendlichkeit zu verschaffen. Dem Gesetze derselben gehorsam, hinterläßt das hinschwindende Wesen, ehe es von dem Schauplay seiner Thätigkeit scheidet, ein neues an seiner Stelle, und indem so das Einzelne wechselt, bleibt das Ganze in ununterbrochener Einheit. Diese Sorgfalt für die Fortdauer der Gattungen,

bei der Vergänglichkeit der Individuen, ist die erste Erscheinung, welche sich dem allgemeinsten Blick auf das gesammte Gebiet der Natur darstellt. Aber nicht auf bloße Fortdauer allein beschränkt, ist ihre Absicht hiebei zugleich auf etwas höheres gerichtet. Weil bei endlichen Wesen das Vortreffliche nicht auf einmal entsteht, so erhebt sie sie von Stufe zu Stufe des Besseren. Dadurch hat sie es möglich gemacht, nach dem ersten Wurf der Keime, ihre Hand von ihrem Werk abzuziehen zu können, und nun mit ruhigem Blick auf den Reihen der Wesen zu verweilen, die sich jetzt, unendlichen Ketten gleich, von selbst, und doch immer Einem Ziele zuwendend entwickeln. Unter allen Verbindungen, die wir in ihr gewahr werden, sind gerade die höchsten, mannigfaltigsten und innigsten diesem doppelten Endzweck gewidmet; und gelänge es dem menschlichen Geist diese durch Erforschung des Charakters der dabei wirksamen Kräfte genauer zu durchspähen, so wäre es ihm dann möglich, dieß tiefe Geheimniß mit größerem Recht zu bewundern.

Bei allem Erzeugen entsteht etwas vorher nicht vorhandenes. Gleich der Schöpfung, ruft die Zeugung neues Daseyn hervor, und unterscheidet sich nur dadurch von derselben, daß dem neu Entstehenden ein schon vorhandener Stoff vorhergehen muß. Dieser Nothwendigkeit ungeachtet, hat indeß das Erzeugte dennoch eine von dem Erzeugenden unabhängige Kraft des Lebens, und weit entfernt, daß diese aus demselben erklärbar wäre, bleibt es vielmehr ein unergründliches Geheimniß, wie nur sein Daseyn daraus hervorgeht. Was durch Entwicklung oder Wachsthum entsteht, ist ein Theil desjenigen, zu dem es gehört, und empfängt aus fremder Hand seine belebende Kraft. Was aber durch Zeugung ans Licht tritt, ist ein

Wesen für sich, besitzt selbst Leben und Organisation, und kann, wie es selbst hervorgebracht wurde, eben so wieder hervorbringen. Obgleich die Fähigkeit zu zeugen durch die ganze Natur verbreitet ist, so vermag doch keine Kraft Leben und Organisation mechanisch zu bilden; keine Weisheit den Weg dazu vorzuschreiben. Daher ist Zeugung von Bildung verschieden, und darf nur Erweckung genannt werden; die nachfolgende Bildung des Erzeugten gehört ihm selbst, nicht dem Erzeugenden an. Man kennt, was der Zeugung vorhergeht, und sieht das Daseyn, das darauf erfolgt; wie beides verknüpft ist? umhüllt ein undurchdringlicher Schleier. Denn wie die Zeugung von Seiten des Erzeugten Erweckung ist, so ist sie von Seiten des erzeugenden Wesens nur eine augenblickliche Stimmung, die nicht bloß durch die höchste Anstrengung der Kräfte, sondern besonders durch die Vereinigung aller bezeichnet wird. Die Kraft, welche das Lebendige und Organische beseelt, kann, wie sie selbst in sich Eins ist, nur aus dem ihr Gleichen, hervorgehen, und nicht bloß daß jedes zeugende Wesen seine eignen gleichartigen Kräfte zur höchsten Harmonie gestimmt fühlt, so ist auch jede Zeugung eine Verbindung zweier verschiedener ungleichartiger Principien, die man, da die einen mehr thätig, die andern mehr leidend sind, die zeugenden (im engern Verstande des Worts) und die empfangenden nennt. So hat die Natur ihre Kinder, welchen, als endlichen Wesen, nicht alles zugleich zu besitzen vergönnt war, wenigstens an die Einheit erinnert, die allein jedem höheren Streben genügt, und ihrer Sehnsucht Momente geschenkt, die sie vergessen lassen, daß sie zu getrenntem Daseyn verurtheilt sind.

Diesem gegenseitigen Zeugen und Empfangen ist nicht

bloß die Fortdauer der Gattungen in der Körperwelt anvertraut. Auch die reinste und geistige Empfindung geht auf demselben Wege hervor, und selbst der Gedanke, dieser feinste und letzte Sprößling der Sinnlichkeit, verläugnet diesen Ursprung nicht. Die geistige Zeugungskraft ist das Genie. Wo es sich zeigt, sey es in der Phantasie des Künstlers, oder in der Entdeckung des Forschers, oder in der Energie des handelnden Menschen, erweist es sich schöpferisch. Was seiner Zeugung das Daseyn dankt, war vorher nicht vorhanden, und ist eben so wenig aus schon Vorhandenem oder schon Bekanntem bloß abgeleitet. Zwar wird sich im Gebiete des Denkens, in welchem durchgängiger logischer Zusammenhang herrschen muß, immer die Verbindung desselben mit dem schon Gegebenen zeigen lassen, aber dieser Weg ist darum nicht auch ebenderselbe, auf welchem es gefunden werden konnte. Denn das wahrhaft Genialische ist keine Folgerung aus, bloß schnell übersehenen, mittelbar zusammenhängenden Sätzen, es ist wirkliche Erfindung, wenn gleich das, was nicht dieser Art ist, ebenfalls auf genieähnliche Weise hervorgebracht seyn kann. Was hingegen das ächte Gepräge des Genies an der Stirn trägt, gleicht einem eigenen Wesen für sich mit eignem organischen Leben. Durch seine Natur schreibt es Gesetze vor. Nicht wie die Theorie, welche der Verstand langsam auf Begriffe gründet, giebt es die Regel in todtten Buchstaben, sondern unmittelbar durch sich selbst, und mit ihr zugleich den Sporn sie zu üben. Denn jedes Werk des Genies ist wiederum begeisternd für das Genie, und pflanzt so sein eignes Geschlecht fort.

Durch Begeisterung gewirkt, ist dem Genie seine eigene Wirksamkeit unbegreiflich. Es geht nicht auf gebro-

chenen Bahnen fort, hier erscheint es und dort, aber vergebens suchten wir die Spuren seines wandlenden Fußtritts. Daher ist es nie zu berechnen, und vermag selbst nicht zu verbürgen, ob sein Product gesetzlos oder regelmäßig seyn werde? Es kann dich Letztere nur mittelbar befördern, indem es sich selbst gesetzmäßig macht, und es ist ihm kein anderer Einfluß auf das Erzeugte, in dem Augenblicke der Zeugung, erlaubt, als durch die allgemeine Stimmung seiner selbst, als des Erzeugenden. Da alle seine Kräfte in diesem Momente vereinigt sind, bleibt keine zu müßigem Zuschauen, oder kalter Leitung übrig. Selbstthätigkeit und Empfänglichkeit sind beide gleich geschäftig in ihm, und dasjenige, dessen es sich einzig bewußt ist, ist gerade die Vermählung dieser ungleichartigen Naturen. Nur durch diese Wechselwirkung der Selbstthätigkeit und Empfänglichkeit wird es ihm möglich, sich aus sich selbst herauszustellen, und sich selbst, abgesondert von allem Zufälligen, zum Object seiner Reflexion zu machen. Diese Trennung aber ist zu jeder genialischen Hervorbringung unentbehrlich, da das Genie das Nothwendige nur aus der Tiefe seiner Vernunft hervorziehn, und es nicht anders, als durch gänzliche Entfernung aus dem Kreise seines empirischen Daseyns, rein absondern kann. Daher erfordert dasselbe, wofern es schöpferisch werden soll, die höchste Objectivität, d. h. ein, in Bedürfniß übergehendes Vermögen, das Nothwendige zu ergreifen. Dieses aber kann es nur aus seinem Innern schöpfen, oder es muß vielmehr sein eignes subjectives und zufälliges Daseyn in ein nothwendiges verwandeln. Nie wird der Hand des Künstlers ein Meisterwerk gelingen, wenn er nicht die idealische Schönheit, zu der doch seine Phantasie die Züge selbst bildend entwarf, als eine

wirkliche Gestalt zu umfassen vermag; nie wird der Philosoph einen Fortschritt gewinnen, der die Masse der Ideen wesentlich bereichert, wenn nicht die Wahrheit, die er aus der Tiefe seines Geistes hervorzog, seinen innren Sinn, gleich einem äussern Objecte bewegt; und nie wird in schwierigen Fällen des Lebens der handelnde Mensch alle verwickelte Knoten gegen einander wirkender Triebfedern genialisch lösen, wenn er nicht über der Welt sein eignes Ich vergisst, oder vielmehr sein Ich zu dem Umfang einer Welt erweitert.

Leichter als der Augenblick, in welchem das neue Daseyn erweckt wird, ist der Zustand zu beobachten, welcher demselben vorhergeht. In dieser Stimmung der schöpferischen Weihe ist, von welcher Art auch die Zeugung seyn möge, das Gefühl einer überfließenden Fülle mit dem eines bedürftigen Mangels verbunden. Die Kraft sammelt sich in sich selbst, nie fühlt sie sich reicher und grösser, nie lebhafter bewegt, nie rüstiger zur herrlichsten Thätigkeit. Selbst die Erinnerung an diese Stärke vermag noch, sie in der Folge begeisternd zu erwecken. Aber in dieser Bewegung liegt der Keim einer unruhvollen Sehnsucht, die zur Hervorbringung reizt. Sich, ihres Reichthums ungeachtet, so wie sie ist, nicht genügend, ahnet sie etwas andres, mit dem vereint sie erst ein vollendetes Ganze bildet. Wird ihr Suchen hier mit glücklichem Finden gekrönt, so strebt sie nach einer Vereinigung, welche jedes einzelne Daseyn vertilgt. Es entsteht ein Bogen, ein Hin- und Herwanken, und jene Sehnsucht erreicht eine schmerzliche Höhe. Die ganze Erwartung ist nun auf die Hervorbringung gespannt, und das eigne Ich entäussert sich bis zu dem Grade, daß es sich selbst gern

für die neue Schöpfung hingeben möchte. Aus diesem höchsten Daseyn springt das Daseyn hervor. Auf diesem einzigen Moment beruht die Erzeugung auch des geistigsten Products. Hat die Phantasie des Künstlers einmal das Bild lebendig geboren, so ist das Meisterwerk vollendet, wenn auch seine Hand in demselben Augenblick erstarrte. Die wirkliche Darstellung gehört nur noch dem Nachhall jenes entscheidenden Moments an.

Eine befremdende Erscheinung ist es, daß Kräfte, die sich so nothwendig sind, und so heftig suchen, getrennt existiren sollen, und daß das zur Verbindung Bestimmte nicht Eins seyn kann. Denn überall sehen wir zur Zeugung zwei ungleichartige Kräfte erforderlich, dieselben mögen nun, wie in einem Theil der Natur, in Einem Wesen verknüpft, oder in zwei verschiedne vertheilt seyn. Da das Erzeugte mit dem Erzeugenden immer gleichartig und ihm ähnlich ist, so scheint es wunderbar, warum nicht unmittelbar aus dem Leben das Leben, aus einer Kraft die andere hervorgehen könne? und da der Begriff der reinen Kraft hier nichts Widersprechendes enthält, so müssen wir dieß in den Schranken derselben aufsuchen.

Die lebendige Kraft, welche jedes organische Wesen beseelt, fordert einen Körper. Dieser Körper und jene Kraft stehen in unaufhörlicher Gemeinschaft, indem sie gegenseitig auf einander ein und zurück wirken. So ist in jedem organischen Wesen Wirkung und Rückwirkung verbunden. Wie unbegreiflich nun auch das Geschäft der Zeugung ist, so wird doch soviel wenigstens klar, daß das Erzeugte aus einer Stimmung des Erzeugenden hervorgeht, und, wie vorzüglich die Producte des Genies

auffallend zeigen, derselben ähnlich ist. Die Erzeugung organischer Wesen erfordert daher eine doppelte, eine auf Wirkung und eine andre auf Rückwirkung gerichtete Stimmung, und diese ist in derselben Kraft und zu gleicher Zeit unmöglich.

Hier nun beginnt der Unterschied der Geschlechter. Die zeugende Kraft ist mehr zur Einwirkung, die empfangende mehr zur Rückwirkung gestimmt. Was von der erstern belebt wird, nennen wir männlich, was die letztere beseelt, weiblich. Alles Männliche zeigt mehr Selbstthätigkeit, alles Weibliche mehr leidende Empfänglichkeit. Indes besteht dieser Unterschied nur in der Richtung, nicht in dem Vermögen. Denn wie die thätige Kraft eines Wesens, so auch seine leidende, und wiederum umgekehrt. Etwas bloß Leidendes ist nicht denkbar. Zu allem Leiden (Empfinden einer fremden Einwirkung) gehört doch außers mindeste Berührung. Was aber gar kein Vermögen der Thätigkeit besitzt, ist gar nichts, wird durchdrungen, aber nicht berührt. Daher überall gleichviel Entgegenwirken, als Leiden. Die thätige Kraft hingegen ist (wenn wir uns erinnern, daß hier nur von einer endlichen geredet wird) den Bedingungen der Zeit unterworfen, und an einen Stoff, mithin an etwas Leidendes gebunden. Ohne auch in tiefere Beweise einzugehen, sehen wir im Menschen immer Selbstthätigkeit und Empfänglichkeit einander gegenseitig entsprechen. Der selbstthätigste Geist ist auch der reizbarste; und das Herz, das für jeden Eindruck am meisten empfänglich ist, giebt auch jeden mit der lebhaftesten Energie zurück. Nur also die verschiedene Richtung unterscheidet hier die männliche Kraft von der weiblichen. Die erstere beginnt, vermöge ihrer Selbst-

thätigkeit, mit der Einwirkung; nimmt aber, vermöge ihrer Empfänglichkeit, die Rückwirkung gegenseitig auf. Die letztere geht gerade den entgegengesetzten Weg. Mit ihrer Empfänglichkeit nimmt sie die Einwirkung auf, und erwiedert sie mit Selbstthätigkeit.

Diesen zwiefachen Charakter drückt auch der verschiedene Zustand aus, welcher in beiden der Hervorbringung unmittelbar vorhergeht. In beiden ist das Gefühl eines überströmenden Vermögens mit dem eines schmerzlichen Entbehrens gepaart. Aber wo die Männlichkeit herrscht, ist das Vermögen: Kraft des Lebens, bis zur Dürftigkeit von Stoff entblößt; und die entbehrende Sehnsucht auf ein Wesen gerichtet, das der Energie zugleich Stoff zur Thätigkeit gebe, und, indem es durch Rückwirkung ihre Empfänglichkeit beschäftigt; ihre glühende Hestigkeit lindere. In dem Kreise der Weiblichkeit hingegen ist das Vermögen: eine üppig überströmende Fülle, zu reich, als daß die eigene Kraft allein ihrer Belebung genüge; indes die entbehrende Sehnsucht ein Wesen sucht, das zugleich den innern Stoff erwecke, und der eignen Kraft, indem es sie durch Einwirkung zu selbstthätiger Rückwirkung nöthigt, eine grössere Stärke ertheile. In dem ersteren Fall ist daher eine Stärke, die, auf Einen Punkt versammelt, von diesem nach außen hin strebt. Außer sich sucht dasjenige einen Stoff, was in sich nicht genug Beschäftigung seiner Thätigkeit findet. In dem letzteren ist eine Fülle des Stoffs, die sich einen fremden Gegenstand in einem Punkt innerhalb ihres Wesens aufzunehmen, und von ihm Einheit zu empfangen sehnt. So befriedigt die eine Kraft die Sehnsucht der andren, und beide umschlingen einander zu einem harmonischen Ganzen.

Auch in der geistigen Zeugung nehmen wir nicht bloß dieselbe Wechselwirkung, sondern auch denselben Unterschied zwei verschiedner Geschlechter wahr. Ganz anders ist es in Gemüthern beschaffen, die zu zeugen; anders in solchen, die zu empfangen bestimmt sind. Es ist schon schwer, so feine Verschiedenheiten im intellectuellen und moralischen Leben nur zu bemerken, und bei weitem schwerer noch, sie darzustellen. Wo indeß das Genie männliche Kraft besitzt, da wird es, zeugend, mit selbstthätiger Vernunft auf das idealische Object einwirken. Wo demselben hingegen weibliche Fülle eigen ist, wird es, empfangend, die Einwirkung dieses Object's durch das Uebergewicht der Phantasie erfahren und erwiedern. Vorzüglich offenbart sich dieser Unterschied in der innren Stimmung bei der Hervorbringung selbst; dem geübten Blick aber wird er ebensowenig in den Producten entgehn. Denn ist gleich jedes ächte Werk des Genies die Frucht einer freien, in sich selbst gegründeten, und in ihrer Art unbegreiflichen Uebereinstimmung der Phantasie mit der Vernunft; so kann ihm dennoch bald die männlichere Vernunft mehr Tiefe, bald die weiblichere Phantasie mehr üppige Fülle und reizende Anmuth gewähren. * Da aber der Ge-

* Diese Vergleichung in einzelnen Fällen wirklich anzustellen, ist schon darum von vielen Schwierigkeiten begleitet, weil selten zwei Köpfe übrigens Aehnlichkeit genug zeigen, um gerade diesen Unterschied auffallend sichtbar zu machen. Nur also um an Beispiele zu erinnern, sey es erlaubt, hier Homer und Virgil, Ariost und Dante, Thompson und Young, Plato und Aristoteles einander gegenüber zu stellen. Wenigstens dürfte niemand leicht in Abrede

schlechte Unterschied überhaupt, als ein Unterschied der Natur, durch den formenden Willen, so viel als möglich zur Einheit erhoben werden muß; so wird freilich dasjenige Genie, das sich auf seine Bildung versteht, jene beiden Kräfte, bis zur gänzlichen Verkennung desselben, in ein reines Gleichgewicht zu stimmen bemüht seyn. Deutlicher, als hier, erscheint daher dieser Unterschied im praktischen Leben. Wo dort der Tugendhafte, von dem erhabenen Gefühl der Achtung des Gesetzes durchdrungen, der Ausübung seiner Pflicht sein Glück und sein Leben opfert, da ist eine grosse und heroische Handlung mit männlicher Kraft erzeugt. Der moralische Sinn fühlt sich in rüstiger Stärke, die Stimme der Pflicht ruft ihn zur That, und er empfindet sich gedrungen, dem Rufe zu folgen. Wo hingegen die Tugend, im Bündniß mit der Phantasie, durch ihre Anmuth reizt, da ist jenes moralische Gefühl mehr empfangend, als zeugend. Es erhält aus der Hand der Einbildungskraft die wohlthätige Gestalt, schließt sich mit Innigkeit an sie an, und strebt, sie mit seinem Wesen zu vereinigen; und so ist die tugendhafte Handlung, welche hervorgeht, nicht sowohl das Werk einer völlig frei und selbstthätig, als einer zurückwirkenden Kraft.

seyn, daß, in Rücksicht auf ihre Gegentheile, in den zuerst genannten, wenigstens in Vergleichung mit der aus ihnen hervorleuchtenden Kraft, mehr Ueppigkeit der Phantasie herrscht, da aus den letzteren die Form der Vernunft mit einer fast an Härte gränzenden Bestimmtheit spricht. Zugleich von dieser Härte und von einer zu grossen Ueppigkeit frei, kann Sophokles, in der Mitte zwischen Aeschylus und Euripides, zum Beispiel des geschlechtlosen Genies dienen.

Dieselbe Eigenthümlichkeit der zeugenden und empfangenden Kräfte, welche wir in den Momenten ihrer höchsten Thätigkeit wahrnehmen, offenbart sich auch durch ihr ganzes Daseyn hindurch. Ueberall spricht aus den ersteren hervorbringende Kraft durch freies Geben aus eigener Fülle; überall ist in den letzteren Stärke des Auffassens durch festes Umschließen des Aufgenommenen sichtbar. Aber über das stille Daseyn der Wesen unaufmerksam hinwegrollend, eilt unser Blick immer nur ihren Wirkungen zu, und doch ist es eben dieß unbemerkte Leben, dem die Kräfte der Natur ihre Fortdauer danken. Denn was ist jenes Daseyn andres, als eine ununterbrochene Wirksamkeit, welche unaufhörlich die Thätigkeit vorbereitet, die wir nur in dem letzten Theil ihrer Laufbahn erblicken, wenn das fortgesetzte Streben die Kraft endlich bis zum Ueberströmen anschwellt? Nur die körperliche Wirkung rührt unsren gröberem Sinn, indes der feine, aber mächtige Einfluß, den alles, was lebt, unmittelbar dadurch verbreitet, daß es ist, uns gleich einem unsichtbaren Hauch entschlüpft. Eben so ist nun auch den zeugenden und empfangenden Kräften nicht die Sorge der Fortpflanzung allein anvertraut, nicht bloß die Erzeugung, die vor unsren Augen geschieht. Auch die Erhaltung, und da die Erhaltung des Endlichen nur unaufhörlicher Tod ist, an den immer wiederkehrendes Leben sich anknüpft, auch die uns verborgene Wiedererzeugung ist ihr Werk. Vermöchte daher auch die Natur jenen Zweck der Fortpflanzung auf einem andren Wege zu erreichen, so könnte sie doch nie die Wechselwirkung entbehren, in der die Kräfte der Geschlechter einander gegenseitig ergänzen.

Die Natur, welche mit endlichen Mitteln unendliche

Zwecke verfolgt, gründet ihr Gebäude auf den Widerstreit der Kräfte. Alles Beschränkte zielt auf Zerstörung, und der himmlische Friede wohnt allein in dem Wirkungskreis dessen, was sich selbst genügt. Der zerstörenden Thätigkeit des einen muß daher das andre entgegenstreben, und indem beide gegenseitig einander ihren Endzweck vereiteln, erfüllen sie den schrankenlosen Plan der Natur. Allein auch sie gewinnt diesen Sieg nur, wenn man sie in ihrem ganzen Umfang und durch die Dauer aller ihrer Epochen betrachtet; oder vielmehr derselbe liegt allein in dem Inhalte ihrer Befehle. In jeder einzelnen Periode dauert der Kampf noch fort, und das Vollendete entbehrend, muß sie sich das Höchstmögliche zu besitzen begnügen. Da sie die Schranken nicht entfernen kann, muß eine Kraft die Lücken der andren ausfüllen; und da jede Thätigkeit sich endlich selbst aufreibt, Unthätigkeit aber verbannt ist, so muß die Ruhe in dem Wechsel der Wirksamkeit bestehen. Denn die höchste Kraft erfordert die Vereingung widersprechender Bedingungen. Mit rastloser Anstrengung soll beharrliches Ausdauern verbunden seyn. Aber die Anstrengung ist ein Feuer, das sich selbst verzehrt; um nicht an Intension zu verlieren, muß sie sich aller hindernden Masse entledigen, und den Stoff, den sie besitzt, energisch zusammendrängen. Denn giebt es gleich auch Kräfte, welche gerade durch Masse mächtig sind, wovon vorzüglich die unbelebte Natur auffallende Beispiele zeigt, so wirkt doch da eigentlich nur die vereinte Stärke vieler einzelnen, zufällig in Gemeinschaft stehenden Theile. Indem nun die Anstrengung die Empfänglichkeit ausschließt, nimmt sie sich selbst den Genuß erquickender Ruhe. Dagegen erfordert die Stärke des Widerstandes, welche zur ausdauernden Beharrlichkeit nothwendig ist, mehr Fähigkeit, die fremde

Einwirkung aufzunehmen, als sie zurückzuweisen, mehr Stimmung zu leiden, und daher einen reicheren Stoff. Ist aber dieser, in sich zurückgezogen, so sehr zur Beschäftigung mit fremder Energie aufgelegt, so verbietet er sich dadurch selbst die Möglichkeit eigener selbstthätiger Anstrengung. So verschließt die Dichtungskraft, wenn sie in glühendem Feuer Bilder auf Bilder schafft, die Sinne den äusseren Eindrücken; und so verwehren diese, wenn sie mit lebendiger Wärme die Wirklichkeit umfassen, jener den kühnen Aufflug ins Land der Erfindung.

Die männliche Kraft, zu beleben bestimmt, sammelt sich von selbst, und durch eigne Bewegung. Allen Stoff, den sie besitzt, drängt sie zu ungetheilter Einheit zusammen. Je reicher und mannigfaltiger derselbe ist, desto ermattender ist die Anstrengung, aber auch desto grösser die Wirkung. Der Stoff darf nicht schon durch seine eigne Natur zur Verbindung gestimmt seyn. Von ihr, als einem herrschenden Prinzip, muß er die Leitung erhalten. So in sich versammelt, wirkt sie aus sich heraus. Von heftigem Drange thätig zu seyn besetzt, wünscht sie einen Gegenstand zu finden, den sie durchdringe; aber ganz nur Selbstthätigkeit, ist sie in diesem Augenblick aller Empfänglichkeit verschlossen. Einer solchen Anstrengung folgt jedoch bald Ermattung nach, und sie gleicht einem Hauche, der mächtig belebt, aber bald verschwindet. Mit dem Gefühl der sinkenden Stärke erwacht in ihr die Sehnsucht der Empfänglichkeit, und gern ruht sie da aus, wo sie vorher bloß schöpferisch war. So ist sie, was sie ist, durch sich selbst, und ihre eigenthümliche Form. Der Mann, dessen Brust ein thatenkühner Muth begeistert, fühlt sich in sich verengt. Viel Erfahrungen hat er mit beobachtendem Geiste auf

der Bahn des Lebens gesammelt; hohe Ideale aus seinem Innern hervorzuschaffen; mannigfaltige Gefühle bewegen ihn, bald die Würde der neuen Schöpfung, nach der er sich sehnt, bald theilnehmendes Mitgefühl mit den Wesen, die er zu veredeln strebt. Für alle diese erhabenen Bilder hat sein Busen nicht Raum genug, und heißer Durst nach Thätigkeit treibt ihn. Er sucht eine Welt, die seiner Sehnsucht entspreche. Uneigennützig und fern von jedem Gedanken an eignen Genuß, befruchtet er sie mit der Fülle seiner Kraft. Die neue Schöpfung steht da, und freudig ruht er aus im Anblicke seiner Kinder.

Die weibliche Kraft, zur Rückwirkung bestimmt, sammelt sich auf einen fremden Gegenstand und durch fremden Reiz. Da der Stoff, den sie in reicher Fülle besitzt, sich durch seine eigenthümliche Natur vereint; so wirkt er mehr durch ein leidendes, als ein selbstthätiges Vermögen. Mit dem Grade seiner Mannigfaltigkeit wächst gleichfalls die Schönheit der Wirkung, nicht aber zugleich auch die Anstrengung. Vielmehr wird diese durch vielfachere Berührungspunkte erleichtert, und ihr Grad nur durch die Innigkeit des Umschliessens bestimmt, die von der gegenseitigen Harmonie abhängt. Der Stoff der weiblichen Kraft bedarf weniger der Herrschaft eines vereinernden Prinzips, sondern verbindet sich mehr durch seine eigene Gleichartigkeit. In dieser Einheit erwiedert sie die Einwirkung mit immer steigendem Feuer, bis endlich ihre ganze Thätigkeit angespannt ist. Aber da ihre eigenthümliche Natur sie fähiger macht, Widerstand zu leiden, und sie von der glühenden Hestigkeit frey ist, welche die männliche verzehrt, so vergütet sie die Langsamkeit ihrer Wirkung durch längeres Ausdauern. So dankt sie der Be-

schaffenheit ihres Stoffs selbst einen Theil ihrer Wirksamkeit, die durch ihn vorbereitet und unterstützt wird. Ein Herz, das sich, von mannigfaltigen Empfindungen bewegt und von einer edeln Strebbarkeit beseelt, reich in sich selbst fühlt, aber den kühnen Muth vermißt, sich eine eigne Richtung zu geben, wird von unruhiger Sehnsucht gefoltert. Sich selbst unverständlich, und arm im Schooße des Ueberflusses, wünscht es ein Wesen zu finden, das die verschlungenen Knoten seiner Gefühle freundlich löse. Je tiefer die Quelle dieser verworrenen Stimmung verborgen liegt, desto schwerer begegnet es der Gewährung seines Wunsches, aber desto inniger schließt es sich an die gefundene Erscheinung an. Je länger es an ihr verweilt, desto mehr Berührungspunkte entdeckt es, und verläßt sie nicht eher, bis der Keim zur vollendeten Frucht gereift ist.

Nicht also ihrem Grade, sondern allein ihrer Gattung nach, sind die zeugenden und empfangenden Kräfte von einander verschieden. Blosses Aufnehmen ist kein Empfangen, sondern steht eben so unter diesem, als das Geben unter dem Zeugen. Beide, Zeugen und Empfangen, sind höhere und kraftvollere Energien, beide ein Hervorbringen durch Geben und Aufnehmen. Eigne fruchtbare Fülle muß bey jenem das Entäußerte begleiten, bey diesem das Aufgenommene umfassen. Der wahre Charakterunterschied beider Kräfte besteht darin, daß den empfangenden mehr Stoff, mehr Körper, den zeugenden mehr Seele eigen ist, wenn nemlich Seele jedes selbstthätige Prinzip bezeichnet. Gerade aber durch diese Verschiedenheit thun sie der Forderung der Natur ein Genüge. Sollte der Zerstörung drohenden Hefigkeit der männlichen Kraft eine andre entgegengestellt werden, so dürfte es keine

gleichartige seyn. Gegenseitige Ermattung hätte dann den Kampf beschlossen, in dem, wie überall in der Natur, der Unterliegende selbst neues Leben aus den Händen des Ueberwinders erhalten sollte. Der überströmenden Fülle mußte daher ein Bedürfniß gegenüberstehn; aber da die Natur in ihrem Gebiet eben so wenig Armuth als Selbstgenügsamkeit verstatet, so ist das Bedürfniß wieder mit Reichthum verknüpft. Indem nun alles Männliche an gestrenge Energie, alles Weibliche beharrliches Ausdauern besitzt, bildet die unaufhörliche Wechselwirkung von beiden die unbeschränkte Kraft der Natur, deren Anstrengung nie ermattet, und deren Ruhe nie in Unthätigkeit ausartet.

Zu jeder Zeugung wird also zweyerley erfordert, lebendige Energie der Kraft, die auf Einen Punkt sich zusammenzieht, und lebendige Fülle des Stoffs, der ihre Einströmung in allen seinen Punkten empfängt. Jene wird daher ihrer Natur nach, auf Trennung gerichtet seyn, weil alles, was nicht sie selbst ist, sie in ihrer reinen Wirksamkeit hindert: Diese wird auf Einheit gerichtet seyn, um von allen Seiten aus die einwirkende Kraft zu umschliessen. Wenn das Genie (da diese Erscheinungen durch die ganze Kette der hervorbringenden Wesen dieselben sind) vermöge der reinen Selbstthätigkeit der Vernunft, die belebende Flamme ausströmt, der, gleich einem Funken, das göttliche Werk entsprüht, so muß die Phantasie sie in ihren Schooß aufnehmen, und wohlthätig umschliessen. Die zeugende Kraft vermöchte sich nicht energisch zu sammeln, wenn sie nicht alles zurückwiese, was diese Anstrengung stören könnte; und der empfangenden wäre es unmöglich, sich von allen Seiten her nach Einem Punkt

hin zu neigen, wenn sie nicht die höchste Uebereinstimmung in sich bewahrte. Die Hestigkeit, mit der die erstere fortstrebt, richtet sie auf einzelne Gesichtspunkte, und ihre unaufgehaltene Wirkung müßte überall Trennung und Zerstörung seyn. Dagegen macht der letzteren die harmonische Sanftmuth, mit der sie entgegenkommt, eine mehr umfassende Einheit zum Gesetz, und ihre Frucht ist Erhaltung. Was zu beleben bestimmt ist, muß reizend erwecken. Aller Reiz aber richtet die Aufmerksamkeit auf einen einzelnen Zustand, und das Gefühl durchgängiger Gleichgültigkeit würde Schlummer oder Tod seyn. Das Belebende darf daher nicht, mit allzugroßer Schonung, jede Erschütterung vermeiden. Dagegen muß der Stoff, welcher der Belebung entgegengeführt wird, gleichmäßig und ganz von ihr durchdrungen werden. Was endlich mehr Form besitzt, zielt zwar auf Verbindung, aber, wie die Form überhaupt, nur durch Trennung; so wie, was dem Stoffe näher liegt, wie dieser selbst, zwar in sich ein Mannigfaltiges, aber noch wenig geschieden ist.

Ueberall, wo der männliche und weibliche Charakter sichtbar ist, wird man in ihm diese Seiten gewahr; in dem ersteren ein Streben, mit trennender Hestigkeit erzeugend, in dem letzteren ein Bemühen, durch Verbindung erhaltend zu seyn. Alle Eigenschaften, in welche gekleidet beyde Geschlechter durch die ganze Natur, aber vorzüglich im Menschen, erscheinen, bringen denselben verschiedenen Eindruck hervor. Die reizende Anmuth und die liebliche Fülle der Weiblichkeit bewegt die Sinne; die nicht sowohl anschauliche, als bildliche Vorstellungsart und der sinnliche Zusammenhang aller Begriffe geben der Phantasie ein reiches und lebendiges Bild; und die Einheit des Cha-

rakters, der, jedem Eindruck offen, jeden mit entsprechender Innigkeit erwiedert, rührt die Empfindung. So wirkt alles Weibliche vorzüglich auf diejenigen Kräfte, welche den ganzen Menschen in seiner ursprünglichen Einfachheit zeigen. Was dem Mann und seinem Geschlechte angehört, läßt dagegen diese minder befriedigt, beschäftigt aber mehr das Vermögen der Begriffe. Die Gestalt hat mehr Bestimmtheit, als anmuthige Schönheit; die Begriffe sind deutlicher und sorgfältiger geschieden, stehn aber auch in weniger leichter Verbindung; der Charakter ist stark und hat feste Richtungen, erscheint aber nicht selten auch einseitig und hart. Alles Männliche, kann man daher sagen, ist mehr aufklärend, alles Weibliche mehr rührend. Das eine gewährt mehr Licht, das andere mehr Wärme. Da in der endlichen Natur das Leben immer dem Tode zur Seite steht, und das Bessere nur an die Stelle des minder Guten tritt; so muß dem neuen Daseyn das schon vorhandene weichen. Die Kraft nun, die, von eigenem Entschluß getrieben, auser sich thätig ist, muß mit einer Willkühr handeln, die, wenn sie Hindernisse zerstörend hinwegräumt, nicht anders als gewaltthätig erscheinen kann. Daher ist kein Muth zu grösseren Unternehmungen, ohne eine gewisse Härte denkbar. Da aber die neue Schöpfung nicht gedeiht, wenn sie nicht mit weiblicher Schonung gepflegt wird, so wandelt in einem wahrhaft zum handlenden Leben gebornen Genie sanfte Milde die Härte in ernste Festigkeit um.

Denn nur die Verbindung der Eigenthümlichkeiten beider Geschlechter bringt das Vollendete hervor, und wenn das Studium des männlichen den Verstand anhaltender beschäftigt, und die Betrachtung des weiblichen die

die Empfindung lebhafter bewegt, so befriedigt nur die Verknüpfung beider, oder vielmehr das reine Wesen, abgefordert von allem Geschlechtsunterschied, die Vernunft, als das Vermögen der Ideen. Die höchste Einheit erfordert allemal zwey entgegengesetzte Richtungen. Da die Einheit überhaupt nur dann Werth hat, wenn sie aus der Fülle, nie aber, wenn sie aus der Armuth entspringt; so darf die Stärke und Ausbildung der einzelnen Theile nicht minder groß seyn, als die Innigkeit des Zusammenhangs aller. Allein um das Einzelne zu üben, wird Trennung erfordert, und eben diese Trennung schränkt die Möglichkeit der Verbindung ein. Da nun das eine Geschlecht jene, das andre diese mehr begünstigt, so befördern beyde, indem sie einander entgegenwirken, gemeinschaftlich die wunderbare Einheit der Natur, welche zugleich das Ganze aufs innigste verknüpft, und das Einzelne aufs vollkommenste ausgebildet zeigt.

Denn die ursprünglich anfangende Thätigkeit ist den zeugenden Kräften, so wie die erwiedernde den empfangenden eigen, und die Zeugung, als das gemeinschaftliche Werk beider, ist auf diese Weise zwischen ihnen vertheilt. Alle Hervorbringung setzt einen Stoff voraus; denn nur an das schon vorhandene knüpft die Natur das Neue an. Dieser Stoff bildet sich aus, und zwar durch einen Trieb, welcher mit eigenthümlicher Kraft, und nach einer Regel (die, wie vorhin bemerkt worden, die Erzeugung des Gleichartigen scheint) thätig ist. In diesem Triebe aber, als zu einer ihm vorher fremden Energie, muß er erweckt werden, und diese Erweckung ist der Anfang des Lebens, als der Verbindung des Bildungstriebes (im allgemeinsten Verstande) mit der rohen Materie. Das erste Ge-

schäft dieses Bildungstriebes ist die Ausbildung selbst, und, ist diese vollendet, die Ersetzung dessen, was der organische Körper zufällig verliert. Allein auch außerdem ist er ununterbrochen fort thätig, um die einmal vollendete Bildung zu erhalten. Denn da die Gesetze der Materie hier vorzüglich die chemischen Verwandtschaften den Gesetzen des Lebens, d. i. der Organisation, immerfort entgegenarbeiten, und das Leben wie die Resultate neuerer Untersuchungen zeigen, nichts andres ist, als der Sieg der letzteren über die ersteren; so ist ein unaufhörlicher Kampf nöthig, diese Oberherrschaft zu behaupten. Das Prinzip, das hier thätig ist, pflegt man die Lebenskraft zu nennen, und von ihr macht der Bildungstrieb (im engeren Verstande) nur eine besondere Modification aus. Die Hervorbringung erfordert daher zwey unentbehrliche Elemente, rohen Stoff, und Belebung desselben zur Ausbildung.

Sollen diese beyde unter die zeugenden und empfangenden Kräfte vertheilt werden, so scheint es natürlich den Stoff den letzteren, die Belebung den ersteren zuzuschreiben. Wenigstens zeigte sich, nach dem bisherigen Raisonnement, bey den zeugenden Kräften die Energie, bey den empfangenden das ursprünglich Vorhandne, worauf die Energie wirkt, in höherem Grade. So schien in Absicht der hervorbringenden Kraft den erstern mehr selbstthätiges Feuer, den letztern mehr entgegenwirkende Stärke; in Absicht der Einheit der Wirkung den ersteren ein stärkeres vereinendes Prinzip, den letzteren mehr freiwillige Uebereinstimmung des Einzelnen eigen zu seyn. Auch in der Betrachtung der Natur entdeckt schon ein flüchtiger Blick überall in dem männlichen Geschlecht mehr Ausdruck von Kraft, in dem weiblichen, zwar nicht an sich, aber

in Vergleichung mit der, aus demselben hervorleuchtenden Kraft, mehr Ausdruck von Fülle.

Jeder reinen Theilung widerspricht indeß schon die Analogie der Naturgesetze. Denn soweit unsre Beobachtung reicht, sehen wir, daß die Natur, immer bemüht, den höchsten Reichthum durch die einfachsten Mittel hervorzuschaffen, Wesen von ungleichartiger Wirksamkeit nicht sowohl durch den Grad, als die Richtung ihrer Kräfte von einander unterscheidet. Eben so ist nun auch in den empfangenden nicht weniger Kraft, als in den zeugenden Stoff in dem Augenblick der Hervorbringung wirksam; und die Verschiedenheit liegt allein in der Art, wie beyde gegenseitig gestimmt sind. In dem männlichen Geschlechte ist alles allein auf die Einwirkung gerichtet. Da der Stoff bloß bestimmt ist, sie dadurch zu verstärken, daß er ihr gleichsam einen Körper leiht, so sucht sie ihn sich, fast bis zur Vertilgung seiner eigenthümlichen Natur, zu assimiliren. In dem weiblichen geht dagegen die ganze Stimmung auf die Rückwirkung. Indem die Kraft diese in dem Stoff zu erhöhen strebt, behandelt sie ihn mit größserer Schonung. Eigentlich geschieht daher die Belebung durch beyde Geschlechter zugleich, nur daß die männliche Kraft doch allein die Erweckung bewirkt, indeß die weibliche nur ihre Möglichkeit vorbereitet, und ihre Fortdauer sichert. Nie vermöchte auch die belebende Kraft auf den Stoff zu wirken, wenn nicht zugleich eigne Thätigkeit desjenigen Wesens hinzukäme, welchem derselbe angehört. Selbst die stärkste Einwirkung kann nur durch Rückwirkung in das eigne Wesen aufgenommen werden, und aus dem ganzen Umfange ihres Gebiets hat die organische Natur bloß unthätiges Leiden verbannt. Dadurch,

daß sie jedem Geschlecht beyde zur Erzeugung nothwendige Kräfte verliehen, hat sie es möglich gemacht, daß Mangel der Kraft auf der einen Seite durch ein Uebergewicht auf der andern gleichsam übertragen werden kann. Wo es der männlichen Kraft an Stärke gebricht, da kann die Lebendigkeit der weiblichen noch die Möglichkeit der Fruchtbarkeit retten, wie dieß die Erfahrung in der That nicht selten beweist, und umgekehrt kann, wo die weibliche einen zur Empfänglichkeit wenig vorbereiteten Stoff darbietet, die männliche diesen Fehler wiederum gut machen. Mag man sich dieß nun durch einen wirklichen Austausch der Functionen, oder, was wahrscheinlicher ist, durch eine Erweckung und Unterstützung der Schwäche des einen Theils vermöge einer außerordentlichen Stärke des andern erklären, die, indem sie ihrer Verrichtung in einem eminenten Grade genügt, die gegenseitige erleichtert; so bestätigen Fälle dieser Art, ebenso wie die, wo augenblickliche Stimmungen der Mutter auf die Beschaffenheit der Frucht wirksam schienen, das hier Gesagte auch auf dem Weg der Erfahrung. Wenn indeß Zeugung und Empfängniß beyde einen Stoff und eine Kraft erfordern; so ist bei der ersteren der Stoff nur nothwendig, weil die Kraft nicht ohne Stoff zu wirken vermöchte, und bey der letzteren die Kraft nur erforderlich, weil ohne sie die Einwirkung auf den Stoff nicht geschehen kann. Redet man daher bloß von der Hauptrichtung beyder Geschlechter; so gehört dennoch die Kraft bei der Hervorbringung bloß dem zeugenden, der Stoff bloß dem empfangenden an.

Den geweihten Schleier zu durchdringen, in den die Natur gerade ihr heiligstes Bilden verhüllt, ist von einer Schwierigkeit begleitet, welche sich schon durch die man-

nigfaltigen und gänzlich verschiedenen Theorien über diesen Gegenstand verräth. Die wahrscheinlichste unter denselben stimmt jedoch genau mit dem eben Gesagten überein. Ueberall, wo die Natur Zeugung und Empfängniß zwey verschiedenen Wesen anvertraut hat, ist der Stoff in dem empfangenden, das belebende Prinzip in dem zeugenden. Damit aber beyde miteinander in Verbindung gesetzt werden können, muß noch eine Thätigkeit auch des ersteren hinzukommen, durch welche ein Theil des Stoffs sich losreißt, und Keim zur ferneren Ausbildung wird. Gerade in ihrer geheimsten Werkstätte wirkt daher die Natur am meisten schöpferisch und am wenigsten mechanisch. Gerade hier läßt sich am wenigsten die Wirkung aus den Ursachen berechnen; vielmehr zündet nur ein Funke den andern an. Dieß haben am meisten diejenigen gefühlt, welche dieß Phänomen durch jene Wirkungsart zu erklären unternahmen, da doch dem menschlichen Verstand hier nichts übrig blieb, als die hervorbringenden Ursachen aufzusuchen, den Erfolg zu beobachten, und nicht zu erklären, sondern schweigend zu bewundern, ein Gipfel der bescheidenen Achtung gegen die große Werkmeisterin, zu welchem nur die neuere philosophische Naturkunde führen konnte. Wunderbar ist es zu sehen, wie die Natur, indem sie sich jener körperlichen Kräfte nur in soweit bedient, als es ihr gleichsam unentbehrlich schien, die Freiheit, dieß große Vorrecht der Geisterwelt, auch in das andre Gebiet ihres Reichs hinüberzuführen strebt. Nur eine Partikel des Stoffs nimmt sie auf, nur zur ersten Belebung entlehnt sie eine fremde Kraft. Wie der erste Funke glimmt, lodert er durch sich selbst auf, empfängt Nahrung, aber die er nach eignen Gesetzen gebraucht.

Achtung für alles wirkliche Daseyn, und Streben demselben eine bestimmte Gestalt nach eigener Willkühr zu geben, bezeichnen überall den weiblichen und männlichen Charakter, und so erfüllen sie beide dadurch gemeinschaftlich den großen Endzweck der Natur, die unaufhörliche Wechselwirkung der Form und des Stoffes. Unmittelbar gegenübergestellt, müßten Form und Stoff einander feindlich begegnen. Da aber, bei der, den beiden Geschlechtern eigenthümlichen Wirkungsart, die Strenge der Form durch den Stoff, den dieselbe annehmen muß, gemildert, und der Stoff durch eine formende Kraft zur Empfänglichkeit vorbereitet wird; so ist nun die innige Vereinigung möglich, auf welcher allein das Geheimniß der Organisation beruht. Die Nothwendigkeit, mit welcher alle wechselseitig aufeinander wirkende Kräfte eine oder andren bedürfen, macht auch die zeugenden und empfangenden abhängig von einander. Indes ist den ersteren doch nicht alle Beschäftigung ihrer Wirksamkeit für sich allein, so wie den letzteren, verwehrt, und dieß begründet eine grössere Unabhängigkeit von ihrer Seite. Eben darum aber sind die entgegengesetzten das höchste Beförderungsmittel aller Verbindung, und da nun gerade die Kunst der Verbindung das höchste Daseyn in der Natur bewahrt, so sind dieselbe durch ihre innre Beschaffenheit mehr und dringender, dieß zu befördern, veranlaßt. Sie sind es, die man als das eigentlich verknüpfende Band in dem Ganzen der Natur ansehen kann; die am eifrigsten Gegenstände aussuchen, welche ihre Energie zu beleben vermögen, und bei den gefundenen am längsten verweilen.

Durch dieß Verweilen führt die Fähigkeit zu empfangen zu dauernder Beharrlichkeit. Mehr in sich zurückzukeh-

ren, als in weite Fernen zu schweifen durch ihre Natur selbst veranlaßt, sind alle empfangende Wesen an einen stäteren, minder wechselnden Gang gefesselt. Um der Kraft, die ihnen entgegen kommt, ausdauernde Stärke entgegen zu setzen, das Getrennte zu verbinden, und die Einwirkung zu erwiedern, bedürfen sie eines harmonischen und gleichgestimmten Strebens. Da mit dem Empfangen auch zugleich die Ausbildung des Keims verbunden ist, so erfordert diese häufig eine verwickeltere Organisation; und wenigstens muß die Natur, um diesen Zweck nicht zu verfehlen, Wesen, die hiezu bestimmt sind, mit doppelter Wachsamkeit an ihre Gesetze binden. Beharrlichkeit aber ist die Unveränderlichkeit des Endlichen, und so scheint die Natur auch diesen letzten Vorzug, welcher erst allen übrigen, die ohne ihn nur ein erbetenes und vergänglichendes Daseyn besitzen würden, den wahren innren Werth und den schönsten äußern Glanz giebt, den empfangenden Kräften vorzugsweise von selbst und aus freier Gunst zu ertheilen.

Aber die Beharrlichkeit hat nur dann einen Werth, wenn sie das Gesetz der Thätigkeit ist, nicht wenn sie zur Unthätigkeit herabsinkt. Besitzt nun das weibliche Geschlecht ein Prinzip der Beharrlichkeit, so ist ihm nicht auch zugleich ein andres der Thätigkeit eigen, sondern es muß dieß von der wechselseitigen Einwirkung des männlichen erwarten. Die Kraft, die mit so grosser Hestigkeit wirkt, daß sie selbst die Zerstörung nicht scheut, und fremden Stoff nach eigener Willkühr zu formen unternimmt, ist unermüdet, aber auch leicht dem Wechsel unterworfen. Da sie nicht Raum genug in sich fühlt, das schwellende Streben zu fassen, so ist ihr Ruhe unerträglich; und da sie nicht

sowohl der Beschaffenheit des Stoffes nachgiebt, als von eignem Feuer beseelt wird, so läßt sich die Stätigkeit ihrer Wirksamkeit nicht verbürgen. In demjenigen Theil der Natur, in welchem überhaupt wenig oder gar keine Willkühr herrscht, wird dieß wenig sichtbar seyn; vielleicht aber ist es auch nur, wie so vieles in diesem Gebiet, wenig beobachtet, und wenigstens bestätigt in dem übrigen die Erfahrung diese, hier bloß aus Begriffen gefolgerte Behauptung. Soll der Mensch zu dem Ideale gelangen, das die Vernunft ihm vorschreibt; so muß der Mann seine natürliche Thätigkeit an ein festes Gesetz binden, das Weib die Gesetzmäßigkeit, welche es seinem Wesen eingeprägt fühlt, durch innre Antriebe mit Thätigkeit beleben. Unterliegt aber das Bemühen der Vernunft hier dem Hang der Natur, so hebt der doppelte Fehler beider Geschlechter sich selbst wieder auf. Mit verschiedenen Eigenschaften versehen und doch unzertrennlich von einander, beschränken sie sich selbst bis auf die Gränze, welche dem Endzweck des Ganzen entspricht.

Die Natur, in ihrem ganzen Umfang betrachtet, ist unveränderlich. Die Thätigkeit ihrer Kräfte rostet nie, und ihre Gesetze verschaffen sich immer gleichen Gehorsam. So unterbricht nichts je weder den Grad, noch die Form ihrer Wirksamkeit. Diese Thätigkeit aber unveränderlich zu erhalten findet sie in der gegenseitigen Eigenthümlichkeit beider Geschlechter eine mächtige Stütze. Indes sie aus dem einen Raftlosigkeit schöpft, verbürgt ihr das andre die Stätigkeit.

So sind nun zwischen beiden Geschlechtern die Anlagen vertheilt, welche es ihnen möglich machen, dieß unermessliche

Ganze zu bilden. Nur dadurch gelang es der Natur, widersprechende Eigenschaften zu verbinden, und das Endliche dem Unendlichen zu nähern. Denn überall droht angestrengte Thätigkeit dem ruhigen Daseyn, so wie erhaltende Ruhe der regen Energie den Untergang. Darum besetzte die Natur ihre Söhne mit Kraft, Feuer und Lebhaftigkeit, und hauchte ihren Töchtern Haltung, Wärme und Innigkeit ein. Indes nun die einen ihr Gebiet zu erweitern streben, bereichern es die andern mit sorgsamer Hand innerhalb seiner Gränzen. Denn der ganze Charakter des männlichen Geschlechts ist auf Energie gerichtet; dahin zielt seine Kraft, seine zerstörende Hefigkeit, sein Streben nach Aussenwirkung, seine Kostlosigkeit. Dagegen geht die Stimmung des weiblichen, seine ausdauernde Stärke, seine Neigung zur Verbindung, sein Hang die Einwirkung zu erwiedern und seine holde Stätigkeit, allein auf Erhaltung und Daseyn. Mit gemeinschaftlicher Sorgfalt verrichten sie daher die beiden grossen Operationen der Natur, die, ewig wiederkehrend, doch so oft in veränderter Gestalt erscheinen, Erzeugung und Ausbildung des Erzeugten. Vergleicht man indes ihre eigenthümliche Beschaffenheit noch näher mit einander; so hat die Natur die empfangenden Kräfte noch unter genauern Obhut genommen. Sie theilen mit ihr ihre entschiedensten Vorzüge, und, gleich den Töchtern im Hause, schließen sie sich näher an die sorgsame Mutter an.

Daseyn, von Energie beseelt, ist Leben, und das höchste Leben das letzte Ziel, in dem sich das Streben aller verschiedenen Kräfte der Natur vereint. Die Verschiedenheit beider Geschlechter befördert die Erreichung dieses Ziels, oder vielmehr ihre eigenthümliche Beschaffenheit

führt sie zu demselben hin , ohne daß sie selbst sich dessen bewußt sind. Dann keine Kraft der Natur dient als Mittel einem Zweck , oder strebt einer fremden Absicht entgegen. Indem alle harmonisch wirksam sind , folgt jede nur ihrem eignen Triebe , und das letzte Resultat der Thätigkeit aller geht mit einer Nothwendigkeit hervor , die , da sie alle Absicht ausschließt , auf den ersten Anblick zufällig scheinen kann. In gleicher Freiheit wirken nun auch die Kräfte beider Geschlechter , und so kann man dieselben als zwei wohlthätige Gestalten ansehen , aus deren Händen die Natur ihre letzte Vollendung empfängt. Dieser erhabenen Bestimmung genügen sie aber nur dann , wenn sich ihre Wirksamkeit gegenseitig umschlingt , und die Neigung , welche das eine dem andren sehnsuchtsvoll nähert , ist die Liebe. So gehorcht daher die Natur derselben Gottheit , deren Sorgfalt schon der ahnende Weisheitsinn der Griechen die Anordnung des Chaos übertrug.

Die Horen

Jahrgang 1795

Drittes Stück.

Tübingen
in der J. G. Cottaischen Buchhandlung
1795

Innhalt des dritten Stück's.

I	Das eigene Schicksal.	Seite	I
II	Dante's Hölle.	—	22
III	Entzückung des Las Casas, oder Quellen der Seelenruhe.	—	70
IV	Ueber die männliche und weibliche Form.	—	80

Die Horen.

Erster Jahrgang. Drittes Stück.

I

Das eigene Schicksal.

Man hört so oft die Worte: „der Mensch hat doch ein eignes Schicksal“ „sein Schicksal verfolgt ihn; es hat ihn ereilet“ oder: „das ist nun einmal mein Schicksal; ich muß mich drein ergeben;“ man hört sogar diesen Ausdruck von Familien, Königreichen, von Ständen und Geschäften brauchen, daß es wohl der Mühe werth scheint, zu untersuchen, was diese Worte, an denen Trost und Schrecken, Furcht und Beruhigung, die kühnsten Unternehmungen, oder die starre Verzweiflung haftet, bedeuten. Wiederum sind die Ausdrücke: „jedermann baue sein Schicksal; man sei der Werkmeister seines Glücks;“ oder „unser Schicksal hänge von Dem und Jenem, es sei Mensch oder Umstand, ab“ daß auch diese, oft im gegenseitigen Sinne gebrauchten Worte der Untersuchung nicht unwerth scheinen. Ueberhaupt sind Redarten im Munde des Volks, sie mögen Irrthümer oder Wahrheit enthalten, nie unbeträchtlich. Und diese sind fast allen Nationen gemein; auch die cultivirtesten Völker des Alterthums sprachen vom eignen Schicksal, von einer doppelten Fortuna, einem Glück, oder Unglückbringenden Genius und Dämon, einer Moira; und wer auf die Zauberkräft gemerkt hat, die dergleichen Worte in den grösssten Verlegenheiten, in den

entscheidendsten Augenblicken des Lebens, oft zur Bildung und Mißbildung eines ganzen Charakters haben, dem wird die Frage: „was ist denn das eigne Schicksal? gewiß nicht unwichtig scheinen.

1. Jeder Mensch hat sein eignes Schicksal, weil jeder Mensch seine Art zu seyn und zu handeln hat. In diesem Verstande nemlich bedeutet Schicksal die natürliche Folge unsrer Handlungen, unsrer Art zu denken, zu sehen, zu wirken. Es ist gleichsam unser Abbild, der Schatte, der unsre geistige und moralische Existenz begleitet. Daß es einen solchen Zusammenhang der Dinge, mithin auch allgemeine, beständige, mit uns fortgehende Resultate unsrer Handlungen und Gedanken gebe, kann niemand läugnen: denn, wie die alte Philosophie sagte, keine Wirkung ist ohne Ursache, keine Ursache ohne Wirkung. Wie wir gegen andre handeln, so handeln andre gegen uns; ja sie werden von uns gezwungen, also zu handeln. Wer den Ton in Dur angiebt, dem wird, früher oder später, in Dur geantwortet; es fodert dieß der natürliche Anklang, ich möchte sagen, der Wiederhall unsrer Gedanken und Handlungsweise. Laß es z. B. seyn, daß eine Zeitlang der Starke gegen Schwächere übermüthig seine Kräfte gebrauche; diese nehmen ab, und die Wirkung, der Ton seines Verfahrens in seinem und anderer Gemüth ist geblieben. Er findet einen Stärkeren, der mit ihm gleichmäsig verfährt, oder ihm siebenfach vergilt; ihn findet sein Schicksal. Laß es seyn, daß der Gutherzige lange unterdrückt werde; mit der Zeit werden sich andre Gutherzige zu ihm sammeln, und ihre Kräfte mit den Seinigen vereinen. Er wird ge-

rettet: denn auch seine Gutmüthigkeit stand im Buche der Zeit angeschrieben, und war nichts weniger, als verloren. So bei allen Gemüths-Charakteren, Tugenden und Lastern. Fleiß und Trägheit, Klugheit und Thorheit, Stolz und Niederträchtigkeit, die oft Ein und dieselbe Seele besitzen und wechselnd theilen, Menschenhaß und Menschengefälligkeit, Selbstsucht und Liebe, alle haben und finden ihr Schicksal. Früher oder später, nach der Stärke ihrer Kraft von innen, oder nach Umständen von aussen; die Nemesis ist da, sie erscheint, sie ereilet.

Daß diese auf tausend Erfahrungen gestützte Wahrheit bezweifelt, daß sie irgend noch als Problem angesehen werden darf, zeugt nicht von der Blödheit unsers Verstandes, sondern von unserer blöderen Aufmerksamkeit in moralischen und menschlichen, als in andern physischen Dingen. Alle wissen wir, daß die Echo uns nur den Schall unsrer Worte zurückgibt, daß, wie wir fragen, sie uns antworte. Niemand zweifelt daran, daß in eben dem Winkel, in welchem der Ball, die Kugel, das Hagelkorn, der Lichtstral anprallete, sie auch abprallen; die Bewegungen der Kräfte im Stoß, im Druck, im Reiben u. f. sind von der Mathematik nach ihrem innern Gehalt, nach Zeit, nach Medien, nach Form und Inhalt der Gegenstände unter allgemeine Gesetze gebracht und berechnet. Wie? und in der geistigen, der moralischen Welt, im Reich der feinsten, der wirksamsten, der schnellsten Kräfte sollte es dergleichen Naturgesetze nicht, und überhaupt keinen Zusammenhang geben? Eben hier herrscht der feinste von allen; und ich glaube dem ersten Lehrer der christlichen Religion aus Einsicht und Er-

fahrung, daß wie wir geben, uns gegeben werde, daß, wie wir richten, auch wir unser Urtheil empfangen; daß das kleinste und größeste Gute und Böse, seiner Art und Natur nach, vergolten werde in dieser und jener Welt. Dem eignen Schicksal entgeht niemand; oder die Kette der Natur müßte brechen; das Licht müßte nicht mehr leuchten, die Flamme nicht wärmen, der Schall nicht tönen; vorausgesetzt, daß menschliche Organe dieser Empfindungen fähig sind, und daß man Alles im grossen, unermäßlichen Zusammenhange betrachtet. Ich bin fest überzeugt, daß, je mehr unsre Aufmerksamkeit auf Dinge dieser Art gewandt, und unser reine Sinn für den Zusammenhang der geistigen und moralischen Welt, an deren Daseyn jetzt mancher zweifelt, geschärft würde, uns ein neues Licht hierüber aufgehen müßte.

Ehe uns dieses als Wissenschaft aufgeht, lasset uns in unserm Busen unser eigenes Schicksal als einen Apollo befragen. An welchem Unfall war nicht unser Unbehagen, an welchem Unglück nicht unsre Thorheit schuld? Wir säeten frühe, was wir später erndten, und erndten werden. Auch fehlte uns zu diesem Verhältniß niemals in unserm Herzen der Exponent, der Weiser. Gehe, (sagt mein Blatt,) geliebter Leser, auf einem Spaziergange etwa, wenn du das Laub sprossen, die Blüthe treiben, die Bäume Frucht tragen, die Blätter fallen, oder das gesäete Korn unter dem Schnee begrauben siehst, gehe die vornehmsten Auftritte deines Lebens durch, so rasch oder so langsam als du die Schritte zählst. Von der Art an, wie du in der Kindheit deine Wärterinn oder deine Eltern, deine Freunde und Gesel-

len, deine Lehrer und die Geliebte deiner Jugend behandelt, wie du nachher jede deiner Situationen, vollendet und unvollendet, mißvergnügt oder befriedigt, beleidigend oder beleidigt verlassen hast, wie du jeden Augenblick nützte, oder sorglos vorbeistreichen ließest, Menschen belogst oder großmüthig, edel, unschuldig, liebevoll warest: so, wird dir dein Herz sagen, ward und wird dir dein Schicksal. Vieles, wird es dir sagen, ist noch ungebüßt; vieles reift noch zur Ernte. So schaamroth du Jenem und Diesem vor's Auge treten müßtest: so gewiß ist dies inure Auge in dir, und keine Treulosigkeit, keine Unachtsamkeit ist in die Lüfte versflogen. Den Ego, der sie beging, trägst du mit dir; das Buch der Zeiten ist in deinem Herzen; deinem Bewußtseyn kommen, oft an sehr unrechtem Ort und unerwartet, alte Schulden zurück; jeder falsche Wechsel, der andre kränkte und mürbe gemacht, kommt dir zur Rechnung. Die Zeit ist ein strenger Buchhalter, ein wahres Continuum der Dinge, das nichts übersieht, das nie belüget. Frage dein Herz, und es wird dir sagen, was gebüßt sey, oder was noch gebüßt werden müsse: denn dein Schicksal ist der Nachklang, das Resultat deines Charakters.

2. Das Schicksal scheint inconsequent mit uns zu handeln, weil wir selbst inconsequent sind. Es ist mächtig groß, weil wir selbst sehr klein sind.

Gewöhnlich, legt man dem Schicksal Inconsequenzen bei und nennet diese Zufall. Es giebt Zufälle in der Welt, und deren sind unendlich viele; um so mehrere treffen uns, je mehr uns alles Zufall ist, d. i. je weni-

ger wir consequent handeln. Da wird uns zuletzt alles Zufall. Das Wort Schicksal deutet indessen ganz etwas anders an, eine Reihe, eine unwandelbare Ordnung, nach festgestellten Grundsätzen, seyen diese in unserm oder in einem höheren und dem höchsten Gemüthe. Es wäre sehr anmaßend zu denken, daß im ungeheuren Inbegriff aller Dinge nirgend eine Consequenz sey, als die das schwache menschliche Gemüth hineindichtet.

Gerade umgekehrt sehen wir die ungeheuerste Consequenz im Reich der Natur, und finden den Samen der Inconsequenz allein in uns; und finden zu eben der Zeit, daß diese Inconsequenz, als ein Attentat gegen die zusammenhängende Natur uns mächtig strafe. Kein Verbrechen solcher Art findet Verzeihung; weder durch Reue kann es gebüßt, noch durch Thränen versprochener Aenderung weggeheuchelt werden. Und so lange die Menschen nicht die thörichte Vermessenheit aufgeben, „sie können dem Gange der Natur Trotz bieten, und als überirdische Wesen, die Gesetze derselben ändern,“ so lange verfolgt und ereilt sie billig ihr Schicksal.

Nicht der Mensch, keine Classe von Menschen, hat die Gesetze der Natur gestellt, unter ihnen ist er da, und Er muß ihnen gemäß leben. Kleinheit des Geistes also ist ein Attentat gegen die Majestät der Natur und muß als solche ihr Schicksal finden. Vom frechen Stolz gezeugt, von lüsterner Trägheit empfangen, von sinnloser Gewohnheit gesäugt und von Schmeichelei erzogen, was kann sie anders seyn und geben als was sie ist? Vernunft- und Geschloß könnte sie die Ordnung der

Dinge ändern? Groß, so lange das Andre um sie her klein ist; stark, so lange man keine andre Stärke kennet, kann sie leicht in die narkotische Ueberzeugung gerathen, daß ausser ihr nichts groß und stark sey; ändern sich die Umstände, erwachen andre Kräfte, so ereilt die kleine Schwachheit ihr Schicksal.

Gleicherweise sträubt sich die Natur des Gesammten gegen den Egoismus: denn was ist ein Mensch, wenn er auch der weiseste, der stärkste, der kühnste wäre, gegen den Inbegriff der Dinge um ihn her, und gegen die Folge der Zeiten nach ihm? Welcher Mensch findet nicht seines gleichen? welches Talent erlebt nicht die Zeit, daß man seiner gnug habe? welche selbstsüchtige Macht muß nicht der Allmacht weichen, die um sie her ist? Sehet hier den vergrünzten Baum, die veraltete hohle Weide, dort den eingestürzten Berg, hier die abgemähete Flur, dort den zerfallenen Thurm, hier die verstummte Nachtigal und Lerche; alle sind, wozu sie die Natur, ihr Schicksal geordnet. Keine Nachtigal schlägt im Winter, und kein Palmbaum hat eine Cypresse zu seyn begehret.

Hier also liegt das sogenannte eigene Schicksal der Verfassungen, Stände und Reiche. Sofern sie ein mechanisches Gerüst sind, wer mag der Natur der Dinge widerstreben, daß Jedes nicht einmal als das was es ist erscheine? Die alte Treppe zerfällt; die alte Latte wird unbrauchbar; dies Dach schützet nicht mehr; jener Stuhl ist morsch und mürbe; was hat sie in solchen Stand gesetzt, als die Zeit und die Nachlässigkeit der Hände, die jenes Dach nicht besserten, die

fen Stuhl nicht erneuten, die thaten, als ob das Schicksal ihnen dienen sollte, und sie durchaus nicht dem Schicksal dienten. Sie also waren inconsequent gegen die consequente Reihe der Dinge, gegen die zusammenhängende Kette von Wirkungen und Folgen. Sollen wir nun wünschen, daß Luft und Zeit gegen alles, nur nicht gegen diese arme hohle Weide, gegen diese Treppe, gegen diesen morschen Stuhl sich als Luft und Zeit erweise? Sollen wir wünschen, daß der Argus mit tausend Augen sie nur gegen diese Gegenstände verschließe, mithin sein ganzes Geschäft des Wachens aufgabe? So nah uns diese Wünsche liegen, so werden wir ihnen entsagen, wenn wir bemerken, daß der Genius der Welt der zartesten Lieblingsneigung, die gegen sein Geschäft ist, nicht schonen könne: denn dies Geschäft ist nichts als zu zeigen, daß Jedes sey, was es ist, daß das Veraltete veraltet sey, daß das Todte nicht mehr lebe. Wenn Menschen dies nicht durch Vernunft begreifen wollen, lernen sie es durch Erfahrung.

Man durchgehe den Compaß seines eignen kleinen Schicksals; das Meiste, das wir ihm zur Inconsequenz anrechneten, (das grosse Rad der Dinge ausgenommen, auf welches wir gestochten sind, und das wir nicht zu lenken vermögen,) rührte von unsrer eignen Inconsequenzen; her. Wir blieben unserm Beruf nicht treu; wir gingen aus unserm Charakter; da verfolgte, da ereilte uns das Schicksal; d. i. unsre Inconsequenz stieß gegen seine consequente Natur an und zerstieß sich die Stirn oder dem Fuß den Boden. Wir fühlten, daß wir nicht so handeln sollten; wir handelten also, und es mißlang; da sagen wir dann; „Feuer Mensch ist mir immer ein

fataler Mensch gewesen; ich fühlte, daß ich mit ihm nichts zu schaffen haben sollte, und widerstrebte meinem warnenden Dämon." Da nennen wir sogar den Ort, die Zeit, die Stunde fatal, sind gewohnt, den unschuldigsten Dingen Schuld beizumessen, und sie uns als Dienerinnen des Schicksals mit düstern Farben zu bezeichnen, bloß und allein, weil sie uns an unsre Inconsequenz und Schwäche, an den gebrochenen Bund mit unserm Bewußtseyn, vor dem heiligen Altar unsres Herzens erinnern. Sollte man die Menge der Unglücklichen abhören, die nach ihrem eignen Bewußtseyn durch ihre Schuld unglücklich wurden, so würde sich immer das Bekenntniß wiederholen: „nur durch Schwäche, durch Ungehorsam gegen mich, durch Inconsequenz ward ich unglücklich." — Also

3. Vermeide Jeder, so viel er kann, der Sklave einer fremden Bestimmung zu werden, und baue sein eigenes Schicksal.

Am Loose eines Andern, der uns nahe ist, Antheil zu nehmen, ihm wo wir können mit Rath zu helfen, seine Last zu erleichtern, sein Glück zu fördern, gebietet uns allen Menschenliebe, oft Freundschaft, Pflicht und Tugend. Aber uns selbst, vielleicht auf Lebenslang, zu verlassen, um einem fremden Genius zu dienen, ihm mit Aufopferung unsrer selbst blind zu folgen, das verbietet uns unser Genius, der, wenn wir seine Warnung nicht achten, zu seiner Zeit dafür hart strafet. Es giebt imperatorische Menschen, die von der Natur dazu bestimmt zu seyn glauben, die Führer anderer zu seyn, in entscheidenden Augenblicken über ihr Schicksal zu gebieten und es

mit einem Wink zu lenken. Wohl, wenn sie auch Herren dieses Schicksals wären, und ihre Macht sich bis in die Brust des Andern erstreckte, dessen Verhängniß aus ihrer Meinung sie zu bestimmen wagen. Da dies aber nicht ist, so bleibet dem, der andre für sich rathen, wählen, sorgen ließ, zuletzt nichts übrig, als entweder die von einem fremden Verstande verwickelten Fäden mit eignem Verstande, so gut er kann, aufzulösen, oder dem Wagen des andern, der über sein Schicksal gebot, demüthig zu folgen. Will er großmüthig ein Auge auf dich werfen, und mit den Zügeln, in denen du daherschleichst, seine Hand bemühen, so ist's Gnade; wo nicht, so schreibe dir's selbst zu, wenn du dafür geachtet wirst, wofür du dich selbst achtetest, da du dich als eine unbedeutende Zahl der hohen Nummer beigefelltest. Versöhne deinen Genius, so viel du kannst und mache dich selbst geltend.

Es giebt Verbindungen in der Welt, da das Schicksal Eines Menschen durch Naturgesetze an das Schicksal des Andern geknüpft ist. So folgt das Weib dem Schicksal des Mannes, und es ist jederzeit etwas gefährlich, wenn Er dem Schicksal des Weibes folgt. So sind Unmündige an den Rath und Willen, an den Stand und die Beihülfe ihrer Eltern und Vormünder geknüpft; bald aber lehrt der Vogel seine Jungen fliegen, und wenn sie den Flug erlernt haben, treibet der Adler sie selbst aus dem Neste. Durch Bande der Liebe und des Zutrauens sind Freunde verknüpft; es schlägt in ihnen Ein Herz; ihre gemeinschaftliche Seele sorgt für einander. Zeiten der Gefahr, Unternehmungen voll Muth und grosser Gesinnung erheben, stärken, verknüpfen die Seelen, jeder vergißt sein Ich, und wohnt in der Brust des Andern

oder vielmehr am gemeinschaftlichen Ziele. Lebens-Verhältnisse einer langen Bekanntschaft, die süsse Gewohnheit einer daurenden Vertraulichkeit und Freundschaft, bringen stille Gemüther sehr nah und enge zusammen, daß der Eine dem Schicksal des Andern, wohl auch im Tode selbst folget. So wünschte *Horaz* mit seinem *Mæcenas* zugleich zu sterben; ihm ward sein Wunsch gewähret: er starb Ein Jahr nach ihm. Und so ist eine bekannte Sache, daß alte Freunde, liebende Ehegatten einander im Tode oft nachfolgen; der Eine Theil blieb verwaiset zurück, konnte und wollte keine andre Bande knüpfen; er folgte dem andern an der sanften Hand eines gemeinschaftlichen Schicksals.

Was Natur und Liebe thut, wird Selbstsucht, Ehrgeiz, angebohrner oder gewohnter Befehlhaber-Geist nie vermögen. Diese trennen die Gemüther, statt sie zu verbinden; denn auch nach langer Täuschung kommt der Gefesselte auf den traurigen Erfahrungssatz zurück: „Du wirst nicht geliebt, nicht geachtet.“ Und da mangelnde Liebe und Achtung durch nichts ersetzt werden kann, so lösen sich manche mühsam, zusammengehaltene Verbindungen endlich in jenen Schluß einer Vorlesung über die Freundschaft auf: „meine Freunde, es giebt keine Freunde,“ als die das Herz, die Natur, und eine Lebenslange Erfahrung knüpfte.

Es gab Zeiten, da eine Menge Menschen mit ganzem und süßem Zutrauen ihr Schicksal an das Schicksal eines grossen Mannes, sogar seiner Familie knüpfte; ihn ließ sie für sich denken und wollen; sie vollbrachte seine Befehle, als wären diese von ihnen selbst gestellt und be-

kräftigt. Dies Zutrauen konnte nicht anders aufkommen und gedeihen, als dadurch, daß der große Haufe sah: „er befinde sich bei diesem Zutrauen wohl; das Glück, die Würde, die Thätigkeit des grossen Mannes sey wirklich sein besserer Genius, sein Schutzgeist. Sobald sich aber diese Verhältnisse änderten, oder gar verkehrten, so daß sichtbarer Weise das Glück des Führenden nicht eben oder immer das Glück des Geführten, ja jener sogar auf Kosten der Unglücklichen glücklich war: so mußte sich natürlich das Band dieses hingebenden Zutrauens schwächen; zumal wenn man von Seiten der Führer sich alle ersinnliche Mühe gab, dem Volk ausdrücklich zu machen: „das Glück, die Macht, der Wille, die Würde, die Ergänzungen des Hirten sey eine separate Oekonomie und nicht das Schicksal der Herde.“ — Seitdem wurden es eitle Schmeicheleien, wenn die Römer, bei dem Genius ihres Imperators, als bei ihrem Gesamt-Genius schwuren; sie wußten alle, daß der Geist eines Tiberius, Caligula, Claudius, Nero, und ihrer Consorten dies nicht sey. Indessen blieben sie bei der Familia Julia, Flavia, und ließen zuletzt Soldaten den Mann wählen, an den das Schicksal des Reichs geknüpft seyn sollte. Wie in jedem Stande die Besten nur die Wenigsten sind, so waren es auch unter den Imperatoren nur die Wenigsten, die ihren hohen Beruf, „Schicksalsgötter des Reichs zu seyn“ nicht nur kannten, sondern auch edel erfüllten. Auch als Imperatoren waren sie Beamte, Privatpersonen, auf denen die Last des Reichs ruhte, an die das Schicksal der Völker geknüpft war.

Ohne die mittleren Jahrhunderte zu durchgehen, wol-

len wir nur Eins bemerken, dieß nämlich: daß Cultur, d. i. der wahre Geist der Aufklärung zwar das blinde Zutrauen schwäche und das alberne gar zerstöre; dagegen aber ihrer Natur nach das gegründete Zutrauen desto unverletzlicher mache, indem sie es zur Regel der Vernunft selbst erhebet. Je mehr der leere Wahn, der an unwesentlichen Dingen hing, schwindet, desto mehr lernt man dem Wesentlichen vertrauen und sich unter ein Schicksal, dessen Gesetze man erkannt hat, fügen. Alle Verirrungen des menschlichen Verstandes, alle Gräuelpollen Scenen, die von wilden oder verkappten Leidenschaften gespielt werden, aller verlarvte Betrug muß, wenn er in seiner Natur oder in Folgen erkannt wird, zuletzt auf Grundsätze der Wahrheit führen; und diese können in unserm Capitel keine andre seyn, als daß, soviel möglich, jeder Mensch die Macht, die Geschicklichkeit und Bequemlichkeit erhalte, unter Gesetzen des öffentlichen allgemeinen Wohls, sein Schicksal selbst zu leiten. Will erß einem andern vertrauen, so wirdß ihm niemand wehren; er merke sich aber dabei Eine geprüfte Erfahrung, daß der, der uns viel Gutes erzeugt hat, oft wider seinen Willen uns auch Böses erzeugen könne, so daß zuweilen auch hier die Schalen der Waage im Verfolg der Zeiten gleich schweben.

4. Das Leben des Menschen ist auf Lebenszeiten berechnet, so auch sein Schicksal. Eine Begebenheit ist auf Momente berechnet, so auch ihr Schicksal.

Ueber den Zusammenhang der menschlichen Lebensalter bedarf es keiner Dissertation; wir erkennen sie alle,

und sehen ihren Bau auf einander. Wer im Frühlinge nicht säet, wird im Sommer nicht erndten, im Herbst und Winter nicht geniessen; er trage sein Schicksal. Wer als Greis thun will und nicht mehr zu thun vermag, was er als Jüngling mit Ehren thun dürfte, geräth an eine unrechte *h o r a*; er trage sein Schicksal. Jedermann hat hierüber den Compaß in sich, der ihm sagt: „jetzt ist es Zeit; jetzt nicht mehr Zeit. Die Stunde ist vorüber.“ Will er das Schicksal herausfordern, so wage ers auf seine eigene Kosten. In der Jugend darf man wagen; das Glück, sagt man, ist ein Weib; es gefällt sich an *Etourderieen* der Jugend. Wehe dem aber, der diese über den Punct bis zum Alter hinaus treibet! Wehe dem, der von allen Wagnissen jüngerer Jahre, in welchen das Glück ihm beistand, nichts als einen übeln Namen und ein Bewußtseyn lauter nichtiger, verfehelter Plane davon trägt. Er hat sich einen übeln Winter bereitet, und darf nicht eben mit Freude sagen: „das ist mein Schicksal.“

Von Schriftstellern und berühmten Männern braucht man den Ausdruck: „um diese Zeit hat er geblühet.“ Von berühmten und glücklichen Schönen sagt man ein Gleiches. Mancher blühet, wie der Feigenbaum früh, ehe noch seine Blätter da waren; die Blüthe ging bald vorüber. Mancher, wie der Mandelbaum spät und bei grauen Haaren; daher er auch seine Blüthe ins Grab nimmt. Der nüchterne Mann, der sich die *S o p h r o s y n e* zur Freundin erwählte, weiß, wenn er blühen und nicht mehr blühen, wenn er Früchte bringen soll. Er will und mag seine Jugend nicht verlängern, nicht das Höchste seines Lebens zu einem noch höhern treiben; sondern bei

reitet sich, so lange es seyn kann, zu bestehen, und allgemach hinabzuschreiten. Die Göttinn Rächterheit bewahrt ihn vor dem bösen Schicksal, sich selbst zu überleben. Er ändert seine Kleider nach der Jahreszeit, und erlebt zuweilen im Herbst eine verspätete Rose, oder nach ruhig durchlebtem Winter die ersten Beilchen eines neuen Frühlings.

Traurig ist aber, wenn eine schlechte Verfassung der Menschen den Greis wider seinen Willen zum Jünglinge, zu einem Brautwerber des Glücks, der Gunst und des Beifalls mit grauen Haaren macht, damit er und die Seinen nicht Hungers sterben. Hinter dem fünfzigsten Jahre sollte wohl kein würdiger Mann mehr betteln dürfen, wenn er dreissig derselben in nützlicher Arbeit hingebracht hat. Meistens hat sich in diesen dreissig Jahren, die Welt und Er selbst so verändert, daß er nicht mehr von vorn anfangen kann; so wenig es dem Strom, der dreissig Meilen fortfloß, zuzumuthen ist, daß er zur Quelle zurückkehre. Einen verdienten Mann im Alter seinem Schicksal zu überlassen, ist eine Undankbarkeit, von der auch die Wilden nichts wissen, bei denen das Alter geehrt ist, und der Jugend mit seinem geprüften Rathe dienet.

Jede Begebenheit endlich hat ihre Momente des Daseyns; vom Kleinsten fängt sie an, steigt langsam oder schnell zu einem Höchsten, von welchem sie wieder zum Minimum sinket. Wer diese Begebenheit veranlaßt oder in sie wirkt und eingreift, oder ihr entgegenstrebet, hat diese Momente ihres Schicksals zu bemerken. Manches Feuer läßt sich im Funken ersticken;

wer aber, wenn die Flamme auflodert, blind in sie hinein greift, verbreitet sie eher, als daß er sie dämpfe. Was nicht gerettet werden kann, brenne; man sondre das Nächstgelegene von ihm ab, daß es an diesem fremden Schicksal nicht Theil nehme. Ueble Barmherzigkeit, die den umherfliegenden Funken und Feuerballen Häuser und Kammern öfnet! In aller Geschichte waren Die Helden des Schicksals, die den Gang der Begebenheiten, die kritischen Tage der Krankheit, überhaupt die Reife der Dinge gesund zu beurtheilen wußten. In eignen Unternehmungen nutzten sie die Schwäche sowohl als die Stärke der Menschen, erweckten was in Trägheit schlief, veränderten durch neue oder neugebrauchte Hülfsmittel den Gang der alten Gewohnheit, brachten ihre Gegner aus der Fassung und wandten die Unglücksfälle selbst zum Glück an. Fremden Unternehmungen setzten sie sich am kräftigsten dadurch entgegen, daß sie solche entweder im Keim vernichteten oder den Apfel reifen ließen, bis er in ihren Schoos sank. Statt neuer Tafeln des Schicksals sicherten sie sich, und ließen jede Hora ihr Werk vollenden.

Ehr unterrichtend ließen sich diese Anmerkungen mit Beispielen der Geschichte belegen, und auf große oder kleine Veränderungen der Welt anwenden; wir wollen indes lieber, den vorigen Grundsätzen gemäß, noch einige Schicksalsworte durchgehen, deren Mißbrauch viel Böses stiftet.

Man spricht z. B. von glücklichen oder unglücklichen Menschen; „jene dürfen sich Alles erlauben und es gelingt; diese verfolgt auch bei den besten Unternehmungen ein Unhold, ihr unglückliches Schicksal.“

Der Ursprung dieser Benennungen fällt in die Augen. Es giebt, wie man sagt, glücklich geborne Menschen, denen Alles geräth, denen Alles wohl ansteht. Ihr Anblick gewinnt die Herzen, ihr Betragen schafft ihnen Freunde, ihre Zuthätigkeit zu Menschen bringt Menschen auf ihre Seite, ihre Behendigkeit, ihre Klugheit lässet sie nicht leicht einen Mißgriff thun; dieß Glück stößt ihnen Zutrauen zu sich, andern Zutrauen zu ihnen ein, es macht ihnen Muth — nur daß dieser Muth kein Uebermuth werde! — Auch sie haben einen höchsten Punct, den sie nicht überschreiten dürfen; sonst sagt das alte Sprüchwort: „die hohen Steiger fallen gern; die guten Schwimmer ertrinken gern.“ Julius Cäsar, der diese Zuversicht zu sich in hohem Maas und doch nicht im Uebermaas hatte, der mit so vieler Würde sprach: „fürchte dich nicht, du fährst den Cäsar“ und sich auch in den letzten Tagen, da er schon mißtrauisch zu werden anfing, dennoch der Republick unentbehrlich und sicher glaubte, irrte sich an seinem Glück; er ward ermordet.

Der Gedanke, daß uns das Unglück verfolge, ist ein böser Dämon; er macht trübsinnig, scheu, verzagt, mißtrauend, unzufrieden mit sich und andern, endlich kühn, verzweifelnd; er wird also seiner Natur nach unfreß Unglücks Vater und Stifter. Frühe muß man diesen bösen Geist vertreiben, und einem jungen Mann nicht durch Worte sondern durch wohlbestandene Proben zeigen, daß er Glück habe. Ein Freund thut hier oft mehr als ein Lehrer; Pylades und Minerva heilten den jungen Orestes. In spätern Jahren kommt es bei diesem Gedanken darauf an, daß man sich frage: „weßhalb man unglücklich seyn müsse?“ Ist,

weil alte Schulden auf uns liegen, so büße man diese und zahle sie ab; so lange leide man in der Stille. Oder weil man in sich eine ungesellige, widrige Denkart bemerkt; wohl! so werde ein Arzt deiner selbst; in dir ist das Uebel, und die Vorsehung wird (glaube es) auf tausend dir jetzt unbekannte Weisen deinen Bemühungen beistehn. Oder meinst du, du seyst für andre ein Unglückbringendes Wesen; forsche auch diesem schwarzen Gedanken nach, woher er komme? Versuche es, und widerlege ihn durch die That. Deine Proben werden glücklich seyn; Herzen werden dir entgegen kommen; du wirst überzeugt werden, daß du zum Glück daseyn könnest, weil du zu ihm daseyn sollst. Die Natur und dein Herz werden ja nichts Unmögliches als Pflicht von dir fodern.

Wenns Unglückbringende Menschen giebt, so sind es nicht diese trübsinnige, sondern jene kecke, stolze, freche Menschen, die sich dazu berufen glauben, alles zu ordnen, ihr Bildniß jedermann aufzuprägen. Verstanden und mißverstanden machen diese viele Verwirrung; sie rücken die Stühle von ihrem Ort, rücken Menschen aus ihrem Gedankenkreise, prägen diesen ihre Grundsätze ein, nach denen jene doch nicht handeln können, und verwüsten damit menschliche Gemüther. Gut, daß diese Dämonen, sie mögen offenbar oder verstohlen handeln, selten erscheinen; wenige von ihnen können auf Generationen Unglück verbreiten. Gegen sie aber sollten sich alle gesetzten Gemüther vereint wapnen.

Man spricht oft von unglücklichen Familien; und warum sollte es deren nicht geben? Erben sich nicht falsche Grundsätze und Gedankenverwirrungen, böse An-

lagen und Leidenschaften wie Seuchen und Gebrechen fort' und werden sie nicht oft durch Erziehung genähret? Die Geschichte zeigt uns Exempel derselben und giebt uns zugleich guten Rath an die Hand. Kannst du, so heile das Familien-Uebel; und es wird eine gesunde Sproße hervorblühn, die den Unglücksnamen hinwegnimmt, die vom bösen Dämon das Haus reinigt. Kannst du es nicht, so knüpfe, wenn der scheue Genius dich warnt, dein Schicksal nicht an das Schicksal des dir gefährlichscheinenden Hauses. Oft, singet Horaz,

— traf den Unschuldigen

Zusammt dem Schuldgen Jupiters Rächerstrahl.

Mit hintendem, doch sicherem Schritte

Folgt dem Verbrecher die ernste Strafe.

Wenn es aber unglückliche Familien giebt; warum sollte es nicht auch glückliche geben? Es giebt deren, die Wahrheit, Verdienst und Geschichte ausgezeichnet haben; ihnen sich zugesellen, giebt Aufmunterung, Trost und Muth. Die Laren und Penaten, die Genien der Geschlechter sind heilige Götter; natürlich aber nur in dem Heiligthume, das ihrer werth ist.

Sonst ist's überhaupt keine Menschenfeindliche Regel der Klugheit, sich vor denen zu hüten, die, (wie man sagt) das Schicksal ausgezeichnet hat. Wie man nicht gern und auß Gerathewohl einen Dienstboten annimmt, der von seinen vorigen Herren mit oder ohne Grund weggejagt worden, wie man dem nicht eben am liebsten sein Geschäft anvertrauet, der wegen mißrathener Geschäfte berühmt ist, noch den zu seinem Rathgeber er-

wählen wird, dem bisher alle seine Pläne verunglückten: so wird man immer auch behutsam seyn müssen, einem notorisch, Unglücklichen ein Geschäft zu überlassen, bei dem es auf Glück ankommt; und bei welchem Geschäft käme es, im rechten Sinne des Worts, darauf nicht an? Wer bürgt dir dafür, daß er an seinem Unglücke ganz unschuldig war? wer ist dir, bei seinem besten Willen, für dein Geschäft Bürge? Oder willst du die Probe machen, daß Glück zu belehren, daß es gegen ihn unrecht gehabt habe? — Was hängt weniger mit uns zusammen, als unser Name? und doch zeigt die Geschichte, daß es Fälle giebt, wo man wohl thut, sogar unglücklich, geglaubten Namen auszuweichen. Wie oft hängt der Menschen Wahn an einem Wortschall! und wie vieles hängt nicht, bei Glück und Unglück, am Wahn der Menschen!

Im schönsten Sinne des Worts ist mein eignes Schicksal, das ich mir selbst durch Arbeitsamkeit, Mäßigung, Gnügsamkeit, Verstand und Tugend erwerbe. „Wozu Jemand Lust und Liebe hat, das bekommt er sein Lebenlang gnug“ sagt das schöne deutsche Sprüchwort; es kommt also nur darauf an, daß man zum Rechten und Besten Lieb' und Lust habe, und es mit unablässigem Fleiß treibe. Früher oder später kommt man gewiß zum Ziele. Was einem Gott beschert, nimmt ihm St. Peter nicht; item: Gott begegnet manchem, wer ihn nur grüßen könnt — eine Reihe dergleichen sinnbildliche Redarten in unsrer alten Sprache sind von der treffendsten Wahrheit. Das Nicht zu viel! Maas ist zu allen Dingen gut! rathen sie uns treuherzig an, und vom falschen Zutrauen, vom Umherlaufen,

von der Allthuerer treuherzig ab. Das „vierzehn Handwerk, fünfzehn Unglück“ ist ein goldnes Wort; desgleichen: „du hast viel zu schaffen und wenig auszurichten.“ „Wer auf Gnad dient, den lohnt man mit Barmherzigkeit.“ „Werß kann, dem kommt es.“ „Recht findet sich“ u. f. Sey, wer du seyn sollt, und thue das Deine; so wird dich das Glück, dein gutes Schicksal ungesucht finden; die schärfste Waage deines, keines fremden Schicksals ist in dir.

Jetzt sollte ich noch vom eignen Schicksal ganzer Nationen reden, von dem in der Geschichte vor-
treffliche Sibyllenblätter enthalten sind; einer andern
H o r a können sie werden.

II

Dante's Höhle. *

Als ich die Bahn des Lebens halb vollendet,
 fand ich in einem dunkeln Walde mich,
 Weil ich vom graden Weg mich abgewendet.
 Es fällt mir hart zu sagen, wie der wilde
 Gewalt'ge raube Wald beschaffen war,
 Denn noch ergraut mein Geist vor seinem Bilde.
 An Bitterkeit kommt er dem Tode nah,
 Doch um des Heils, das ich darinn gefunden,
 Will ich das andre melden, was ich sah.
 Ich weiß nicht mehr, wie ich mich drein verlohren,
 So ganz voll Schlafes, war ich um die Zeit,
 Als ich zuerst den falschen Weg erkohren.

Ein so ernster schmuckloser Anfang ohne voraus geschickte Ankündigung scheint mehr die Geschichte wirklich erlebter Begebenheiten, als eine Reihe von willkürlichen Dichtungen zu versprechen, und stimmt zum Glauben selbst an das Wunderbarste, das folgen soll. Die erste Zeile bezeichnet nicht bloß im Allgemeinen das männliche Alter, sondern namentlich das fünf und drenßigste Lebensjahr des Dichters nach dem Ausspruche: des Menschen Leben wäh-

* Siehe Bürgers Akademie der schönen Redekünsten IIItes Stück, wo der Verfasser dem Publikum den ersten Versuch seiner Darstellung des Dante vorlegte, die hier vollendet erscheint. D. H.

ret siebenzig Jahr; und setzt also den Zeitpunkt der Vision, den andre Stellen noch genauer auf Tag und Stunde bestimmen, nicht ohne geheimnißvolle Beziehungen, in das Jubel-Jahr 1300. Von allen seit dem bis zu den Zeiten wo er schrieb, vorgefallenen Begebenheiten redet Dante, als wären sie noch ungeschehen, wodurch er Gelegenheit zu manchen Weissagungen erhält.

Er gelangt zum Fuße eines Hügel, dessen Gipfel schon das Morgenlicht bescheint. Als er ihn zu erklimmen versucht, lockt ihn erst ein schön geflecktes Pardel vom Wege ab; dann schreckt ihn ein Löwe, endlich eine gierige Wölfin in die finstre Tiefe zurück. Die Allegorie ist hier sehr faßlich: es ist der Wald der Irrthümer, die Thiere, die ihm den Ausgang verwehren, sind menschliche Leidenschaften: Wollust, Herrschbegierde, oder Hochmuth und Habsucht. Als er so umherirrt, bietet sich seinem Blick ein Mensch oder der Schatte eines Menschen dar. Diesen ruft er um Hülfe an, wer er auch seyn möge, und vernimmt von ihm, er sey im Leben der Dichter gewesen, der Aeneas Thaten besang.

„So bist du der Virgil, und bist der Bronnen,“
 Erwidert ich ihm mit verschämter Stirn,
 „Aus dem so voll der Rede Fluß geronnen?
 O du! der andern Dichter Licht und Preis!
 Gedenk mir nun, daß ich in deinem Buche
 Geforscht mit großer Lieb' und stetem Fleiß!
 Als Meister muß ich dich und Vorbild loben;
 Du bist allein, dem ich den schönen Styl
 Verdanke, der zum Ruhme mich erhoben.

Du siehst das Thier, das koch mit mir zu hadern
Nicht unterläßt; keh, großer Meister, mir
Dargegen bey! Mir zittern Puls und Adern."

In Bezug auf sich selbst, geht Dante in diesem Lobe Virgils unstreitig viel zu weit. Das Ebenmaaß der Ausbildung und die kunstreichen Schönheiten, worinn des Römers ganzes Verdienst besteht, mußte er nicht in sich zu übertragen, und hätte jener die göttliche Komödie lesen können, so würde sein Geschmaç vermuthlich die schöpferische Größe darin verkannt haben. * Eigentlich waren diese beyden Männer gar nicht für einander geschaffen. Was Dante etwa geborgt hat, sind wenige einzelne Züge, nicht immer zum glücklichsten in den Zusammenhang seiner eigenen Dichtungen eingefugt.

Virgil rath ihm, weil die Wölfin ihm diesen Weg durchaus verwehren würde, einen andern zu wählen, und verspricht ihn durch die Hölle und durch die Welt der Büßung zu führen. In dem Himmel werde ihn dann eine würdigere Seele geleiten: denn das sey ihm, einem Heiden, nicht verstattet. Dante willigt ein, und beschwört jenen bey dem Gott, den er im Leben nicht erkannt, sein Versprechen zu erfüllen.

* Ein geistreicher Schriftsteller, der Abbate Bettinelli hat ihn wirklich in seinen Lettere di Virgilio agli Arcadi diese Rolle spielen lassen, und ihm viele spottende Kritiken über Dante und andern Italiänische Dichter in den Mund gelegt, zu deren Widerlegung ein ebenfalls lebhaft geschriebenes Pamphlet: Giudicio degli antichi poeti sopra la moderna censura di Dante, da Gasparo Gozzi erschienen ist.

Um die Abenddämmerung machen sie sich auf, indessen sich unterwegs beim Dante Aengstlichkeiten regen. Ich weiß nur zwey, sagt er, die lebend in die Geisterwelt gelangten, Aeneas und Paulus. * Beyde waren es wohl würdig; denn jener war Vater der heiligen Weltherrscherin Rom, und diesen nennt die Schrift das auserwählte Rüstzeug. Aber ich? — „Ein schönes seliges Weib“ so erklärt ihm Virgil seinen hohen Beruf zu der Reise, „kam herab zu mir in den Vorhof der Hölle. Sie bat mich dringend, ihren Freund aus der Verirrung zu retten, und sagte: Ich bin Beatrice, Lucia hat das Unglück meines Freundes von einem andern holdseligen Weibe des Himmels erfahren, und es mir berichtet. Dies hat mich bewogen, meinen Sitz dort oben zu verlassen. — Hierauf wandte sie sich mit Thränen in ihren leuchtenden Augen hinweg, und ich eilte, ihren Willen zu vollbringen.“ Beatrice, Lucia und die ungenannte Himmlische sind Allegorien, deren Deutung anderswo schicklicher ihren Platz finden wird. Im Virgil ist die irdische Weisheit personifizirt, wozu der Mensch ohne Hülfe der Offenbarung gelangen kann. An ihm finden wir gleich ein Beispiel von dem, was ich von den Allegorien der göttlichen Komödie im Allgemeinen bemerkte. Es ist aus hundert Stellen klar, daß Dante sich die Weisheit unter seinem Bilde gedacht, eine Menge anderer Züge machen hingegen das Emblem wieder zur individuell bestimmten

* Dieser seinem zweyten Briefe an die Korinther (XII. 2—4) jener dem sechsten Buche der Aeneide zufolge. Wunderbar zusammen gestellt! Oder errieth der Dichter etwas von einer Analogie zwischen fabelnder Dichtung und schwärmerischer Ekstase?

Person. Virgil handelt und spricht wie die Weisheit, zugleich aber ist er wirklich der Römische Dichter, dessen Namen er führt. Warum Dante gerade ihn zu dieser Würde erhob? Er war sein Lieblings-Dichter und nach einer natürlichen Ideen-Verbindung machte er den, der eine Reise in die Unterwelt besungen hatte, zum Führer auch der seinigen. Außerdem hegte das ganze Mittelalter eine beynahe abergläubige Ehrfurcht vor ihm. * Man glaubte in seiner vierten Ekloge eine Ahnung vom Christenthume, eine mit dunklem Bewußtseyn gegebene Prophezehung davon zu finden, und schrieb deswegen auch seinen übrigen Schriften eine größere Heiligkeit zu, als irgend einem andern heidnischen Buche. Auf Virgils Rede ermannt sich Dante wieder:

So wie die Blümlein hängend und verschloßen
 Vom Nachtfrost, wenn das Sonnenlicht sie färbt,
 Ihr Haupt erheben auf den zarten Sproßen;
 So wurd' in mir die Kraft die mir gebrach;
 Durch Muth erfrischt, der um mein Herz sich drängte,
 So daß ich nun mit tapferm Sinne sprach:
 Dank für die Güte der Erbarmungsvollen!
 Dank dir, du Freundlicher! daß du so schnell
 Der Wahrheit die sie sprach, gehorchen wollen.
 Du hast mein Herz durch deines Wortes Lehre
 Mit solchem Erieb zu dieser Reis' erfüllt,
 Daß ich zurück zum ersten Vorsatz kehre.
 Ein Wille treibt uns beide: nun wohl an!

* S. Bettinelli Risorgimento delle arti et degli studj. T. I. p. 193. 194.

Seh du mein Führer, Herr und Licht und Rath! —
 So sagt' ich; wir beschritten, er voran
 Und ich nach ihm, den tiefen Waldes Pfad.

D r i t t e r G e s a n g .

Ich bin der Weg ins wehevoll' Ebal,
 Ich bin der Weg zu den verstorbnen Seelen,
 Ich bin der Weg zur Stadt der ew'gen Quaak.
 Mich schuf mein Meister aus gerechtem Triebe,
 Ich bin das Werk der göttlichen Gewalt,
 Der höchsten Weißheit und der ersten Liebe.
 Vor mir war nichts erschaffenes zu finden,
 Als ew'ges nur, * und ewig wahr auch ich.
 Ihr, die ihr eingeht, laßt die Hoffnung schwinden!
 So stand geschrieben über einer Pforte
 In dunkler Schrift. „O Meister!“ sprach ich drob,
 „Zu hart ist mir die Deutung dieser Worte.“ **
 Er aber sprach nach seinem klugen Sinn:
 Hier mußt du allen Zweifelmuth ertöden;
 Hier ziemt sich keine Zagheit fürderhin.

* Nämlich die reinen Geister und die gleichfalls unvergänglichen Sphären, deren Schöpfung, nach Dante's Kosmologie, der des Menschen und der übrigen organischen Naturen, lange vorhergieng.

** Ihr Sinn ist mir zu schreckensvoll, da sie auch mir, der ich nur hindurchreisen will, die Unmöglichkeit eines Ausweges anzukündigen scheinen.

Wir sind nun an dem Ort, wo ich dir sagte,
 Du werdest da das Volk des Elends sehn,
 Dem eigne Schuld das höchste Gut versagte. —
 Dann faßt' er heitern Blickes meine Hand
 Mit seiner, daß ich Trost gewann, und führte
 Mich ein in das geheimnißvolle Land.
 Allda in unbestirnter Luft erschollen
 Gewinsel, Klag' und lauter Weheruf,
 So daß zu Anfang Thränen mir entquollen.
 Verschiedene Sprachen, grauenvolle Zungen,
 Des Jammers Worte, Stimmen hohen Zorns
 Und heifres Schreyn, wozwischen Fäuste klingen,
 Erregten ein Getöse, das ohne Raß
 In diesen ewig schwarzen Lüften kreiset,
 So wie der Staub, vom Wirbelwind erfaßt.
 Und ich, des Haupt vom Irthum war umschlungen,
 Sprach: Was vernehm' ich, Meister? Welch ein Volk
 Ist dieses da, von Qualen so bezwungen? —

Die ersten neun Zeilen dieses Gesanges sind einstimmig und mit Recht unter das Erhabenste gezählt worden, was unser Dichter, und vielleicht, was je irgend ein Dichter gesagt hat. Weniger umfassend als jene uralte Inschrift vom Tempel der Isis, ist diese über den Pforten der Hölle eben so geheimnißvoll und furchtbarer. Allein die Hölle soll nicht bloß als eine wilde Ausgeburt der Nothwendigkeit schrecken: sie soll zugleich als das Werk unbegriffener göttlicher Vollkommenheiten, dem sittlichen Wesen Ehrfurcht einflößen. Ihre innere Unzerstörbarkeit endlich und gänzliche Ausschließung der Aussicht auf ei-

nen beßern Zustand macht sie zum vollendeten Bezirk des Elends.

Die Wiederholungen der ersten Terzine sind keine leere Tautologie: Das Langsame und Feyerliche darin bereitet das Gemüth auf den folgenden Eindruck vor; und vielleicht sollte auch die Dreyzahl etwas Heiliges ahnen lassen. Die leise Anspielung auf die Dreyeinigkeit im fünften und sechsten Verse führt eben dahin.

Der Ort, wozu jener Eingang unmittelbar führt, ist ein Vorhof, von Seelen bewohnt, welche die Hölle, wie der Himmel, verstoßt, weil sie ganz thatenlos, ohne Lob und Schande gelebt, oder vielmehr nicht gelebt haben. Fruchtlose Müß' und kleinliche Leiden bestrafen ihre ehemalige Unthätigkeit; sie laufen einer Fahne nach, während Mücken und Wespen sie unaufhörlich zerstechen und eckelhafteß Gewürm ihre mit Blut vermischten Thränen vom Boden auftrinkt. „Sprich nicht von ihnen! Schau und gehe vorüber!“ ruft Virgil seinem Freunde zu. —

Ehe wir uns weiter wagen, müssen wir uns, um nicht vieles mißzuverstehen, von Dante's Hölle eine allgemeine Vorstellung bilden. Man hat Abhandlungen oder eigene Bücher * darüber geschrieben, ihren Grundriß und Aufriß gezeichnet, jeden ihrer Bezirke umständlich nach Meilen, nach Ellen gemessen: eine unnütze, ermüdende und beynabe lächerliche Genauigkeit, wenn sie auch in den

* P. Giambullari Academico Fiorentino del sito forma e misure dello inferno di Dante. Firenze. 1544. Ich finde auch einen Dialog von Bonivieni erwähnt.

Gedanken des sinnenden Erfinders wirklich Statt gefunden hätte. Um diese zu fassen, ist es hinlänglich sich eine unterirdische Höhlung vorzustellen, die sich bis zum Mittelpunkt der Erde im Ganzen konisch, aber doch mit einigen Abweichungen von dieser Form erstreckt und verengt. Es umgeben den Abgrund nehmlich ausser dem Vorhofe acht Stufen oder Kreise, zu Wohnplätzen der Verdammten nach den verschiedenen Graden und Arten der Schuld eingerichtet und jeder immer tiefer und kleiner als der Vorhergehende. Eine runde Fläche macht den neunten Absatz und den Boden der Hölle aus, in dessen Mitte der König der Finsterniß eingekerkert ist. Die drey letzten Grade sind wieder nach den Unterarten der Verbrechen in Ringe abgetheilt, die einander einschliessen. Dante sicht und durchwandert von jedem Kreise einen Theil, ehe er in den nächsten hinabsteigt, und hält sich immer nach derselben Seite zu, so daß sein Weg am Ende ungefähr den ganzen Umfang beschrieben hat. Gerade mitten auf der Erdoberfläche wovon die Hölle bedeckt wird, liegt Jerusalem, welches der Dichter mehr nach einer gewissen christlichen Mythologie, als durch wissenschaftliche Irrthümer verleitet, wie den Mittelpunkt der bewohnten Sphäre betrachtet. Die andere räumt er dem Ozean — von Amerika ahnete man noch nichts — uneingeschränkt ein; es erhebt sich aus ihm nur eine Insel mit einem Berge, dem Aufenthalte büßender Seelen, grade auf dem der Lage Jerusalem's auf unserer Halbkugel entsprechenden Punkte.

Die lokalen Verhältnisse dieser Unterwelt werden im Fortgange des Gedichts, kurz, aber überall mit Bestimmtheit ausgeführt. Eine perspectivische Darstellung die bloß die nahen Gegenstände hervortreten läßt, und

Das Entfernte nachlässig, mit absichtlicher Verwirrung andeutet, thäte vielleicht mehr dichterische Wirkung, besonders im Großen und Furchtbaren. Dante's Weise giebt ein Ansehen von historischer Wahrheit. Der allgemeine Plan hat nur seinem Verstande vorgeschwebt; er verliert ihn aus den Augen bei jeder einzelnen Szene, die er dagegen mit seiner ganzen Einbildungskraft fest hält und ergründet. Vertraut mit der Welt seiner Visionen wird er in seinen kargen Beschreibungen ihres Innern oft unverständlich, wie man bey der Schilderung eines Gebäudes, das man selbst bewohnt, leicht in Gefahr ist, etwas für den fremden Zuhörer Nothwendiges auszulassen. Man kann daher den Inferno bis zu Ende gelesen haben, ohne noch zu einer deutlichen Uebersicht vom Ganzen des Schauplatzes und der Folge seiner Theile gelangt zu seyn.

Dante's Zweck erlaubte es nicht, die Hölle in ungewissen Umrissen, wie ein Chaos schreckender Dinge oder Undinge hinzuwurfen. Er öffnet sie nicht, wie etwa Tasso, nur um einzelne handelnde Personen daraus hervorgehen zu lassen, und sie dann wieder zu schliessen, sondern seine ganze Handlung, die wunderbare Reise, liegt in ihr und den beyden andern Geisterreichen, die er vollständig kennen lehren will. Der fast unendliche Reichthum seiner belebten Gruppen müßte zum Labyrinth werden, ohne einen sichern Leitfaden. Dazu dient ihm die mathematische Begrenzung der verschiedenen Geisterwohnungen. Deswegen trennt und ordnet er die Arten der Verdammten, Büßenden und Seeligen, nach seinem System der philosophischen Moral und der Theologie.

Ob seine Erfindungen in der Geschichte der menschl.

chen Einbildungskraft völlig abgerissen da stehen, oder ob er von irgend einem Kirchenvater, der sich vielleicht über die Topographie der Hölle ausläßt, oder sonst woher geborgt hat, kann ich nicht mit Gewißheit sagen. Zuverlässig aber und weit schwerer zu entschuldigen ist es, daß mehrere Mahler * ihm hinwiederum darinn gefolgt sind, und ihrer Kunst eine Darstellung zugemuthet haben, die auf der Leinwand immer kindisch, wie das überkünstliche Meisterstück eines Handwerkers, ausfallen muß, und höchstens nur für Albrecht Dürers mühseligen Pinsel taugen möchte.

Zwey neuere Dichter haben uns an so ungeheure Bilder der Hölle gewöhnt, daß die des Dante, besonders mit ihren vielen Abtheilungen, uns fast enge und dürftig scheint, obgleich für die menschliche Kleinheit, der es schon am Rande eines Berges, am Rande eines vulkanischen Abgrundes schwindelt, eine Tiefe von einem halben Durchmesser der Erde und verhältnißmäßiger Weite wirklich unermesslich ist. Nach den Begriffen des Zeitalters, die sich seit Aristoteles wenig verändert hatten, war überall das Weltgebäude unendlich beschränkter, als nach unsern Kenntnissen und Vermuthungen: es gab nur Ein Planetensystem, umgeben von einem Himmelsgewölbe, woran die Fixsterne angeheftet schienen. Auch mußte Dante nach philosophischen Gründen, die bösen Geschöpfe zum Mittelpunkte der Erde, und folglich des

* Man sehe Vasari Vite de pittori. T. I. p. 115. 118. 168. (Ed. del. Bottari) im Leben des Andrea Orvagna und Taddeo Bartoli. Von einem Schnitzwerk, welches gleichfalls die Hölle nach Dante vorstellte. p. 470.

Weltalls, wie in ein dumpfes Gefängniß hinabbrängen. Milton, Kühner wie seine Vorgänger, hat, so viel ich weiß, zuerst, und Klopstock nach ihm, eine außerweltliche Schöpfung, eine Höhle weit hinaus im Ozean des weiten Raumes angelegt. * Denn die uralte Sage der meisten Völker wies den Abgeschiedenen im Innern des Erdbodens ihren Aufenthalt an. Vielleicht hat die sehr allgemeine Sitte des Begrabens zur Entstehung derselben mitgewürkt: allein die dunkeln Träume vom Zustande nach dem Tode, die dem Menschen in seiner sinnlichen Einfalt natürlich sind, schickten sich nirgends so gut hin, als in den schauerlichen unerforschten Schooß der Erde. Der Himmel war zu hell und schön, um ihn mit Schattengestalten zu bevölkern; ** er gehörte den Göttern. Und doch erschienen die Todten den Lebenden oft, und blieben ihnen stets nahe: also mußte der Hades, das nie gesehene Land, unter ihren Füßen liegen. So fabelte die Vorwelt, so beschrieb es die Dichter, altväterisch oder mit vollendeter Ausbildung, und so phantasirt noch jetzt ein gewöhnlicher Aberglaube.

Ich nehme den Faden der Erzählung wieder auf. Die beyden Reisenden gelangen zum Acheron, der den

* Εξωκεανισμῶν. Man sehe Paradise lost vorzüglich im ersten und zweyten Buche, und den Messias (Altona 1780. 8. S. 35. 36.)

** Ossians Geistererscheinungen, wenn sie anders alt und ächt sind, machen hiervon eine Ausnahme, die man vielleicht aus den düstern Wolken und Nebeln seines Himmelstriches erklären muß.

Vorhof von der eigentlichen Hölle trennt, und dessen Ufer die Seelen Gestorbener immerfort, wie abfallende Blätter des Herbstes bedecken. Charon, ein bärtiger Greis mit glühenden Augen * bringt sie in seinem Boot hinüber, doch kaum hat Virgil seinem Freunde, die traurigen Gegenstände erklärt, die er vor sich sieht, als dieser von der Erschütterung überwältigt, sein Bewußtseyn verliert.

Hierauf begann der düstre Grund zu wanken,
 So heftiglich, daß mich das Graun noch jetzt
 Mit kaltem Schweiß bethaut bey dem Gedanken.
 Ein Windstoß fuhr aus der bethränkten Erde,
 Und blitzt' ein rothes Licht umher ins Feld,
 Ich fiel, betäubt und sinnlos, an Geberde
 Gleich einem Menschen, den der Schlaf befällt.

V i e r t e r G e s a n g .

Es riß den tiefen Schlaf in meinem Haupte
 Ein schwerer Donner, daß empor ich fuhr,
 Wie einer, dem Gewalt den Schlummer raubte.
 Und aufgerichtet wandt' ich rings umher
 Mein ruhig Aug', und schaute festen Blickes
 Die Stätte zu erkennen, wo ich war.
 Wahr ist, ich fand nunmehr mich an dem Hange
 Des quaalenvollen Thals, durch dessen Schooß
 Zahlloses Wehe ruft mit Donnerklange.

* Virg. Aen. VI. 299. 300.

cui plurima mento

Canities inculta jacet; stant lumina flamma.

Umnachtet war es, tief und neblicht, so,
 Daß, wie mein Aug' auch zu durchbohren strebte
 Doch unverkennbar alles mir entfloß.
 „Laß in die blinde Welt hinab uns wandern,“
 So hub der Dichter ganz erblichen an,
 „Ich will zum ersten gehn, geh du zum andern!“
 Ich, seine Farbe wohlgewahrend, sprach:
 Wie solls ergehn, wenn du dich selbst entsetzest,
 Der meinen Zweifelmuth zu trösten pflag? —
 Dagegen er zu mir: „Die Quaal der Armen
 „Hier unten, mahlt nicht, wie du wähnest, Furcht
 „In meinem Antlitz, aber wohl Erbarmen.
 „Nun komm, weil uns des Pfades Länge drängt!“
 So gieng er fort, und hieß auch mich betreten
 Den ersten Zirkel, der den Schlund umringt.
 Uthier, so viel ich hören mochte, tönte
 Kein Jammer, außer leise Seufzer nur,
 Wovon die ew'ge Luft erbebend stöhnte.

Virgil's Wehmuth rührt daher, daß er selbst mit andern
 guten Heiden, und den ungetauftgestorbenen Kindern
 (so lehrte die Kirche, der Dante unbedingt gehorcht) die-
 sen Kreis bewohnt, wo man nur durch vergebliches Ver-
 langen nach der ewigen Glückseligkeit leidet, und wo
 auch die frommen Erzväter ihre Befreiung durch Chri-
 stus Höllenfahrt abgewartet haben. Homer und andere
 grosse Dichterschatten des Alterthums begrüßen ihren Ge-
 nossen. Eine Helle, die sie erblicken, führt sie in eine
 schöne Burg mit sieben Mauern, wo Dante die Schat-
 ten derer sieht, die sich im Leben durch Thaten oder Leh-
 ren ausgezeichnet haben.

Nun lag vor mir das grüne Ruhmgefülde,
 Da wurden mir gezeigt die großen Seelen,
 Ob deren Anblick stolz mein Muth erschwillt.

Helden und Weisen des Alterthums gesellen sich hier
 friedlich; doch findet auch Averroes * neben Aristoteles,
 dem Fürsten der Schule und andern Griechischen Phi-
 losophen, der edle Saladin neben Hector und Cäsar sei-
 nen Platz.

Man muß gestehen, daß der Dichter, wenn er gleich
 die Forderungen seines unerbittlichen Glaubens nicht ab-
 zuweisen wagte, wenigstens alles gethan hat, was er
 konnte, um sie mit denen seiner Vernunft in Frieden
 auszugleichen. Das Loos der edlen Heiden ist erträglich:
 es besteht in bloßer Entbehrung ohne positive Quaal;
 und dem Verdienste wird selbst hier noch eine ehrenvolle
 Unterscheidung zu Theil.

Ueberhaupt werden in Dante's Hölle die Menschen
 durchgängig mit eben den Eigenschaften, auch den gu-
 ten, dargestellt, die sie in der Oberwelt hatten. Hierinn
 liegt freylich ein Widerspruch: nur in dem absoluten
 sittlichen Unwerth eines Menschen kann seine Verdamm-
 niß bestehen; und wer noch Tugenden zur Hölle mit hin-
 abnähme, für den würde sie nicht mehr ganz Hölle seyn.
 Allein aus eben dieser Inconsequenz entspringt der ganze

- Er muß ihn also nicht wie einige neuere Gelehrte für den
 Verfasser einer Schmähschrift gegen Moses, Christus und
 Mahomet gehalten haben. Man sehe Brucker Hist. Crit.
 Phil. T. III, (Lips. 1766.) p. 166.

Reichthum des Gedichts an wahr und bestimmt gezeichneten Charakteren; so daß es scheint, als hätte sich der Denker gutwillig von dem Dichter einen Streich spielen lassen.

Böse Geister werden nur selten redend oder handelnd eingeführt, und auch dies ist der künstlerischen Weisheit gemäß. Die Vorstellung von schlechthin bösen und dabei höchst elenden Wesen, an denen der Dichter, so viel an ihm ist, keine Spur von Menschheit erkennen läßt, ist peinigend für das Gefühl, ohne es durch die mindeste wohlthätige Theilnahme zu entschädigen; zugleich gewährt sie weder dem denkenden Geiste, noch der Phantasie mannigfaltigen Stoff zur Unterhaltung. Wenn ein Dichter sich lange bey solchen Darstellungen verweilt, so muß er frenlich charakterisiren. Aber wie soll Verschiedenheit der Charaktere da Statt finden, wo die Mischungen von Vernunft und Sinnlichkeit, Kraft und Schwäche, Güte und Selbstsucht wegfallen, woraus sie in der menschlichen Natur entsteht? Er wird es kaum bis zu einem täuschenden Scheine der Nichtidentität bringen können. Er wird den Verstand seines Lesers beleidigen, und dennoch, bey allem Aufwande von Erfindung, ohne den nicht einmal jenes zu erreichen möglich ist, seiner Einbildungskraft keine wahre Gnüge leisten.

Jetzt verlassen Dante und sein Begleiter die Burg wieder und setzen ihre Wanderung weiter fort.

F ü n f t e r G e s a n g .

So stieg ich aus dem ersten Zirkel nieder
 Zum zweiten, der des Raumes minder faßt
 Und mehr des Wehes, mehr der Jammerlieder.
 Mit furchtbar'm Schnauben stehet Minos dort,
 Erforscht beim Eingang jede Sündenschuld,
 Entscheidet dann, und schickt durch Zeichen fort.
 Ich sage, wenn die unglücksel'ge Seele
 Vor ihm erscheint, so beichtet sie durchaus;
 Dann sieht der Untersucher aller Fehle,
 Was in der Höll' ihr für ein Platz gebührt.
 Sie wird, so oft er mit dem Schweif sich gürtet,
 So viele Stufen niederwärts geführt.
 Viel stehn da immer; eine nach der andern
 Muß ins Gericht vor seinem Antlitz gehn,
 Muß reden, hören und hinunterwandern.
 „O du, der in die Qualbewohnung bricht!“
 So rufte Minos, als er mich erblickte,
 Und ließ derweil die Uebung seiner Pflicht:
 „Schau wem du traust! und laß dich das nicht täuschen,
 „Daß sich der Eingang breit und offen zeigt!“
 Mein Führer sprach zu ihm! Was soll dein Kreischen?
 Du wirst umsonst ihm diesen Gang versagen;
 Er wurde dort geboren, wo man kann
 Was man nur will; und fürder keine Fragen! —
 Nun bin ich hingelangt, wo sich das Chor
 Von Klagestimmen läßt von mir vernehmen,
 Und viel Gewinsel schlägt nun an mein Ohr.

Hier schweigt das Licht, der dunkle Raum erbrüllt
 So wie die See im Sturme, wenn vom Hadern
 Feindseel'ger Winde seine Fläche schwillt.
 Die Höllewind'sbraut, welche nimmer ruht,
 Durchschüttelt, wirbelt die gequälten Geister
 Und reißt sie fort mit seiner starken Wuth.
 Und wo sie so dem Abgrund nahe schweben,
 Da ist Geheul, Geschrey und Weh und Ach,
 Da hört man Flüche gegen Gott erheben.
 Wie ich erfuhr, sind der Begierden Slaven,
 Von denen die Vernunft in Fleischeslust
 Getödtet wird, verdammt zu solchen Strafen.
 Wie einen Staarentrupp beim kalten Hauch
 Der Herbstluft rasch die Flügel weiter tragen,
 So wurden hier vom Sturm die Seelen auch
 Hinaus, hinan, hinauf, hinab verschlagen;
 Sie hoffen, alles Trostes ledig, nie
 Auf Ruhe, nicht einmal auf mindere Plagen.
 Und wie die Kraniche die Luft entlang
 In langen Reihen ziehn, und Lieder krächzen,
 So nahen in des Ungewitters Drang
 Die Schatten sich mit Winseln und mit Achzen.
 „Wer sind doch jene, Meister?“ sprach ich drob
 „Die rastlos in der schwarzen Wolke lechzen?“ —
 „Die erste von der Schaar, wovon dein Sinn
 „Bericht begehrt,“ erwiederte mein Führer,
 „Was mannigfacher Sprachen Herrscherin.
 „Sie lebt' in schnöder Wollust ohne Gleichen
 „Und mocht' aus ihren Lüsten ein Gesetz,
 „Um so erworbn'ner Schande zu entweichen.

„Das ist Semiramis, die, wie wir lesen,
 „Dem Ninus nachgefolgt und deren Sitz
 „Die Stadt, wo jetzt der Sultan herrscht, gewesen.
 „Zunächst ist die, so sich aus Lieb' erstach,
 „Und treulos ward an des Sichäus Asche;
 „Kleopatra, die üpp'ge, folgt ihr nach.“ —

Nun sah ich Helena, die arge Zeiten
 Der Welt gebracht, ich sah den Held Achill
 Der noch zuletzt mit Liebe mußte streiten.*

Ich sahe Paris, Tristan,** und er wies
 Mit Fingern mir wohl mehr als tausend Schatten,
 Die einst die Lieb' aus diesem Leben stieß.***

Ich sprach: O Dichter! siehst du in der Fern
 Die beyden, die vom Winde leicht gehoben
 Bensammen gehn? Mit ihnen sprach ich gern. —

Und er zu mir: Schau, wenn sie näher kommen!
 Alsdann beschwöre bey der Liebe sie
 Die beyde führt, und jene werden kommen.

* Vermuthlich ist nicht Deodamia, oder Briseis, sondern Polyxena unter dem Gegenstande dieser Liebe gemeint.

** So heterogene Nahmen neben einander dürfen uns nicht befremden. In der Vorstellungsart des Mittelalters verwandelten sich die Griechischen Heldenfabeln in Ritterromane. Noch bey Shakespearn findet man den Herzog Thebesus und dergleichen mehr.

*** Auch in der Aeneide nehmen die Schatten, welchen Liebe den Tod zugezogen hat, einen eignen Wohnplatz, nicht weit vom Eingange des Orkus ein. Aen. VI. 440. seq.

Sobald der Wind sie her zu uns gelehrt,
 Erhub ich meinen Ruf: Gequälte Seelen!
 Kommt, spricht mit uns, wenn es euch niemand wehrt!
 Wie Turteltauben mit gelindem Schweben
 Der offenen Flügel, wenn zum süßen Nest
 Sie Sehnen hinruft, in die Luft sich heben:
 So kamen beyde durch die wüste Nacht
 Aus jenem Heer, wo Dido war, herüber
 So groß war meines Liebesrufes Macht.
 „O gütevolles Wesen, * das mit Hulden
 „Uns zu besuchen kömmt, aus jener Welt,
 „Die wir mit Blut besleckt, durch unsre Schulden!
 „Wär der Monarch des Weltalls unser Freund
 „Wir wollten ihn für deinen Frieden bitten;
 „Weil unser Elend dich zu jammern scheint.
 „Was dir beliebt zu hören und zu fragen,
 „Das wollen wir, so lang der Wind wie jetzt
 „Sein Schweigen hält, vernehmen und dir sagen.
 „Die Stadt die mich gebahr, ** liegt an der Bucht,
 „Allwo der Po ins Meer hinuntersteigend
 „Mit seinem Flußgefolge Frieden sucht.

* Der weibliche Schatten Francesca's da Polenta redet. Sie war mit Lanciotto, Sohn des Herrn von Rimini, einem mächtigen und tapfern Ritter vermählt. Allein er war lahm und ungestalt; sein Bruder Paolo, schön, edel, und von milden Sitten, sah seine Schwägerin oft, und es entspann sich ein Verständniß unter ihnen, welches damit endigte, daß Lanciotto sie einst überraschte und beyde ermordete.

** Ravenna.

- » Die Liebe, die ein edles Herz so leise
 » Beschleicht, fing diesen durch den holden Leib
 » Des ich beraubt ward auf verhasste Weise.
- » Die Liebe, die zum Lohn stets Liebe fodert,
 » Ergriff für ihn mit solcher Inbrunn' mich
 » Daß, wie du siehst, sie stets noch in mir lodert.
- » Die Liebe stürzt uns in ein einzig Grab.
 » Dem der uns schlug, ist Eaina * bereitet." —
 Dies war die Rede, die das Paar uns gab.
- Als ich vernommen, was der Schatte klagte,
 Verneigt ich mein Gesicht und hielt's gebückt
 Bis mein Begleiter mich: „was denkst du?“ fragte.
- Da hub ich an und sprach: „O wehe mir!
 » Wie süßes Wähnen, liebliches Begehren
 » Trieb in die letzte Noth die beiden hier!" —
- Dann wandt' ich mich zu reden mit den Armen
 Und sprach: Francesca, deine Quaal erregt
 Mir bitteres Weinen, inniges Erbarmen.
- Doch sag mir: in der Zeit der süßen Schmerzen
 Wodurch und wie verriet' euch Liebe da
 Den noch geheimen Wunsch der beiden Herzen? —
- Dagegen sie zu mir: Im Jammerstand
 Der seelgen Zeit gedenken, tränk' am tiefsten
 Und dies hat auch dein Lehrer ** wohl erkannt
- * Der Wohnsitz verrätherischer Mörder ihrer Blutsfreunde im untersten Kreise der Hölle.
- ** Virgil; Anspielung auf eine Stelle seiner Gedichte, worüber die Ausleger nicht einig sind.

Doch fühlst du ein so sehnliches Bestreben
 Zu wissen, wie die Lieb' in uns entsproß,
 So will ich dir mit Thränen Kunde geben.
 Mein Trauter las einmahl zur Lust mit mir
 Vom Lanzelot, wie ihn die Lieb umstrickte,
 Obn' alles Arg und einsam waren wir.
 Oft irrten unsre Blic', und unsre Wangen
 Verfärbten sich beym Lesen dieses Buchs;
 Doch eine Stelle war's, die uns befangen.
 Wir lasen, wie ein Kuß das Bündniß schloß
 Den er auf das begehrte Lächeln * drückte;
 Da bot mein unzertrennlicher Genosß
 Den ersten Kuß erbebend meinem Munde.
 Galotto ** war das Buch, und der es schrieb;
 Wir lasen fürder nicht zur selben Stunde.
 Der andre Geist, der weil der eine dieß
 Erzählte, weinte so, daß meine Glieder
 Vor Mitleid alle Lebenskraft verließ;
 Und wie ein Todter hinfällt, fiel ich nieder. —

Jedes nicht ganz erstorbene Gefühl muß bey der trau-
 rigen Geschichte zweyer Liebenden, die diesen Gesang
 beschließt, von der tiefsten Rührung ergriffen werden.
 Aus allen Reden Francesca's athmet Weiblichkeit, Un-
 schuld, Liebe, Seele, eine zarte Seele der Liebe. In dem
 öden, dämmernden Schattenleben erinnert sie sich noch so

* Il desiato riso: kühn, statt des lächelnden Mundes, den er zu küßen wünschte.

** So hieß der Vermittler zwischen Lanzelot und Geneva, dessen Name damals zum Sprüchworte geworden war.

warm und wahr jeder Lockung zu einer Leidenschaft, die sie und ihren Geliebten zum Verderben hinzog; die sie nicht zu entschuldigen strebt, und nicht zu bereuen vermag. Die Geständnisse Francesca's sind schüchtern und kühn, wie das erste Wort der Liebe; ein schauerlich entzückendes Bewußtseyn jener Gewährungen und ihres Werthes verräth sich in ihnen, und der schnell abbrechende Schluß:

Galotto war das Buch, und der es schrieb;
Wir lasen fürder nicht zur selben Stunde —

Dieser Schluß mag eben sowohl Fülle des verstummenden Gefühls seyn, als ein Schleyer den die Sittlichkeit wirft. Jedoch paart sich mit der Hingegebenheit des schwachen Weibes unbefingbare Seelenstärke, die dem Tode nicht weicht, und Seligkeit oder Verdammniß neben dem einzigen Verlangen der Leidenschaft verschwinden läßt. Nur zu der Buße gebrähe ihr der Muth, den Urheber und Gefährten ihres Unglücks zu verlassen und der wehmuthsvollen Erinnerung zu entsagen; ihre Liebe ist ewig wie ihre Leiden.

Die äußern Umstände, die mit der Phantasie beider Liebenden gleichsam verschworen, den entscheidenden Augenblick herbeiführten, sind auf das treffendste gewählt. Einsam, ohne Besorgniß vor Ueberraschung, lasen sie zur Lust; lasen wie Lanzelot vom See, der untadliche Ritter, um die Minne seiner Königin warb, wie er beglückt wurde, und Genevra (auch sie war vermählt) um ihn ihre Treu verletzete. Der Glanz jener fabelhaften Rahmen verkleidete die Größe ihrer Schuld, und ach! das verrätherische Buch verschönerte sie wohl gar.

Jede Empfindung oder Leidenschaft wird in uns durch eine Art von Reflexion aus dem Gemüthe anderer, an denen wir gleiche Eindrücke wahrnehmen, verstärkt, und wenn die Gemeinschaft zugleich innig und ausgebreitet ist, beynahe vervielfacht: aber von den weichern Regungen, die den Busen für Mittheilung öffnen, und denen Geselligkeit wesentlich ist, gilt dies ganz vorzüglich. Gewiß sind daher Paolos stumme Thränen neben dem beredten Grame seiner Freundin, und das Mitgefühl Dante's, sein gänzlichers Ermatten unter der Last der Wehmuth, von sehr bedeutender Wirkung, um dem Zuhörer oder Leser das Schicksal jener Beyden noch näher an die Seele zu legen. Ich will dem Herzen des Dichters nicht so sehr zu nahe treten, ihm die Art, wie er seine eigene Theilnahme schildert, für Kunst anzurechnen. Die Kunst hätte wohl eher eine zweite Ohnmacht, so bald nach jener ersten am Ende des dritten Gesanges verschmäh't. Nein, diese Redlichkeit und Einsalt, womit Dante die Geschichte seines Innern während der ganzen Handlung des Gedichts entfaltet, trägt einen Stempel, den nur die höchste Künstlerin, die Natur, aufzuprägen weiß. Beim Eintritt in die Hölle ist es, als hätte er sich gegen den verwirrten Andrang des Schmerzens kaum zu retten gewußt, und zur Betrachtung der empörendsten Verbrechen und schrecklichsten Strafen stählt er sich nur allmählig. Da jene Menschlichkeit, die in den Fehlritten des Einzelnen immer die allgemeinen Gebrechen unserer Natur beklagt, und bey einer Sinnesart, die der Sittlichkeit unbestechlich strenge huldigt, um so mehr Werth hat, ihn überall hinbegleitet; wie stark mußte sie hier wirken? Er sahe die Allgewalt des süßesten Triebes zugleich mit der unglückseligen Frucht seiner Abweichungen vor sich.

Vielleicht hatte er die schöne Francesca persönlich gekannt: wenigstens nennt er sie sogleich, ohne ihren Namen gehört zu haben; Auch weiß man, daß er an ihrem Vater, Guido da Polenta, in der Verbannung einen großmüthigen Freund hatte, unter dessen gastfreiem Schutze er endlich zu Ravenna sein Leben beschloß. Sollten sie nicht oft mit einander den grausamen frühen Tod der Tochter Guido's beweint haben? *

* Nach der Beschäftigung mit so traurigen Gegenständen sey es mir erlaubt aus einem Französischen Buche: Vie de Dante avec une notice détaillée de ses ouvrages par Mr. Chabanon eine Probe als zerstreute Unterhaltung mitzutheilen.

Un jour de Lancelot l'amoureuse aventure
 Occupoit nos loisirs, charmoit notre lecture:
 En lisant le récit de ses heureux destins
 Plus d'une fois le livre échappa de nos mains;
 Et le trouble confus, peint sur notre visage
 Exprimant nos désirs, nous tint lieu de langage.
 Un moment plus fatal acheva tous nous maux;
 Le livre se r'ouvrit, et nous lûmes ces mots:
 „Lancelot d'un baiser, que ravit sa tendresse — ”
 A ce mot ma rougeur attesta ma foiblesse:
 Eh! quelle amante, ô ciel! auroit pû résister?
 Ce que fit Lancelot, Paul osa le tenter;
 Sa bouche s'approcha de ma bouche tremblante
 Son ame se perdit au sein de son amante;
 Helas! depuis ce jour, si funeste à tous deux,
 Le livre ne s'est plus ouvert devant nos yeux.

In den Stürmen, denen die Verdammten des zweyten Kreises unterworfen sind, erkennt man ein Bild des Zustandes, worein die Hefigkeit der Leidenschaft schon in diesem Leben versetzt. Diese Anspielung auf die unmittelbaren und natürlichen Folgen der Ausschweifungen oder Laster in der Beschaffenheit der Strafen wird im Fortgange mehrmahls angebracht; nur muß man sie nicht überall herausdeuten wollen, sonst verfällt man in Zwang. Minos zu Anfange des Gesanges ist ein dantisirtes Bild aus der Mythologie wie viele andere bey ihm. Solch eine Einbildungskraft konnte nicht umhin, selbst an Geburten der Einbildung ihr unumschränktes Herrscherrecht geltend zu machen. Die Darstellung erinnert fast mehr an das Ungeheuer Minotaurus, als an Minos, den weisen Richter. Vielleicht haben dem Dichter Vorstellungen von beyden verwirrt vorgeschwebt, oder er schmelzte sie absichtlich in eins. Indessen kömmt Minotaurus nachher noch besonders vor. Wie dem auch sey, Michelangelo, der mit Dante's Ideen überhaupt sehr vertraut war, hat von

Wer erkennt hierin wohl noch das Original? Man kann nicht wohl ein milderes Urtheil über diese Parodie fällen, als daß sie gewiß, ohne die Absicht, lächerlich zu machen, und in dem vollen Glauben des Verfassers, er liefere eine poetische Uebersetzung, oder wohl gar eine verfeinernde Nachbildung, geschrieben ist. In dem *depuis ce jour statt: quel giorno più non vi leggemmo avante*, hat er sich selbst übertroffen. Ein Mitglied der ehemaligen Academie royale des inscriptions et belles lettres sollte doch nicht so höchst unglücklich mißverstehen, oder so höchst abgeschmackt verschönern.

dieser Stelle Anlaß zu einem beißenden Künstleranfalle hergenommen. * Bey einem Besuche, den der Pabst Paul der Dritte bey ihm ablegte, während er an seinem jüngsten Gericht arbeitete, nahm der Zeremonienmeister des heiligen Stuhles an den vielen nackten Figuren Anstoß, und ließ sich verlauten: Dergleichen möchte sich eher für ein Badezimmer, als für eine Kapelle schicken. Michelangelo schwieg; sobald aber die Gesellschaft fort war, mahlte er den Kunstrichter als Minos mit einem grossen Schlangenschweif mitten unter einer Gruppe von Teufeln. Ob er sich gleich dabey nur auf sein Gedächtniß verlassen mußte, gerieth doch die Aehnlichkeit vollkommen; und als der Hofbediente sich bey seinem Herrn über diese lächerliche Verewigung beklagte, und auf die Frage: in welchem Theil des Gemäldes Michelangelo ihn hingestellet? gestehen mußte: Leider in die Hölle! — „Sehr übel, Messer Biagio!“ erwiedert der Pabst; „sehr übel. Vielleicht hätte sich etwas thun lassen, um Sie dem Fegesfeuer zu entreissen; aber aus der Hölle — nulla est redemptio!“ Ein Scherz, der beynah profan heißen könnte, wenn er nicht von einem Pabste herrührte, aber der Ernst, den er einkleidet, verdient Beyfall. Paul der Dritte wußte also selbst den Muthwillen großer Talente zu schonen, und was bey Hofe selten der Fall ist, ein Hofmarschall galt ihm weniger als ein Künstler.

In den nächsten drey Kreisen, die unser Dichter durchwandert, sieht er die Bestrafung der Schwelger, die unter ewigen kalten Regen, Schnee und Hagel in Schlamm versunken liegen; der Geizigen und Verschwender (unter jenen bemerkt er viele Geistliche, selbst Kardinäle

* Vasari Vite de pittori (Ed. dell Bottari) T. III. p. 254. 255.

und Päbste) die in entgegengesetzter Richtung schwere Lasten wälzen, und jedesmahl, daß sie damit zusammenstoßen, wechselseitig die Thorheit der unähnlichen Brüder verhöhnen; der Zähornigen, die tief im sumpfigen Wasser des Styx immerfort sich selbst oder andere wüthend zerfleischen. Beim Eintritte in jeden dieser Kreise droht oder wehrt ihm ein Ungeheuer, ein Teufel mit einem mythologischen Rahmen, wie vorhin schon Charon und Minos gethan hatten: erst Cerberus mit drey Kehlen, dickem Bauch, triefenden Augen, ein Bild der Gefräßigkeit; dann Plutoß, der Dämon der Reichthümer; endlich Flegyas, den, nach der Fabel, Rachsücht getrieben hat, sich an dem Heiligsten zu vergreifen. * Alle drey, werden so wie jene, durch Virgil's Zureden besänftigt. Solch eine Symmetrie liebt Dante überhaupt in seinen Erfindungen. Flegyas fährt beyde Reisende in seinem Rachen über den Styx, welcher fast die ganze Breite des fünften Kreises einnimmt, und die schon von fern an ihren glühenden Thurmspitzen sichtbare Stadt Dis umfließt. Sie landen am Thore; tausend böse Geister brechen hervor, und weisen Dante als einen noch Lebenden zurück. Virgil möge hereinkommen, und jenen allein den Rückweg finden lassen. Nach einem geheimen Gespräch mit Dante's Führer, der sie zur Nachgiebigkeit zu bewegen sucht, ziehen sie sich eilend in die Stadt, schliessen die Thore, den einzigen

- * So ganz Unrecht hatte er indessen nicht. Erbittert über die Entehrung seiner Tochter Koronis steckte er Apollo's Tempel zu Delphi in Brand, und mußte dafür ewig im Orkus büßen. Apollo tödtete darauf die von ihm noch schwangere Geliebte, wegen einer Untreue, deren sie angeklagt wurde. Hätte er nicht neben Flegyas dort unten einen Platz verdient?

Eingang zu den untern Bezirken der Hölle, hinter sich, und verlassen beyde in der quälendsten Verlegenheit. Doch heißt Virgil seinen Freund auf die nahe Ankunft eines Retters vom Himmel hoffen.

N e u n t e r G e s a n g .

Die Farb', womit mich Zagheit überdeckte,
 Ward mein Begleiter kaum an mir gewahr,
 Als er die eigne Bläse schnell versteckte.
 Aufmerksam sah ich ihn und horchend stehn,
 Weil durch die schwarze Luft, den dichten Nebel
 Sein Auge rings nur wenig konnt' erspahn.
 „Wir müssen dennoch siegen im Gefechte,“
 Sagt er; „wo nicht — Verhieß sie uns nicht so? *
 „D daß doch er ** nicht länger weilen möchte!“
 Ich merkte deutlich, wie er den Beginn
 Der Rede plötzlich abbrach, und vertauschte
 Mit andern Worten von verschiedenem Sinn.
 Und was er sagte, gab mir dennoch Sorgen:
 Mir schien vielleicht in dem zerrissnen Spruch
 Ein schlimmerer Sinn, als wirklich war, verborgen.
 „Steigt jemals einer aus dem ersten Grade,
 „Wo nur Vernichtung aller Hoffnung straft,
 „Hinab an dieses graufere Gestade?“
 So fragt' ich ihn; er sagte: „Selten nur
 „Geschah's, daß auf dem Pfade, den ich wandle
 „Von uns da droben einer nieder fuhr.

* Nehmlich Beatrir.

** Der gehoffte Retter.

Wahr ist, ich bin hier einmahl schon gewesen,
 Erichtho's Zauber, * der die Schatten oft
 Zurück in ihre Leiber zwang, zu lösen:
 Der Hüll' entnommen war ich kurz zuvor,
 Da trieb sie mich um einen Geist herauf
 Aus Judas Kreis ** zu bannen, durch dies Thor.
 So tief, so dunkel ist kein andrer Ort,
 So fern vom Himmel, der das All' umkreiset.
 Ich weiß den Weg: dies sey dein Trost und Hort.
 Der Sumpf aus dem die argen Dämpfe hauchen,
 Umgiebt ringsum die qualenvolle Stadt,
 Wo wir Gewalt um einzudringen brauchen.
 Er sprach noch mehr, doch schwebt mirs nicht im Sinne;
 Mein Auge hatte ganz mich weggerückt
 Zum hohen Thurme mit der glühnden Finne.
 Schnell aufgerichtet sah' ich dort alsbald,
 Drey Höllenfurien mit Blut besudelt
 Von weiblicher Geberdung und Gestalt.
 Umgürtet waren sie mit grünen Nattern

* Man sehe über diese fabelhafte Hexe, die Tochter eines überpoetischen Gebirgs Pharsal. VI. 507. bis zu Ende. Die Freyheiten, die Dante sich in dieser Anspielung mit Lufans Erzählung nimmt, sind weniger bemerkenswerth, als der grobe Anachronismus Virgilen zur Zeit des Farsalischen Krieges schon unter die Todten zu versetzen. Die Aeneide selbst mußte ihn besser belehren, wenn er sie überall recht verstanden hätte.

** Dem Aufenthalte der verworfensten Verräther.

Und Schlangenbrut und Ottern, statt des Haars,
 Sah' ich um ihre wilde Schläfe flattern.
 Er kannte wohl der Sklavenweiber Schaar
 Die die Monarchin ew'ger Pein * bedienen
 „Nimm, sagt er, dort der grimmen Furien wahr!
 „Lisifone steht in der Schwestern Mitte,
 „Es heult Alekto ihr zur rechten Hand,
 „Megära heißt zur Linken dort die Dritte.“
 Die Brust zerriß sich jede mit den Klauen
 Sie schriegen laut und schlugen sich mit Fäusten;
 Des drängt ich mich dem Dichter an vor Braun.
 Sie sahn herab, und huben an zu sprechen:
 „Medusa komm! Erkeinen soll er hier.
 „Wir mußten Theseus Anfall wohl zu rächen" ** —
 „Steh weggewandt und hüll' dein Antlitz ein!
 „Wenn sich die Gorgo zeigt und du sie siehest
 „So wird's geschehn um deine Rückkehr sehn! —“
 Der Meister sprach, und war, mich abzuwenden
 Voll rascher Eil, verließ sich nicht auf mich
 Und deckte mein Gesicht mit beyden Händen —
 O Menschenfinder, die ihr Weisheit übt!
 Schaut an die Lehre, der in diesen Reimen
 Die feltne Dichtung ihren Schleier giebt! —
 Und schon kam hallend auf den trüben Wogen,
 So daß das Ufer rinas erschütteret ward,
 Ein furchtbar Tosen zu uns her gezogen.

* Hefate oder Proserpina.
 ** Theseus hatte sich mit sehr unglücklichem Erfolge in den
 Orkus hinabgewagt.

So, wenn's der schwülen Hiß' entgegen stürmt,
 So rauscht der Gang des ungestümen Windes,
 Vor dessen Schlägen nichts die Waldung schirmt.
 Die Aeste splittert er, zerstäubt die Blüten,
 Staubwolkig walt er seinen stolzen Gang,
 Daß Vieh und Hirten fliehn vor seinem Wüthen. —
 Nun ließ er mir die Augen frey: „Woblan!
 „Dort, wo der Dampf sich auf dem alten Schaume
 „Am dicksten regt, mach deiner Sehkraft Bahn!“
 Wie Frösche plötzlich da und dortbin schlüpfen
 Wenn sich ihr Feind, die Wasserschlange naht,
 Bis sie hervor ans Land geklammert hüpfen;
 So sah ich tausend bange Seelen fliehn
 Vor einem, der mit unbenehten Fersen
 Des Styr Gewässer zu betreten schien.
 Er trieb den feuchten Dunst, der überschattet
 Sein Antlitz hielt, oft mit der Linken weg,
 Und schien allein durch diese Last ermattet.
 Und weil er mir ein Himmelsbote dünkte,
 So wandt' ich mich zum Meister, welcher mir
 Zu schweigen und mich tief zu bücken winkte.
 Ha! wie so zürnend war sein Blick und Gang!
 Er trat zum Thor und rührt's mit einem Stabe:
 Da that sichs auf und jeder Riegel sprang.
 „D du vom Himmel ausgestoßne Rotte!“
 So rief er von der furchtbar'n Schwel herab,
 „Was willst du doch mit solchem Frevelspotte?
 „Was hilfts die Stirne gegen den empören
 „Des Wille nie sein Ziel verfehlen kann
 „Der dir schon oft die Plagen ließ erschweren?

„Was strebst du gegen das Verhängniß doch?
 „Es trägt davon, wenn du dich recht besinnest
 „Dein Cerberus die fahle Gurgel noch!“ *

Dann wandt' er sich, ohn' uns ein Wort zu sagen
 Zum Sumpf zurück, und war so anzusehn,
 Wie einer, welchen andre Sorgen nagen,
 Als um die Menschen, welche vor ihm stehn,
 Und wir nun sicher, nach der heil'gen Rede
 Erhuben uns, um in die Stadt zu gehn. —

Diese Feste Pluto's, ihre eiserne Mauern, die Furien als Thorwächterinnen, sind aus der Aeneide entlehnt. In dessen wird man bey der Vergleichung bemerken, daß Dante nie ganz der Spur fremder Ideen folgen konnte. Sein Hinweisen wie mit Fingern auf das Sinnbildliche der Erzählung (O Menschenkinder, die ihr Weisheit übt, u. s. w.) sollte wohl eigentlich ihren Eindruck schwächen: Medusa kann schwerlich viel Schrecken erregen, wenn man weiß, daß sie nur eine Redefigur ist. Zum Glücke trifft es sich, daß Dante — er thut es noch sonst einige Male — gerade seine unergründlichsten oder willkührlichsten, also mißlungensten Allegorien mit einer solchen Aufforderung an den Leser begleitet.

Durch die Unmöglichkeit, die versteckte Bedeutung zu entziffern, wird die äußere Darstellung wieder in ihre Rechte eingesetzt. In der That sind alle Bemühungen der Ausle-

* Weil ihn Herkules, dem er sich bey seiner Höllenfahrt widersetzte, gebändigt und an einer Kette fortgeschleppt hatte:

— nexis adamante catenis

Cerberon abstraxit.

ger über diese Stelle sehr unbefriedigend. So hat sich denn hier das Unbegriffne, vielleicht gegen des Dichters Willen, dem Furchtbaren zugesellt: eine schickliche Vereini- gung, weil beides gleichartig wirkt und unsere geistige Natur vor jenem, wie der sinnliche Mensch vor diesem schauert.

Durch die grossen zu übersteigenden Schwierigkeiten und Gefahren wird Dante's Reise, die sonst nur das In- teresse der Belehrung haben würde, handelnder und rei- cher an epischer Anziehungskraft. Der Widerstand der Daemonen, ob ihnen gleich Virgil den göttlichen Willen bekannt gemacht hat, ist wahrscheinlich und ihrer Natur gemäß. Hieraus entsteht eine Verwicklung, die einen hö- hern Entscheider nothwendig macht. Die Erscheinung des Engels ist also kein eitles Prachtstück, wie so man- cher Dichter seine Götter auf unnütze Botschaften sen- det, den Kunstrichtern zu gefallen, denen es nun ein- mal im epischen Gedicht an bloßen Menschen durchaus nicht genügt. Es ist sonderbar genug, daß man aus dem Glauben der Vorwelt an die beständige Einmischung höherer Wesen in die Angelegenheiten der Menschen, wel- cher allerdings die damaligen Sängere sehr begünstigte, ein Gesetz, ja sogar ein unterscheidendes Merkmal der epischen Poesie für alle Zeitalter abgeleitet hat. Seit jener Glaube verschwand, sind die Maschinen der Epopöe (so heißt das Kunstwort) das Steckenpferd des Kunstrich- ters und die Krücke des Dichters geworden. Wohin soll dieser sich um Ausfüllung der Mängel wenden? Die er- wachsene menschliche Vernunft hat gelernt, die Verkett- ung der Ursachen bis zur höchsten Einheit hinauf zu ver- folgen. Nach ihren geläuterten Vorstellungen liegt die

Vorsehung im allgemeinen System der Naturgesetze, nicht in besondern Eingriffen darein, um dieses oder jenes Zweck willen. Unsere Religion heißt uns zwar an Wunder glauben, denn sie ist selbst ein Wunder; aber nur an solche, die auf ihre eigne Gründung und Bestätigung Bezug haben. Dies berechtigt uns also nur bey Gedichten religiösen Inhalts, die Handlung unmittelbar durch himmlische Mächte lenken zu lassen. Ueberdies läßt eine so genau bestimmte Dogmatik wie die unsrige, wenig Spielraum für die Erdichtung übrig. Die Griechische, wie jede ursprüngliche Volksreligion, war aus Träumen der Phantasie entstanden, an denen sich künstlerische Willkühr immerhin alles erlauben mochte. Sie war Poesie. Der Dichter nahm also, wenn er sie gebrauchte, nur sein Eigenthum zurück. Nach ihren Mythen und Sagen gab es viel Geseklosigkeit im Himmel und auf Erden. Die Unterordnung und Eintracht der höhern Kräfte war sehr unvollkommen; doch gehorchten auch die mächtigsten unter ihnen dann und wann einem unerforschlichen Verhängniß. Dieses Gewirr ist der Poesie, deren Element rastloses Bestreben und Ringen der Wesen ist, willkommen: sie verstummt vor einer allzu geregelten Ordnung der Dinge.

Zu den Schwierigkeiten der Erfindung für den christlichen Dichter, wenn er sein Epos nicht auf den Kreis der Menschheit beschränken will, gesellen sich Schwierigkeiten der Darstellung: er mag nun Gott selbst oder die guten und gefallnen Engel zur Mitwirkung herbeyrufen. Das Wesen der Wesen redend und handelnd einführen, *

- * Es macht keinen großen Unterschied, ob dies in Miltons feyerlichen Tone geschieht, oder einfältiglich, wie unser ehr-

den unendlichen Geist den engen armseligen Formen unserer Psychologie unterwerfen, ist ein Wagstück, woben man sich vergeblich auf das Beyspiel der heiligen Bücher beruft. Was der Wahrheit erlaubt ist, gilt darum nicht sofort für die Erdichtung. Die Engel dürfen wir zwar nach menschlicher Analogie schildern, allein es bleibt immer schwer, mit der Vorstellung von fehlerlosen Wesen, welchen vertrautes Anschauen der Gottheit alle Triebfedern des Handelns und gleichsam ihr unmittelbarer Odem die Kraft dazu leiht, die von einem individuellen freyen Willen zu vereinbaren. Unstreitig sind ihnen die Teufel, die Feinde Gottes seinen Dienern, an Spontaneität überlegen, wenn sich nicht andre Rücksichten der Darstellung des schlechthin sittlich Verderbten widersetzen.

In der göttlichen Komödie geht bis auf das Eine große Wunder, daß Dante noch lebend die Höhen und Tiefen jenseits der Sterblichkeit durchwandern darf, das Meiste natürlich zu; nemlich den Gesetzen derjenigen Welt, wo jedesmal die Szene liegt, gemäß. Die wichtigsten handelnden Personen sind Menschen. Dante selbst, Virgil, Beatrice. Ob sich der Umfang des Gedichts gleich über alle Geisterklassen, als Gegenstände der Betrachtung verbreitet, so tritt doch selten einer aus ihnen dramatisch auf. Unmittelbare Wirksamkeit Gottes wird nur hier durch

licher Hanns Sachs eines seiner Schauspiele anhebt. Gott der Vater tritt auf und spricht:

Ich hab geschaffen alle Ding

Die Erden sampt der Himmel Ring, u. s. w.

Mislingen muß es in jedem Falle.

die Sendung des Engels, und ein andres Mahl durch die Erhörung eines Gebets angedeutet.

Fast immer sind Heldenthaten der Engel von sehr zweideutigem Werthe. Was haben sie zu befahren, da ihr ätherischer Körper kaum irgend einem physischen Angriffe verletzbar ist, und ihrem geistigen unsterblichen Daseyn viel weniger etwas Leides geschehen kann? Sollten sie einmal auf eine überlegene Macht der Bösen treffen, so steht ihnen am Ende ihr allmächtiger Bundesgenosse für alles. Es ist freylich kein geringes sich allein, ohne körperliche Waffen, * nur mit furchtbaren Worten gerüstet, gegen die ganze Macht der Hölle zu stellen, und ihre Pforten zu sprengen, die vielleicht von jeher, vermuthlich weil die Todten nie wieder ins Leben zurückkehren, für ein Sinnbild unerschütterlicher Festigkeit gegolten haben. Dennoch ist es weniger die That, als die Art, wie sie geschieht, die Würde des großen Ungenannten, was Bewunderung erregt und verdient. Sein Gang ist Entscheidung. Achtlos auf die Wirkung seiner Ankunft, die Erschütterung der Unterwelt, die Angst und Flucht der Verdammten, ist er einzig auf die Vollbringung seines Auftrages geheftet. Kaum hat er ihn ausgeführt, so wendet er sich weg, ohne für Dante und Virgil, um deren willen er doch gesandt worden, auch nur ein Wort, nur einen Blick übrig zu haben. Es giebt eine erhabene Kürze im Thun wie im Reden.

- * Zwischen Geistern sollte doch nur mit Gedanken, nicht mit Lanzen, Pfeilen, Schwerdtern, am wenigsten mit Kanonen gefochten werden. Aber was nicht alles ein berühmter Name entschuldigt! Man sehe im Paradise lost das sechste Buch.

den. Es ist wahrhaft groß, nach einer erstaunlichen That sich nicht anders zu fühlen, als wenn man ein gewöhnliches Tagesgeschäft verrichtet hätte.

Den sechsten Kreis, der sich innerhalb der Stadt an den Mauern herumzieht, findet Dante voll offener glühender Särge, in deren jedem ein Ketzer büßt. Hier kommt er mit zweyen seiner Landsleute, Farinata und Cavalcante Cavalcanti in eine Unterredung, die einige Bekanntschaft mit den Personen voraussetzt.

Farinata, * einer der edelsten und berühmtesten Bürger des freien Florenz, lebte im nächsten Menschenalter vor Dante. In einem Aufstande des vielleicht durch die Herrschbegierde seines Hauses gereizten Volkes wurden mehrere Uberti umgebracht, und er sammt allen Gibellinen aus der Stadt verjagt. Sie fanden Aufnahme und Schutz zu Siena. Einige Zeit darauf wurden die Florentinischen Guelfen durch List nach Val d' Arbia, nahe bey Monte Aperto gelockt, und von den Vertriebenen, den Sienern, und einigen Hülfsstruppen Manfreds, des wackeren Bastards von Hohenstaufen, angegriffen, (am 4ten Sept. 1260). Sie erlitten eine schreckliche Niederlage, und da Farinata's kühne Klugheit in diesem Gibellinenbunde die Seele aller Anschläge war, so gebührt ihm der Ruhm, oder ihn trifft der Vorwurf einer Schlacht, worinn viertausend seiner Mitbürger, nicht gemietheter Soldaten,

* Sein Bildniß nebst einer kurzen Lebensbeschreibung findet man im ersten Theil der Serie di ritratti d'uomini illustri Toscani con gli elogi istorici Le Firenze 1766 — 73. Villani handelt von ihm vorzüglich im sechsten Buche, C. 75—80. 84.

das Leben verlohren. Hierauf geschah bey einer Versammlung der Toskanischen Städte und Barone Gibellinischer Parthen zu Empoli, der Vorschlag, Florenz ganz zu schleifen, und die Einwohner in die umliegenden Flecken zu vertheilen, damit es nie wieder ein Vereinigungspunkt der Guelfen werden könnte. Man ruft laut und einstimmig Beyfall, nur Farinata redet mit glühendem Eifer dargegen. In der rauhen Beredsamkeit des Zeitalters bietet er alle vaterländische Sprüchwörter auf, um seine Gründe zu bekräftigen, * endlich greift er an sein Schwerdt, und schwört: Wenn er auch ganz allein stünde, so lange er noch einen Tropfen Bluts zu vergiessen habe, solle niemand Florenz vernichten dürfen. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß ohne ihn diese Stadt sich nur noch in den Italiänischen Alterthümern finden würde. Nie sollten wir also eine schöne Geistesblüthe des neuern Athen, — so heißt Florenz mit Recht wegen der Feinheit seiner Sprache, der Aufgewecktheit seiner Köpfe, und einst auch wegen seines rastlosen Demokratenfinnes — genießen oder bewundern, ohne dem Schatten Farinata's degli Uberti zu huldigen. Die obigen Züge von ihm beweisen, daß er etwas mehr war, als ein selbstsüchtiger Parthenenführer, an dem nur Schlaueit oder stürmender Muth gepriesen wird. Der Mann, in dessen Brust, die fürchterliche, verderbliche Wuth eines Bürgerkrieges die Flamme der Vaterlandslicbe nicht erstickte; der nicht um gemeine Befriedigungen rettete oder zerstörte, sondern nach dem innern Gebot seiner Seelengröße: der Mann könnte fast für einen verspäteten Römer gelten. Allein Florenz haßte oder vergaß, wie oftmahls

„ Die Anwendung dieser Denksprüche auf den vorliegenden Fall, welche Villani übergeht, ist mir ziemlich dunkel.

Rom, die Wohlthat eines so gefährlichen Bürgers, und bey den Amnestieen, welche den vertriebenen Gibellinen nach den Siegen der Guelfischen Parthen heimzukehren erlaubten, blieben lange nachher noch die Uberti ausgeschlossen. *

Ohne sich auf einen Platz in der Geschichte Ansprüche zu erwerben, wie sein Mitbürger Farinata, genoß Cavalcante Cavalcanti aus einem alten und angesehenen Geschlechte, die Achtung seiner Zeitgenossen. Auf die Nach-

- Man sehe Ditta Mundi oder Ditta mondo L. II. c. 29. Der Verfasser dieses Werkes, mehr ein reimender Geograph und Chronickschreiber als ein Dichter, und nur ein matter Nachahmer Dante's, blühte um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, war ein Enkel Farinata's, und lebte in der Verbannung von Florenz, zu der indessen damahls nicht nur die Uberti, sondern alle Familien von altem Adel durch die demokratische Hefigkeit ihrer Landsleute verdammt waren. G. Leone Alacci in der Vorrede zu seinen Poeti antichi raccolti da Codici Mss. und Bettinelli Risorgimento delle arti et degli studi nel 1300. T. II. p. 83. Fazio degli Uberti würde seine nähere Theilnahme an dem Schicksale seiner Namensgenossen, wenn man sie sonst nicht wüßte, beynabe durch die Wärme, womit er davon und von Farinata's Verdiensten spricht, verrathen. Doch geräth ja selbst Villani, der Florentinische Herodot, eben so ehrlich, nur um ein gutes Theil einfältiger wie der Grieche in eine Art von Enthusiasmus über den vertudioso e savio cittadino. *che fece a guisa del buono anticho Camillo Romano.*

welt ist sein Name mehr durch seinen Sohn Guido Cavalcanti, als durch ihn selbst gekommen. Guido war unter den zahlreichen Vorgängern unsers Dichters und Petrarca's einer der zartesten Liebesfänger, von dem auch vorzüglich viele Gedichte auf uns gekommen sind. Er war ein genauer Freund Dante's, sie wechselten oft in dichterischem Wettstreit Sonette mit einander. Haben sein Vater und Farinata wirklich unter die Lügner der Unsterblichkeit gehört, bei welchen Dante sie in der Hölle antrifft (und schwerlich konnte er über ihre Denkart irren) so zeigt diese Abweichung an Republicanern und Helden des dreizehnten Jahrhunderts, wo nicht von ausgezeichneter Stärke, doch gewiß von eigenthümlicher seltner Wendung des Verstandes.

Dante folgt seinem Begleiter auf einem Pfade zwischen den Mauern und Särgen hin, als eine fremde Stimme ihr Gespräch unterbricht:

„Toskaner! der du durch die Stadt der Glutten

„Noch lebend gehst und so gefüge sprichst,

„Laß etwas hier zu weilen, dir gemuthen!

„Denn deine Sprache macht dich offenbar

„Als bürtig aus dem edlen Vaterlande

„Dem ich vielleicht einst allzulästig war.“

Urpötzlich scholl aus einem von den Särgen

Solch eine Stimm'; ich suchte mich deshalb

Voll Furcht an meines Führers Näh' zu bergen.

Er sprach: Was säumest du, dich umzudrehn?

Schau! dort hat Farinata sich erhoben.

Vom Gürtel aufwärts wirft du ganz ihn sehn. —

Ich bestete den Blick auf seine Stirne:

Er reckte Brust und Angesicht empor
 Als ob er trozig ob der Hölle zürne.
 Und muthig stieß mit raschem Ungeflüm
 Mein Führer mich hinan durch all die Gräfte,
 Und sagte: Rede sonder Hehl zu ihm! —
 Als ich nun stand an seines Grabes Fuß
 Und er mich stolz ein Weilchen angeschauet:
 „Was hattest du für Ahnen?“ war sein Gruß.
 Gern dem Gebot des Meisters unterthänig
 Verschwieg ich's nicht und thät ihm alles kund.
 Darob erhob er seine Frau'n ein wenig,
 Und sagte dann: „Sie waren bitter gnug
 „Mir, meinen Ahnen, meinem Bund gehaß. *
 „So, daß ich zweymahl in die Flucht sie schlug.
 „Und waren sie verbannt, sie fehrten immer“
 Erwidert' ich „von allen Seiten heim,
 „Die Euern ** lernten diese Kunst noch nimmer!“
 Derweil erhob sich sichtbar bis ans Kinn
 Dem Sarge neben ihm ein andrer Schatte, ***
 Ich glaub' er lag auf seinen Knien drin.
 Er blickte rings mich an, als wärs ihm wichtig
 Zu wissen, ob noch jemand bey mir sey;
 Doch bald befand er seinen Argwohn nichtig.
 Und jammerte: Wenn durch dies Nachtresier
 Dir hoher Geist und Wiß die Wege bahnet:
 Wo ist mein Sohn? Weswegen nicht mit dir? —

* Dante's Vorfahren waren Guelfen.

** Die Sibellinen. Er redet im Sinne seiner Väter.

*** Cavalcante Cavalcanti.

„Ich komme nicht aus eigener Kraft und That.“

Sagt' ich zu ihm; „dort wartet mein Begleiter,

„Den euer Guido wohl verachtet hat.“

Schon hatt' ich seinen Nahmen mir gedeutet

Aus seiner Stadt und aus dem Ort der Quaal,

Drum war ich so zur Antwort vorbereitet.

„Wie?“ rief er plötzlich starr emporgericht't;

„Er hat, sagst du? So lebt er denn nicht mehr?

„Sein Aug' entbehret schon das süße Licht?“

Und als er sahe, daß ich sinnig stand,

Und zauderte, den Zweifel ihm zu lösen,*

Da fiel er rücklings nieder und verschwand.

Doch jener Hochgeherzte, dem zu dienen

Ich dageblieben war, stand unbewegt,

Bog nicht den Hals, verzog auch nicht die Minen!

„Und wußten sie so wenig diese Kunst,“

So fuhr er fort im vorigen Gespräche,

„Das quält mich mehr als dieses Lagers Brunnst.

„Allein, es wird nicht funfzigmahl entbrennen

„Das Angeficht der Frauen, die hier herrscht**

„So wirft schon dieser Kunst Beschwerde fennen.

* Dante antwortet nur darum nicht, weil er in Gedanken über das Gespräch mit Farinata versunken ist. Guido lebte damals noch, und theilte nachher mit ihm das Schicksal der Weissen die Verbannung; starb aber bald darauf. Villani VIII. c. 42.

** Proserpina oder Hekate, in der Oberwelt Luna. In weniger als funfzig Monaten wirst du aus eigener Erfahrung wissen, wie schwer jene Kunst ist. Im Jahr 1304 machte

„Doch sage mir, so du die schöne Welt
 „Noch mögest wiedersehn, warum den Meinen
 „Dies Volk so hart in jeder Sazung fällt?“
 Drauf ich zu ihm: Seit jenes grosse Morden
 Die Arbia * geröthet, ist bey uns
 Im Tempel solche Predigt Sitte worden — **
 Er aber seufzend schüttelte sein Haupt
 Dort war ich nicht allein, und traun! ich hätte
 Mir diese That nicht ohne Grund erlaubt.
 Doch da wo alle willig leiden mochten
 Daß man Florenz vernichte, war's nur ich, |
 Nur ich allein, der kühnlich sie verfochten.

Unser Dichter besitzt die Zauber Kunst, einen tiefen Cha-
 rakter, und in dem Charakter des Mannes den seines
 Jahrhunderts mit so wenigen Zügen zu fassen, und an
 beyden die innerste Eigenthümlichkeit zu offenbaren. Sol-
 che Menschen, aus deren Thaten, auch den verheerendsten,
 immer noch ein freyes, heroisches, unwandelbar = selbst-
 ständiges Wollen hervorleuchtet, die bey gewaltigem Nach-
 druck der Leidenschaften die einfachste, ruhigste Fassung
 bewahren, wie dieser stolze Florentiner; solche Menschen

Dante mit den Weissen einen unglücklichen Versuch, ihr
 Bürgerrecht wieder zu erobern. — Die Seltsamkeit und
 Dunkelheit des Ausdrucks kann damit entschuldigt werden,
 daß es eine Weissagung ist.

* Ein Fluß bey Monte Aperto.

** Vermuthlich bildlich: Tempel für Rathhaus und Predigt
 für die Reden oder Aussprüche, die dort gehalten oder
 gethan werden.

Die Horen. 1795. 3tes St.

trug Italien damahls: aber der Sinn, der so etwas rein und ganz wie es ist, erkennt, wurde von jeher äusserst wenigen zu Theil. Die Natur ist so zurückhaltend mit ihren Geheimnissen, wie verschwenderisch mit ihren Gaben, man möchte ihr fast Eifersucht auf die vertraute Bekanntschaft mit ihren Lieblingen Schuld geben. Hoheit der Seele verschmäht es, sich selbst zu untersuchen und zu beflügeln. Sie ist oft von einem wunderbaren Unbewußtseyn begleitet, welches sie gewissermaßen auch von ihren Darstellern fordert. Wenigstens wird nicht leicht ein Geschichtschreiber, Künstler oder Dichter durch bloße Bestrebungen des Verstandes, ohne jenes heilige Ahnungsvermögen sich ihr nähern.

Die Zusammenstellung mit dem andern Schatten, dessen Schwäche Farinata's mannhafte Festigkeit um so viel abstechender hervorhebt, ist, wenn auch ein Werk der Ueberlegung, doch ein kühner und treffender Gedanke. Schauerlich ist die ganze Episode von Cavalcanti, sein Rauern im Sarge, sein Schrecken über den vermeinten Tod seines Sohnes, sein markloses Hinfallen. Das bange Gespenst scheint zum zweyten mahl zu sterben, während Farinata so wenig dadurch irre wird, als ob eine Fliege neben ihm umkäme.

Die Verdammniß dieser beyden theilt unter andern auch der teutsche Kaiser Friedrich der Zwente. Es ist schwer zu bestimmen, ob ihm die Bannflüche und Anklagen der Päbste, * oder das berühmte Buch: von den drey

* Comment peut-il être hérétique sans être chrétien? fragt Voltaire bey Gelegenheit derselben.

Betrügern, dessen mittelbarer oder unmittelbarer Urheber er gewesen seyn soll, oder unbesonnene Spöttereyen, oder eine seinem Jahrhunderte weit vorausseilende, freye Denkart zu diesem vielleicht ehrenvollen Plaze verholffen haben. Da der Gibelline mit einem ruhmwürdigen Kaiser so übel umgeht, so darf es nicht befremden, daß er sogar einen Pabst, Anastasius den Zwenten, trotz seiner Unfehlbarkeit unter die feinem Ketzer verweist. Indessen hat den Verfechtern der Römischen Kirche, Baronio und Bellarmin, Dante's Ansehen wichtig genug geschienen, um die Beschuldigung mit ernstem Eifer zu widerlegen.

Vor dem Hinabsteigen in dem innern Abgrund giebt der Begleiter des Dichters diesem einen summarischen Begriff von der Einrichtung der Hölle, und von ihren verschiedenen Bewohnern, die nach einem Eintheilungsgrunde aus der Ethik des Aristoteles geordnet sind.

Zügellosigkeit der Leidenschaften (*ακρασια*) ist weniger strafbar als eigentliche Bödsartigkeit (*κακια*). Die vielerley Laster, welche aus jener entspringen: Wollust, Schwelgerey, Ausschweifung im Gebrauche der Güter, also Geiz oder Verschwendung; endlich Fähsorn; büßen insgesammt in den obern, auf die Vorhöfe der Hölle folgenden Kreisen. Böses wird ferner durch Gewalt oder List verübt. List verdient überhaupt strengere Mißbilligung als Gewalt, weil sie auf einem Mißbrauche der dem Menschen eigenthümlichen Vorzüge beruht. * Die allgemeine

* Cic. de offic. I. 13. Cum autem ducjus modis, id est, aut vi, aut fraude, fiat injuria: fraus vulpeculae, vis leonis

Pflicht der Redlichkeit gegen alle brechen, ist hinwiederum weniger schändlich, als die mit uns durch näheres Zutrauen Verbundenen verrathen. Dem zufolge sind drei Kreise innerhalb der Stadt des Dis, jeder mit seinen Unterabtheilungen für Gewaltthätige, für Betrüger, für Verräther bestimmt. Weil Gewalt, gegen den Nächsten, den Thäter selbst und Gott gerichtet seyn kann, so theilt sich der Kreis der Gewaltthätigen in drei schmälere Zirkel auf derselben Fläche: im äußersten wird Raub und Mord gestraft; im mittlern Selbstmord und sonstige Zerstörung eignen Glückes; im letzten Gotteslästerung, unnatürliche Wollust und Wucher, den Dante durch Spitzfindigkeiten der Schule zum Verbrechen gegen die Natur und also mittelbar gegen die Gottheit macht. Ferner nimmt er sehr willkürlich zehn Unterarten des Betrugs an: Verführung; Schmeicheln; Simonie; falsche Wahrsageren; Gauneren, besonders Bestechlichkeit; * Heucheln; Dieberei; Mißbrauch des Scharfsinnes zu Erfindung schlauer Ränke; Zwietrachtstiften; Verfälschung. In der untersten Fläche der Hölle endlich läßt er vier Bezirke einander anschließen, deren Nahmen: Raina, Antenora, Tolomea, Guidecca, von Beispielen des Verraths an Blutsverwandten, an Freunden oder Schutzgenossen oder Wohlthätern, ihrer Bestimmung gemäß abgeleitet sind. Zwischen den bloß ausschweifenden und den eigentlichen Verbrechern schaltet er, wie wir schon gesehen haben, die Ketzer ein, über die ihm Aristoteles schwerlich viel Auskunft gab.

videtur: utrumque homine alienissimum: sed fraus odio digna majore.

* Baralteria; nach Dante's Sinne ungefähr eben das in weltlichen Angelegenheiten, was Simonie im geistlichen.

Wer könnte nun wohl von diesem Gerippe auf die lebendige, kraftvolle Bekleidung, von dieser scholastischen Tabelle auf ein Gedicht voll hoher Einfalt und freyer Naturgröße schliessen? Und wer (so läßt sich eben die Frage allgemeiner fassen) würde unter den Finsternissen des dreizehnten Jahrhunderts einen Dante vermuthen, wenn das Werk, das von ihm zeugt, nicht vor seinen Augen stünde? Unabhängig von fremden Einflüssen sieht man ächten Genius öfter, weil er meistens seinen Gang unbekümmert bey ihnen vorübergeht; allein so auffallend, wie in Dante's Ueberlegenheit über das, warum er sich selbst bewarb, über den Ideenkreis, worein er sich doch selbst forschend vertiefte, erscheint das unvermischte Nebeneinanderseyn des Erlernten und Unlernbaren fast nie. —

Die Fortsetzung folgt.

III

Entzückung des Las Casas

o d e r :

Quellen der Seelenruhe.

Las Casas, dessen Name unter der Zahl thätiger Menschenfreunde ewig glänzen und um so heller glänzen wird, da er neben den Höllenschwarzen Namen jener Ruchlosen erscheint, die durch Schwert und Folter und Sclavendienste eine Million von Unschuldigen innerhalb funfzehn Jahren würgten; dieser beredte, eifrige, unermüdete Fürsprecher der Indianer lag jetzt, als ein neunzigjähriger Greis, auf dem Sterbebette. So sehr schon längst seine ganze Sehnsucht auf den Lohn im Himmel gerichtet war; so ward ihm doch im Angesicht der Ewigkeit bange. Es war die Bangigkeit einer holden, liebenden Braut, die in dem Augenblick, wo das Glück ihres Lebens gegründet und alle ihre Wünsche gekrönt werden sollen, vor der Veränderung ihres Standes zittert. Las Casas war sich der Reinigkeit seines Herzens und der Unschuld seines Lebens bewußt; er hatte Königen ins Antlitz gesehen, und scheute keinen irdischen Richter: aber der Richter, vor den er jetzt treten sollte, war Gott; und eine unendliche Heiligkeit und Gerechtigkeit schien ihm furchtbar. Auch das kühne Auge der Rechtschaffenheit, wie das blöde der Schuld, schlägt den Blick vor der Sonne nieder.

In seinen Füßen saß ein würdiger Ordensbruder; auch ein Greis, und seit vielen Jahren sein Freund. Gleiche Rechtschaffenheit hatte ihn mit zärtlicher Liebe gegen Laß Casas, und Bewußtseyn geringerer Kräfte mit Bewunderung und Ehrfurcht erfüllt. Er sah mit Wehmuth, wie sein Freund, dem er nie von der Seite wich, immer stiller und ohnmächtiger ward, und sprach ihm Hoffnung ein, um Hoffnung bey sich selbst zu erwecken. Aber der Greis, der des grossen Gedankens an die Ewigkeit voll war, bat ihn hinauszugehen, und ihn mit seinem Richter allein zu lassen.

Laß Casas lag und überdachte sein Leben. Wohin er sein Auge wandte, da sah er Irrthümer und Fehler, und sah sie in ihrer ganzen Grösse, ihre Folgen breiteten sich vor ihm aus, wie ein Meer: aber klein, und unlauter, und fruchtlos an dem gehofften Guten schien ihm jede bessere That; eine Quelle der Wüste, die im Sande dahinschwindet, ohne daß Halm oder Blume ihr Ufer schmücke. Reuig, gedemüthigt, beschämt, warf er sich nieder in Gedanken vor Gott, und flehte aus der Tiefe der Seele: Gehe nicht ins Gericht mit mir! Laß mich Erbarmen vor deinem Throne finden, Vater der Menschen!

Die Kräfte des Sterbenden waren zu matt für diese Anstrengung der Seele: so sehr er zu wachen rang, so versiegelte bald der Schlaf seine Augenlieder. Und plötzlich war ihm, als hätt' er die Gestirne des Himmels zu seinen Füßen, und ging' auf Wolken einher in einem endlosen Raum, und sah' in tiefer Ferne ein majestätisches Dunkel, durchbrochen von einzelnen Lichtfluthen göttlicher Glorie, und rings von Heerschaaren umschwebt, die aus

den Welten heraufführen, und hinab in die Welten. — Kaum hatte noch sein Auge gefaßt und seine Seele bewundert; so stand vor ihm da, mit ernstem Blick des Richters, ein Engel, und hielt in seiner Linken eine Rolle, die seine Rechte entwickelte. Todeschauer, wie er den Verurtheilten beim Anblick der Richtstätte ergreift, wo er bluten soll, durchfuhr den zitternden Greis, als zuerst der Unsterbliche seinen Namen aussprach, und ihm dann vorhielt die höhern, edleren Kräfte alle, in seine Seele gesenkt, und die bessern, sanfteren Neigungen alle, in seinem Blute bereitet, und die Anlässe, die Hülfen zur Tugend alle, in seine Lage verwebt, so daß ihm dünkte, sein Gutes komme Alles von Gott, und nichts werde ihm übrig bleiben, als seine Irthümer und seine Sünden.

Jetzt, da der Engel sein Leben begann, suchte er nach den Vergehungen seiner Jugendjahre; aber er fand sie nicht. Die erste Thräne der Reue hatte sie alle verwaschen. Nur sie selbst stand bemerkt, diese Thräne, und jeder ernste Vorsatz zum Guten, und jede Beschämung über erneuerten Fehltritt, und jeder stille Triumph über vollbrachte Pflicht, und jedes willigenährte Gefühl der sich selbst verläugnenden Güte, und jeder edle, siegreiche Kampf mit der Sinnlichkeit, der Empörerin gegen Gott. Da ging sein Herz dem Gerichteten auf in Hoffnung. Und obgleich seiner Fehler mehr war, als des Sandes am Meer; so war doch auch des Guten und des Edlen die Fülle: und das Gute wuchs, und der Fehler ward minder, je mehr er an Jahren fortschritt, und Erfahrung und Nachdenken die Kraft der Seele, so wie Uebung im Guten die Neigung und das Vermögen stärkte. Doch war auch

sein Bestes nicht vollkommen vor Gott, und der edelsten Thaten Quell war auf seinem Grunde noch trübe.

Bald aber, da erhöhte der Engel den Ton, und seine Rede ward strömend; denn der Jüngling war zum Manne gereift, und war aufgetreten, als Held der Menschheit, in jenen Eilanden, die einst Eilande des Segens und Friedens, und jetzt des Fluchs und des Mordens waren. Was er hier litt, der Edle, und noch mehr, was er hier that; wie jede Noth der Unschuldigen seine eigene ward, und wie die ganze Seele ihm zu einer Thätigkeit aufflammte, die noch fortglühte im Greisesalter; wie er, hohen Muthes im Gefühl seines Rechts, der Rache der Mächtigen Troß bot, und lauten Fluch über den Gold- und Gierst aussprach, der mordete, und über den Glaubensstolz, der es lächelnd ansah, und über die Staatsklugheit, die es zu ahnden vergaß; wie er hin und her, der Stürme und der Klippen nicht achtend, über die Tiefen des Meeres flog, um bald dem Thron seine Klagen, bald der Unschuld den Trost der Hoffnung zu bringen; wie er hintrat vor den stolzen Eroberer, den ersten Herrscher in zwoen Welten, und ihm seine Schuld in die Seele donnerte, daß ihm ward, als ständ er vor seinem ewigen Richter, und als lekten die schwarzen unauslöschlichen Flammen der Hölle schon an sein Krankenlager; wie er sich hinwarf über die Trümmer gescheiterter Hoffnungen und laut aufweinte gen Himmel, aber sich stets wieder aufriß, als Mann, und wieder da stand voll Muthes und Kraft, und rüstig fortbaute an immer neuen Entwürfen; wie jeder Strahl der Hoffnung, der den Elenden erschien, ihm das Herz mit Entzücken schwellte, und als der letzte in trübe, ewige Nacht dahinschwand, wie er da, jeder

Freude und jedem Trost entzugend, sich tief in die Einsamkeit barg, und die Erde ihm nichts mehr war, als ein Kerker, und die Sehnsucht nach Auflösung und Ewigkeit ihm von nun an die ganze Seele füllte: alle diese Thaten und diese Leiden standen geschrieben vor Gott, nach ihrer ganzen Lauterkeit, Verdienstlichkeit, Schönheit. — So wie er fortlief, der Engel, so glühte ihm seine Wange von immer höherm Feuer, sein Athem ward lauter, sein Blick beseelter, und rings um ihn her wallte reineres, holderes Licht: denn Eifer für Wahrheit und Recht — und wenn er, thatenlos, nichts als Zeugnis und Thränen opferte, weil ihm Thaten versagt waren — ist von hohem, unnennbarem Werth im Himmel.

Aber noch stand der Greis, den Blick zur Wolke gesenkt, und trüben, denkenden Ernst auf der Stirne: denn ihm preßte das Herz jener unselige Rathschlag, womit er einst, in unbedachter Verzweiflung, um das eine Volk zu erleichtern, das andre erdrückte; alle Gedanken seiner Seele schweiften umher am Gambia und am Senegal, bis tief ins Innerste jenes Welttheils, wo verrätherischer, ewiger Krieg den Barbaren Europens Myriaden auf Myriaden in ihre Ketten liefert. Und sie kam endlich, nach unzähligen bessern, diese furchtbare That; schwärzer in ihren Folgen, als alle Unthaten der Hölle, und reicher an Blut und an Thränen, als sie je der reumüthige Greis in der finstersten seiner Nächte träumte. Aller Greuel der Bosheit und alle Wehklage der Unschuld war im Andenken vor Gott; aller unsägliche, undenkbare, unendliche Jammer, im Mutterlande, auf dem Meer, auf den Inseln; alles Hinsinken der ersterbenden Kraft, und alle Geißelhiebe statt Erquickung und Schlummers;

alles Wimmern der sich sträubenden Todesangst, und alle Stille der dahingegebenen Verzweiflung. — Laß Casas stand, als sollt' ihn das Entsetzen vernichten. Er dachte jetzt nicht den Heiligen, den Gerechten, vor dem keine Finsterniß deckt, und kein Flügel des Lichtes sichert; voll des innigsten, tiefsten Erbarmens dacht' er nur das endlose Elend aller dieser Tausende, seiner Brüder. Da der Engel ihn sah, wie die Reue mit allen ihren Rattern ihm an die Seele fiel, und wie er das Kleinod seiner Natur, die Unsterblichkeit, hätte geben mögen, um seine Schuld zu vertilgen; da entfloß auch ihm eine Thräne.

Aber eine Stimme vom Heiligthum her, sanft und liebevoll, wie eines versöhnten Vaters, gebot dem Engel: Zerreiß die Rolle!

Und der Engel zerriß die Rolle. Getilgt, sprach er, sind deine Schwachheiten vor Gott. Aber geschrieben steht vor seinem Angesichte mit Zügen des Lichts dein Name. Wollt' er Fehler ahnden, wie deine Fehler; so wäre deiner Brüder keiner gerecht vor ihm, und leer und Bürgerlos bliebe sein Himmel. Er hat Seelen in Staub gesenkt, damit sie durch Irthümer zur Wahrheit hindurchbrächen, und durch Fehler zur Tugend, und durch Leiden zur Glückseligkeit.

Nimm mir, nimm mir, schluchzte Laß Casas, dem mit einer Thränenfluth die Stimme zurückkam; nimm mir, wenn du's vermagst, die Erinnerung jener That, oder ich werde ewig mein Gericht in mir selber tragen. Zerreiß, wie du diese Rolle zerrissen hast, auch das Andenken an sie hier im Innersten meines Herzens, oder

selbst in der Gegenwart Gottes werd' ich den Himmel suchen, und der Seligkeit im Schooße nach Ruhe jammern.

Sterblicher! rief der Engel; wo ist Seligkeit, als in dir, als in deiner eigenen Seele? Und worinn sonst kann sie dir Endlichen blühen, der du nie ohne Fehl und Irrthum seyn kannst, wie Gott, als daß du dich wirksam zum Guten fühltest mit all deiner Kraft, und innige, treue Liebe nährest auch für den niedrigsten deiner Brüder, und in der Bitterkeit deines Schmerzens selbst, wo du gefehlt hast, den Adel deiner Seele empfindest?

O, aber dieß Grenzenlose, unaussprechliche Elend durch lange Jahrhunderte — —

Wird zu Wonne werden, und zu Fülle der Seligkeit, in dem Weltentwurf deines Schöpfers. Du hast dich selbst in deiner Schwachheit erkannt; erkenne nun in seiner Herrlichkeit Ihn!

Und er gebot der Wolke, daß sie sich donnernd vom Boden des Himmels losriß, und Hand in Hand führen sie nun hinab in die Schöpfung. Da rollte zu des Greises Füßen die Erde, und der Unsterbliche wies ihn hin auf rauhe, unwirthbare Gebirge, die ein ewiges Eis bedeckte, und auf Schrecknisse schwarzer kämpfender Ungewitter, und auf Zerstörungen wilder wütender Stürme. Von den Gebirgen herab quollen Bäche und Ströme, und an ihren Ufern freuten sich Millionen; in den kämpfenden Ungewittern stieg der Segen vom Himmel, und Feld und Wald blühten schöner; und wo die Stürme zerstört hatten, da athmete freier die Brust, und die Wange

gewann wieder Röthe; denn zerbrochen war der Flügel der Pest, die in Dämpfen daherzog, und sie war zurückgestürzt in den Abgrund. — So führt' er den Stauenden fort von Uebel zu Uebel, aus der sichtbaren in die unsichtbare Natur, und mit immer schwellender Wonne weicht' er ihn ein in jene höhern Erkenntnisse, deren ganzes Geheimniß dem sterblichen Blick keine sterbliche Hand entriegelt: wie durch alles Wogen und Empören des Endlichen der Unendliche seinen Weg hindurchgeht in seiner Herrlichkeit, daß kein Fehl und kein Irrthum da bleibt in aller Tiefe und Weite der Schöpfung, vom letzten bis zum letzten Gestirn; — und wie, in der Welt der Seelen, Leiden die Thätigkeit weckt, und Mutter und Pflegerinn wird jedes größten und jedes schönsten Gefühls der Menschheit; — und wie, unter dem fremden Himmel, der geraubte Slave Eindrücke sammelt, einen Besitz für die Ewigkeit! Eindrücke, in denen der seligen Erkenntnisse zu vielen Tausenden schlafen, so wie im Fruchtkorne die Aernte schläft, oder im Schößling der Wald; — und wie, in höhern Zeitpuncten des Daseyns, aus seiner duldenden, geängsteten, zerrissenen Seele jede Tugend hervorblüht, und ihre Blüthen die sanfteste, edelste krönt; sie, der Sittlichkeit Wipfel und der Menschheit Vollendung: Liebe, die auch den Todfeind umfängt; — und wie er selbst, der Weiniger und Untertreter der Unschuld, so krank und wund und zerrüttet jede Kraft seiner Natur ist, vom Verderben genes't; so, daß all sein Gericht nur Verzug seines Heils war, nur rauherer, dornenvollerer Umweg, der sich weit vom Himmel hinwegschlingt, und doch wieder hinführt zum Himmel; wie an der Spitze der Bosheit das Elend aufkeimt, und in dem Elend die Reue, und in der Reue die Tugend, und in der Tugend die

Seligkeit, und in der Seligkeit immer höhere Tugend; wie jeder Misflaut der Erde hinschmilzt in Harmonieen, und jeder Klag'ton in Jubel.

Horchend, von Schauder auf Schauder ergriffen, der ihm durch all sein Gebein fuhr, im Gefühle der nähern Gegenwart Gottes, stand vor dem Engel der Greis, und staunte, und lernte am Geheimnis der Liebe. Da fiel es ihm von seinem Auge, wie Schuppen; da schwanden die Schatten der Unwissenheit und ihre Unholden hin; da ging über dem Innern der Schöpfung für ihn der Tag auf, der volle, heitre, selige Tag, und Entzücken war seine Morgenröthe. Aber noch bebte heimlich jede Nerve in ihm von Mitleiden und Behmuth; die kämpfenden Gefühle vermischten sich, und neue Thränengüsse quollen auf seine Wangen herab. — O du, rief er jetzt aus, indem sein Knie in die zitternde Wolke stürzte, und Arm und Auge sich froh emporhuben gen Himmel; o du, den ich suchte von meiner Kindheit an, und der sich mir jetzt entwölkt, wie er ist, als ganz Huld, ganz Erbarmen und Liebe; du, mein Vater und nicht mein Richter! und aller deiner Geschöpfe Vater! und aller deiner zahllosen Welten Vater! Gott! Gott! — der du mir Aerten des Heils zeigst, auch wo meine Thorheit Verderben sä'te; der du von mir hinnimmst jeden Kummer der Seele, und mich fühlen lässest in meinem Innersten, daß dir anhangen einzig Seligkeit ist, und deine Herrlichkeit sehn, ihre Vollendung; der du Wollen des Guten, ach! nur Wollen, nur Ringen darnach mit diesen Entzückungen lohnst, und Irthümer selbst durch ihre spätesten Folgen in Quellen neuer Entzückungen wandelst; Herrlicher! Unbegreiflicher! du, dessen Ehre die Himmel — du, dessen

Ehre ich Staub — — Aber ich kann nicht weiter. Meine Seele erliegt.

So war es. Seine Seele erlag; seine Zunge verstummte. Hülfreich hob, die Hände gegen ihn ausgestreckt, der Engel ihn auf, und mit Blicken voll holder, unaussprechlicher Liebe, zog er ihn näher an seinen Busen, und hieß ihn Bruder.

Hier erwachte Laß Casas. Als er den Blick erhob, sah er seinen irdischen Engel, der geschlichen kam, nach seinem Athem zu horchen. Er wollte reden, wollte ihm von der Seligkeit, die seine ganze Seele durchdrang, das Pflichttheil der Freundschaft geben; aber schon brach sein Auge; er sank zurück, und streckte sein Gebein in den Tod hin. Zitternd und stumm hing über dem Entseelten der Bruder. Dann sank er nieder auf ihn, küßte seinen erstarrten, verlorren Freund, und weinte. Sein gen Himmel gerichteter Blick und seine gefalteten Hände sprachen ein Gebet zu Gott, daß sein Hingang wäre, wie dieses Gerechten Hingang. Denn der Tod des Edlen war sanft, ein leises, stilles Hinschlummern des Säuglings im Schooß der Mutter, und Ruhe der Seele, wie sie aus Erkenntnis Gottes und seiner selbst hervorging, lächelte noch im Tode auf seinem Angesichte.

IV

Ueber die männliche und weibliche Form.

Die Einheit der Gattung abgerechnet, welche sich in der männlichen und weiblichen Bildung gemeinschaftlich ausdrückt, stehen selbst die Geschlechtsverschiedenheiten beider in einer so vollkommenen Uebereinstimmung mit einander, daß sie dadurch zu einem Ganzen zusammenschmelzen. Man abstrahire nun entweder von dem Geschlechtscharakter oder man vereinige denselben, so erhält man in beiden Fällen ein Bild des Menschen in seiner allgemeinen Natur. Die Züge beider Gestalten beziehen sich daher wechselseitig auf einander; der Ausdruck der Kraft in der einen wird durch den Ausdruck von Schwäche in der andern gemildert, und die weibliche Zartheit richtet sich an der männlichen Festigkeit auf. So wendet sich das Auge von jeder einzelnen unbefriedigt zur andern, und jede wird nur durch die andere ergänzt. Und eben so wie das Ideal der menschlichen Vollkommenheit, so ist auch das Ideal der menschlichen Schönheit unter beiden auf solche Art vertheilt, daß wir von den zwei verschiedenen Principien, deren Vereinigung die Schönheit ausmacht, in jedem Geschlecht ein anderes überwiegen sehen. Unverkennbar wird bei der Schönheit des Mannes mehr der Verstand durch die Oberherrschaft der Form (*Formositas*) und durch die kunstmäßige Bestimmtheit der Züge, bey der Schönheit des Weibes mehr das Gefühl durch die freie Fülle des Stoffes und durch die liebliche Anmuth der Züge (ve-

nustas) befriedigt; obgleich keine von beiden auf den Namen der Schönheit Anspruch machen könnte, wenn sie nicht beide Eigenschaften in sich vereinigte. Aber die höchste und vollendete Schönheit erfordert nicht bloß Vereinigung, sondern das genaueste Gleichgewicht der Form und des Stoffes, der Kunstmäßigkeit und der Freiheit, der geistigen und sinnlichen Einheit, und dieses erhält man nur, wenn man das Charakteristische beider Geschlechter in Gedanken zusammenschmelzt, und aus dem innigsten Bunde der reinen Männlichkeit und der reinen Weiblichkeit die Menschlichkeit bildet.

Aber eine solche reine Männlichkeit und Weiblichkeit auch nur aufzufinden, ist unendlich schwer, und in der Erfahrung schlechterdings unmöglich. In der Erfahrung kommt immer der eigenthümliche Charakter des Individuums dazwischen, der den allgemeinen Geschlechtscharakter in demselben theils durch Einmischung fremder Züge entstellt, theils durch Mittheilung seiner eigenen zufälligen Schranken ihn hindert, seine höchste Vollendung zu erreichen. Jenes Fremdartige muß also durch den Verstand davon abgesondert, diese Schranken des Individuums müssen entfernt werden, wenn der reine Geschlechtscharakter zur Darstellung kommen soll. Der Verstand aber kann nur dürftige Abstractionen liefern, und hier ist es uns gerade um ein vollständiges sinnliches Bild zu thun, weil der wahre Geist der Geschlechtseigenthümlichkeit nur in dem lebendigen Zusammenwirken aller einzelnen Züge sich ausdrücken kann.

Aus dieser Verlegenheit nun werden wir durch die productive Einbildungskraft gerissen, welche aus dem Ge-

biet der Erfahrung in ein idealisches übergeht, allen zufälligen Ueberfluß und alle zufällige Schranken von ihrem Gegenstand absondert, und das Unendliche der Vernunft in eben so bestimmte Formen einkleidet, als sonst nur die zufällige und beschränkte Geburt der Zeit, das wirkliche Individuum, zeigt. Mit diesem wunderbaren Vermögen vorzugsweise von der Natur ausgestattet, bevölkerte der Grieche seinen Olymp mit idealischen Gestalten. Wenn er nun reine Eigenthümlichkeit und Schönheit suchte, wandte er sich zum Kreise der Götter, und fand da, was er auf der Erde vermifste. Niemand in den folgenden Jahrhunderten hat dies Volk in der Kunst übertroffen, den verborgensten Charakter eines Wesens in seiner noch unentfalteten Knospe zu pflücken, und in dieser Zartheit mit einer bestimmten Gestalt zu umgeben. Nur dem Griechischen Künstler gelang es, das Ideal selbst zu einem Individuum zu machen, und bey ihm werden wir auch den befriedigendsten Aufschluß über den vorliegenden Gegenstand schöpfen.

In dem Kreise der Göttinnen begegnet uns das Ideal der Weiblichkeit zuerst in Dione's Tochter. Der kleine und zarte Gliederbau, welcher jeder schmeichelnden Liebreiz vereint, der üppige Wuchs, das schmachkend feuchte Auge, der sehnsuchtsvoll geöffnete Mund, die holde Sittsamkeit, welche mehr jungfräuliche Schüchternheit als entfernende Strenge verräth, und die himmlische Anmuth, die, gleich einem Hauche, über ihre ganze Gestalt ausgegossen ist, kündigen ein Geschlecht an, das auf seine Schwäche selbst seine Macht gründet. Was sich ihrem Kreise naht, athmet Liebe und Genuß, und ihr Blick selbst ladet freundlich dazu ein. Es war eine große und weit-

umfassende Idee, welche die Venus des Griechen darstellte: die alles hervorbringende, und alles Lebendige durchströmende Kraft. Zu dieser Idee konnten sie kein glücklicheres Sinnbild wählen als die aufblühende Idealgestalt des Weibes, des schönsten aller hervorbringenden Wesen, und keinen glücklicheren Moment als denjenigen, wo das erste, noch unbestimmte, Verlangen den Busen schwellt.

In diesem ersten Jugendalter erscheint die Weiblichkeit reiner, und läßt sich eben deswegen, weil sie sich der übrigen Natur noch nicht ganz angeeignet hat, mehr vereinzelt wahrnehmen; sie ist weniger Charakter als Stimmung des Moments und der Neigung. In der seelenvollsten Miene, in dem lebendigsten Ausdruck des moralischen und sogar des intellectuellen Charakters kann zwar die weibliche Eigenthümlichkeit sichtbar seyn; aber am treuesten offenbart sie sich in der physischen Gestalt und dem sinnlichen Ausdruck, und gerade dieß, zum Ideale erhoben, strahlt aus der Göttinn der Schönheit hervor. Was unser dunkles Gefühl von weiblicher Bildung erwartet, finden wir darum in ihr am leichtesten wieder, und wenn wir den Eindruck prüfen, den ihr Anblick in uns erregt, so fühlen wir uns von einer üppigen Fülle des Reizes durchdrungen, die von wundervoller Schönheit des Baues gehalten, und von feiner Grazie gemäßiget wird. Darum erscheint sie uns menschlicher, und obgleich sie auf keine Weise die Gottheit verläugnet, so nahen wir ihr dennoch mit vertrauender Hoffnung.

Was aus der Göttinn der Liebe laut und unverkennbar spricht, das ruht in Dianens Gestalt noch schlummernd

und unentfaltet. Mit jedem Reiz ihres Geschlechts geschmückt, verschmäht sie die süßen Freuden der Liebe, und ergötzt sich nur an männlichen Beschäftigungen. Mitten unter einer Schaar gleichgesinnter Gespielinnen, verfolgt sie in den Tiefen der Wälder das Wild mit grausamen Bogen, und bestraft mit Strenge den Frebler, der sich ihr mit unkeuschen Augen naht. Durch diese jungfräuliche Sitte ist sie mit *Minerven* verwandt; aber der Charakter beider Göttinnen ist dennoch wesentlich unterschieden. In Jupiters furchtbarer Tochter hat der Ernst der Weisheit jede weibliche Schwäche vertilgt; das zeigt der ruhige, nachdenkend niedergeschlagene Blick. Dianens Auge hängt mit lebhafter Begierde an dem Gegenstand ihres Strebens; sie hat nur Neigung mit Neigung vertauscht. Die Weiblichkeit ist ihr nicht fremd, vielmehr zeigt sie nirgends männliche Kraft; in fröhlicher Unbefangenheit ist sie sich ihrer nur selbst nicht bewusst. Ueberhaupt ist sie kein Ideal einer Gattung, vielmehr einer individuellen Stimmung, oder bestimmter, einer gewissen Stufe des Alters. Die zarte Sehnsucht, welche ein Geschlecht an das andere knüpft, braucht zu ihrer Entwicklung den ruhigen Einfluß eines in sich gekehrten Sinnes. Aber die ersten Aufwallungen des jugendlichen Gefühls schweifen, wie Dianens Blick, in die Ferne. Daher ist das früheste jungfräuliche Alter nicht selten von einer gewissen Gefühllosigkeit, ja sogar, da ein großer Theil der weiblichen Milde von der Entwicklung jener Empfindungen abhängt, von einer gewissen Härte begleitet. Nur schlüpfen einige Charaktere so schnell über diese Periode hinweg, daß sie kaum noch bemerkbar ist, indeß sie sich in andern länger erhält. Dieser Zustand bringt die eigenthümliche Bildung hervor, welche Latonens Tochter aus

der Hand des Künstlers empfing. Der weibliche Reiz strömt nicht in schmelzender Schönheit von ihr aus, sondern ist noch verschlossen in sich, und sich selbst verborgen. Der Bau der Glieder hat mehr Festigkeit und schlanke Behendigkeit, und der ganze Ausdruck sagt, daß die Seele nicht in sich zurücksinkt, sondern auswärts nach fremden Gegenständen strebt. Daben aber stellt sich der Hauptcharakter der göttlichen Weiblichkeit, Anmuth von Würde getragen, in so hohem Grade dar, daß er nur desto mächtiger erscheint, je mehr er zurücktritt. Dianens Strenge hat auch schon die Phantasie der Dichter gemildert. Wenn die nächtliche Einsamkeit und das Schweigen der tosenden Jagd die Göttinn mehr in sich selbst zurückführen, wird sie von Endymions Reizen gerührt, indef man die ernste Pallas keiner Schwachheit zu zeihen vermag.

Wenn man Cytherens Anmuth mit der Würde der Juno vergleicht, so sieht man die Weiblichkeit in eine neue und erweiterte Sphäre versetzt. In der ersteren ist sie rege und thätig; bey der letzteren ergießt sie sich ruhig durch das ganze Wesen, und erscheint weder allein, noch in einem einzelnen Moment der Neigung oder des Affects, sondern ist, auß innigste in die göttliche Persönlichkeit verwebt, zum Charakter geworden. Zwar muß es dem Leser der Dichter schwer werden, diese Züge in derjenigen Gottheit zu finden, die mit Rache athmender Eifersucht ihre Feinde verfolgt, und an den Trümmern des rauchenden Iliums sich weidet. Aber man muß den allgemeinen Charakter der Götter von den Fabeln unterscheiden, womit die spielende Phantasie eines sinnlichen Volks denselben verunstaltet hat. Denn so wenig Jupiters Lusternheit dem Vater der Götter wesentlich ist, so wenig ist es

Juno's Eifersucht und Rachgier der Königin des Himmels. Doch selbst in den Fabeln der Dichter verläugnet die Göttinn weder den Charakter der Erhabenheit noch der Milde, und nur auf Augenblicke kann ihn die Macht der Affekte verdunkeln. Allein in die höchste weibliche Anmuth und Würde gekleidet, erscheint sie aus der Hand des bildenden Künstlers, der seiner Phantasie aus leicht begreiflichen Gründen weniger Willkührlichkeit als der Dichter verstattete. Zwar zieht auch hier ehrwürdige Hoheit einen heiligen Kreis um die Göttinn. Aber ist es dem stillen Verehrer gelungen, sich ihr mit geweihtem Herzen zu nahen, so umstrahlt ihn nun auf einmal ihre holdselige Schönheit. Die Ungleichheit, mit welcher der bildende Künstler und der Dichter dieselbe Gottheit behandelten, beruht offenbar auf der ungleichen Entwicklung der Begriffe von der moralischen und physischen Bildung des Geschlechts; denn nothwendig mußte der Künstler, der sich auf den Ausdruck der letztern einschränkte, es dem Dichter eben so weit zuvorthun, als das Ideal der äussern Gestalt mehr geläutert und ausgebildet war. Das Bild hingegen, welches der Dichter von der Göttinn entwarf, richtete sich nach den eingeschränkten Begriffen, die man sich von der moralischen Bestimmung des Geschlechts bilden mochte; sein Muster war die züchtige Gattin, die Freundin der Ordnung und Häuslichkeit, aber zugleich auch die eifrige Beschützerin ihrer Rechte, und diese idealisirte er in der Königin der Götter.

Haben wir indeß unsre Phantasie von diesen Nebenbegriffen gereinigt, so stellt sich uns in dieser Gottheit das Bild wahrer Weiblichkeit nur auf einer erhabenen Stufe dar. In keinem einzelnen Zuge dringt sie sich vor, son-

dern wirft um die ganze Gestalt einen zarten Schleier, durch welchen die Gottheit frey und ungehindert durchblickt. Sie zeigt sich daher auch nicht in der Beschränkung, welche ein bestimmter einzelner Zustand allemal mit sich führt; sondern umschließt vielmehr jede noch unentwickelte Anlage, und giebt dem Verstande und der Phantasie ein unbegrenztes Feld zu verfolgen. Denn nicht, wie die Göttinn der Liebe, durch einladende Sehnsucht, noch wie Latonens Tochter, durch jugendliche Unbefangenhait verräth Juno das Weib, sondern durch eine ruhige, über das ganze Wesen verbreitete Fülle. Auch der Schatten der Begierde verschwindet, und innre Selbstgenügsamkeit hebt sie aus dem Kreise irdischer Beschränktheit hinweg. Ihre hehre Gestalt, ihr weites rundgewölbtes Auge, und der Ausdruck der Hoheit in ihrem Munde geben ihr eine Würde, welche jede Spur der Bedürftigkeit vertilgt. In dem sie aber hierin die Weiblichkeit gleichsam verläugnet, dankt sie derselben ihre ganze übrige Schönheit. Weiblich ist die Fülle ihres Wesens, eine weibliche, langsam ausströmende Kraft ihre wohlthätige Macht, und zugleich ist beides mit lieblicher Anmuth und allen Reizen der Jugend geschmückt. Denn wie sich jede Gottheit des Vorrechts erfreut, alles Menschliche zu genießen und zu leiden, ohne über den Augenblick der Gegenwart hinaus, den Sterblichen gleich, beschränkende Folgen zu erfahren, so kehrt auch Juno ewig als jungfräuliche Braut in Jevs Umarmung zurück.

Dennoch erscheint die Weiblichkeit nicht in ihrer ursprünglichen Beschaffenheit in ihr, nicht wie sie, noch unverändert durch die Persönlichkeit, aus der Hand der Natur kommt. Vielmehr mit der Gottheit vereint, wird sie

von dieser empor getragen. Kühner erhebt sich daher die Gestalt der Göttinn, freyer wölbt sich das Auge, stolzer gebietet der Mund, und frey von den Schranken des Geschlechts, ist sie allein mit den Vorzügen desselben begabt. Der Ausdruck der göttlichen und weiblichen Natur verliert sich sanft in einander, und jeder wird durch den andern gegenseitig erhöht oder gemäßiget. Die üppige Fülle der Weiblichkeit, der es leicht an Haltung gebricht, wird in einen sich selbst beherrschenden Reichthum verwandelt, und die weibliche Kraft, die von äusserer Nothwendigkeit abhängt, erscheint mehr durch eine innre gebunden. Wo hingegen die furchtbare Größe der Gottheit Schrecken erregen könnte, da verbannt ihn die Sanftmuth des Weibes. Durch sie erscheint der feste Rathschluß, den die Götterstirn verkündet, nicht von der Willkühr der Laune abhängig, sondern an die hohe Ordnung der Dinge geknüpft, und der feierliche Ernst, welcher die Göttinn umgiebt, verliert jeden Anschein der Härte, da er aus weiblicher Zucht und Sittsamkeit hervorgeht.

Hier also tritt die Weiblichkeit in einer neuen Gestalt auf. Es ist nicht das eigene Ideal derselben, welches wir sehen, nicht eine Gestalt, welche ihre Vorzüge, wie ihre nothwendigen Schranken, zu zeigen bestimmt wäre; es ist das Ideal einer geistigen Natur überhaupt, welche um einen Körper anzunehmen, sich nothwendig zu einem Geschlechte bekennen mußte, und nun das weibliche wählte. Denn unabhängig von der Form der Geschlechter, muß es noch eine andere mittlere geben, die ein reiner Abdruck der Menschlichkeit, oder wenn wir uns diese idealisch erhöht denken, der Göttlichkeit im Sinne der Alten ist, und zu welcher jedes einzelne Geschlecht emporstreben sollte.

Die Schwierigkeit ist nur, bei diesem Uebertritt in ein fremdes Gebiet, doch gleichsam das eigne nicht zu verlassen; sondern es vielmehr idealisch zu erweitern. Gerade die Forderung aber ist hier erfüllt, da die Göttlichkeit den Charakter der Weiblichkeit als Naturcharakter vertilgt, und als Willenscharakter dargestellt, ihm eine unendliche Fläche eingeräumt, und indem sie seine Schranken entfernte, seinen Vorzügen selbst einen neuen Glanz mitgetheilt hat. Jeder Zug der erhabenen Bildung ist weiblich; unverkennbar aber spricht zugleich aus jedem die Gottheit; und so gewinnt bey Weibern und Göttinnen die Menschlichkeit und Göttlichkeit immer in eben dem Grade, in welchem die Weiblichkeit ihr ganzes Wesen lebendiger beseelt.

Wenn man sich ruhig den Eindrücken überläßt, welche in diesen Idealen, wie in der Wirklichkeit selbst, die weibliche Schönheit in dem Gemüthe hervorbringt, und sie auf einen bestimmten und allgemeinen Begriff zurückzuführen versucht; so sind es Lieblichkeit und Anmuth, welche den Sinnen von allen Seiten entgegenkommen. Ein zarter Gliederbau von verhältnißmäßiger Größe und mit schön wallenden Linien umschlossen, in allen Theilen Fülle und Weichheit, eine sanfte und doch lebhafteste Farbenmischung, eine feine und glatte Haut, lange und anmuthig stießende Locken. Diese und ähnliche Züge sind es, welche in der Phantasie des Betrachters zurück bleiben, und sich in keiner wahrhaft weiblichen Bildung verläugnen, wenn sie gleich in mannigfaltig verschiedenen Gestalten erscheinen. Das charakteristische Merkmal der weiblichen Bildung ist daher die ununterbrochene Stätigkeit der Umriffe, mit welcher ein Theil aus dem andern gleichsam auszufließen scheint. Sie verwandelt die aus der

Gestalt hervorleuchtende Kraft in reizende Fülle, und verbindet alle einzelne Züge in ungezwungener Leichtigkeit zu einem harmonischen Ganzen.

Dieser materielle Reiz, welcher allein den Sinnen schmeichelt, muß, um zur Anmuth zu werden, eine Form annehmen, durch welche er der höheren Forderung des Geistes Genüge leistet. Ohne sie geht er nicht in das Gebiet der Schönheit über, und sie ist es allein, die ihn zur Grazie erhebt. Zwar wird die Kunstmäßigkeit in der Bildung des weiblichen Körpers durch die grössere Weichheit und den sanfteren Fluß der Umrisse versteckt; aber sie darf nicht verschwinden, und in einem wahrhaft schönen weiblichen Bau muß die technische Vollkommenheit ebenso durchschimmern, als sie in einigen übriggebliebenen Kunstwerken des Alterthums dem Auge in der That sichtbar ist, wenigstens wenn dasselbe die Leitung des Gefühlssinns zu Hülfe ruft. Wie aus der sinnlichen Harmonie des Baues die reine Kunstmäßigkeit hervorblicken muß, so wird, wenn die Gestalt vollendet heißen soll, von beiden noch ein Ausdruck der sittlichen Harmonie des Charakters gefordert. Würde und Selbstständigkeit strahlen alsdann aus dem Wuchs und den Gesichtszügen hervor. Ohne ein übermüthiges Streben nach Herrschaft zu verrathen, begnügt sich die aufgerichtete Gestalt, der Fesseln entledigt zu seyn, die sonst alles Lebendige binden. In eigener Kraft erhebt sie sich, und unterwirft sich willig den Gesetzen einer Ordnung, die sich mit ihrer Freiheit vertragen. Also weit entfernt, daß der Ausdruck des Geistes an der weiblichen Bildung vermißt werden sollte, so ordnet sich derselbe vielmehr nur jener gefälligen Grazie freiwillig unter.

An diesem Charakter einer grösseren Anmuthigkeit, als man sie von der bloß menschlichen Bildung erwartet, ist die Weiblichkeit überall ohne Mühe erkennbar. Gleich sichtbar muß nun zwar in der hohen männlichen Schönheit die Männlichkeit seyn; nur zeigt sich hier der sehr merkwürdige Unterschied, daß die letztere nicht sowohl, wenn sie da ist, leicht bemerkt, als, wo sie fehlt, vermist wird. Der eigentliche Geschlechtsausdruck ist in der männlichen Gestalt weniger hervorstechend, und kaum dürfte es möglich seyn, das Ideal reiner Männlichkeit eben so, wie in der Venus das Ideal reiner Weiblichkeit, zu vereinzeln. Schon bei dem ersten Anblick bey der Gestalten wird man gewahr, daß der Geschlechtsbau bey der männlichen bey weitem weniger mit dem ganzen übrigen Körper verbunden ist. Bey der weiblichen hat die Natur mit unverkennbarer Sorgfalt alle Theile, die das Geschlecht bezeichnen, oder nicht bezeichnen, in Eine Form gegossen, und die Schönheit sogar davon abhängig gemacht. Bey jener hat sie sich hierin eine grössere Sorglosigkeit erlaubt; sie verstattet ihr mehr Unabhängigkeit von dem, was nur dem Geschlecht angehört, und ist zufrieden, dieses, unbekümmert um die Harmonie mit dem Ganzen, nur angedeutet zu haben. Vielleicht aber verwebte sie auch den männlichen Charakter nur feiner in das übrige Wesen des Mannes, und zeichnete ihn durch den Ausdruck grösserer Kraft, mehr reger und schneller Anstrengung und geringerer Masse. Diese besondere Eigenthümlichkeit aber läßt sich nicht gerade auf die Rechnung seines Geschlechts setzen. Denn da sie von keiner Seite dem Charakter der reinen Menschheit widerspricht, so kann sie der rein menschlichen, so wie die entgegengesetzte der weiblichen Form eigenthümlich seyn; und die grössere Unab-

hängigkeit von dem Geschlechtsunterschied gehört daher unmittelbar mit zu dem Begriff der männlichen Bildung.

Je mehr Kraft und Freyheit auch die Gestalt des Mannes verräth, desto männlicher erklärt ihn selbst das alltägliche Urtheil. Noch mehr, als in der weiblichen Schönheit muß die Kraft die Masse überwunden haben, und wir verzeihen es eher wenn sich jene, selbst mit Verletzung der blossen Anmuth, zu sichtbar hervordrängt, als wenn sie im Gegentheil dieser unterliegt. Daher wird die männliche Schönheit immer in dem Grade erhöht, in welchem die Kraft gestärkt wird, und sinkt immer um so viel herab, als man dem Genuß Uebergewicht über die Thätigkeit verstatet. Selbst die Art, wie man das Wachsthum der Kraft befördert, ist nicht gleichgültig, und immer wird sie da weniger männlich erscheinen, wo man sie mehr mit Fülle nährt, als durch Anstrengung übt. So dachten sich die Alten den Bacchus. Reiche Fülle bezeichnet ihn; in fröhlichem Taumel durchzog er die Erde und bezwang entfernte und mächtige Völker mehr durch die üppige Macht seiner Natur, als durch die Anstrengung seines Willens. Seine Bildung ist noch zarter und jugendlicher, als die der übrigen Götter, seine Hüften sind weiblicher ausgeschweift, und der ganze Bau seiner Glieder ist voller und runder. Indes er, mit der thätigen Kraft des Mannes gerüstet, gerade die Eigenthümlichkeiten des Geschlechts in seinem Charakter ausdrückt, nähert er sich dennoch der Gränze der Weiblichkeit. Wie Venus bezeichnet er eine Naturkraft, und ist überhaupt, eben so wie diese, näher als die höheren Gottheiten, mit der Natur verwandt. Aber gerade wie sie das treueste Bild reiner Weiblichkeit ist, so stellt er eine Abweichung von der

Mannheit dar; und überhaupt wird der Mann jederzeit in demselben Grade mehr von seinem Geschlechte ausarten, als er sich von demselben beherrschen läßt. Obgleich dieß im Ganzen auch bei den Weibern der Fall ist, und in der Festigkeit des Affects die lieblichsten Züge der Weiblichkeit erlöschten, so ist doch hier die Gränze weiter gesteckt, und es ist den Weibern in einem hohen Grade ihrem Geschlecht nachzugeben verstattet, indes der Mann das seinige fast überall der Menschheit zum Opfer bringen muß. Aber gerade dieß bestätigt auß neue die grosse Freyheit seiner Gestalt von den Schranken des Geschlechts. Denn ohne an seine ursprüngliche Naturbestimmung zu erinnern, kann er die höchste Männlichkeit verrathen; da hingegen dem genauen Beobachter der weiblichen Schönheit jene allemal sichtbar seyn wird, wie fein auch übrigens die Weiblichkeit über das ganze Wesen mag verbreitet seyn. Schon von selbst stimmt der männliche Körperbau fast durchaus mit den Erwartungen überein, die man sich von dem menschlichen Körper überhaupt bildet, und nicht die Partheilichkeit der Männer allein erhebt ihn gleichsam zur Regel, von welcher die Verschiedenheiten des weiblichen mehr eine Abweichung vorstellen. Auch der partheiloseste Betrachter muß gestehen, daß der letztere mehr den bestimmten, der männliche dagegen den allgemeinen Naturzweck alles Lebendigen ausdrückt, die Masse durch Form zu besiegen.

Aber auch an der männlichen Bildung bleiben noch immer Spuren genug von der Geschlechtseigenthümlichkeit übrig, welche da, wo die höchste Schönheit hervorgehen soll, in der reinen Menschlichkeit sich verlieren müssen. Wenn der Körper des Weibes eine sanfte Fläche, von wellenförmigen Linien begränzt, darbietet, so erhebt die

dem Manne eigenthümliche Kraft und Festigkeit auf dem feinigem hervorragende Sehnen, und sein stärkerer Bau, weniger mit milderndem Fleische bekleidet, deutet alle Umrisse sichtbarer an. Alle Ecken springen schneller und minder vorbereitet hervor, der ganze Körper ist in bestimmtere Abschnitte abgetheilt, und gleicht einer Zeichnung, die eine kühne Hand mit strenger Richtigkeit, aber wenig besümmert um Grazie, entwirft. Was hier in seinen Extremen geschildert ist, läßt freilich, auch mit genauere Beobachtung der natürlichen Wahrheit, eine grosse Beredung zu. Aber, selbst bey der höchsten, wird eine Bestimmtheit übrig bleiben, welche sich der Gränze der Härte nähert. Solch ein Ideal ist, nach dem Urtheil der Kunstkenner, der Farnesische Hercules. Nach langer Arbeit ruht er aus, gestützt auf das Werkzeug seiner Kraft. Riesen und Ungeheuer hat er bezwungen, aber nicht mit der leichten Macht der Götter, die mit dem Gebot ihres Mundes und dem Wink ihrer Hand ihre Gegner vernichten; mit der Anstrengung eines Sterblichen hat er gerungen, mit mühevolem Schweiß den Sieg erkämpft. Zu derselben Gattung gehören auch die Fechterkörper. Arbeit und Kraftübung leuchten aus ihnen hervor, und der Ausdruck des empfangenden Genusses ist überall, selbst da entfernt, wo derselbe die männliche Kraft belohnt. Festigkeit, Bestimmtheit und eine Schärfe der Umrisse, die leicht in Härte auszuarten Gefahr läuft, machen also ein zweites wesentliches Merkmal der Bildung des Mannes aus. Wo nicht schon die Hand der Natur oder die moralische Kultur diese Züge wohlthätig gemildert hat, da rauben sie der männlichen Schönheit wieder etwas von der Freyheit, die sie durch ihre grössere Unabhängigkeit von dem Geschlecht gewann.

In der Natur des Göttlichen strebt alles der Reinheit und Vollkommenheit des Gattungsbegriffs entgegen. Auch der Charakter der Geschlechter fängt an in demselben zu erlöschen, und in der jugendlichen Gestalt der Götter verliert sich die scharfe Zeichnung des männlichen Körpers in einer milden Grazie, welche die Härte hinwegnimmt, ohne die Bestimmtheit zu vertilgen. Wenn Hercules sich zum Olymp empor geschwungen hat, und in Hebes Umarmung des mühevollen Erdelebens verqißt, so umwallt auch seine körperliche Bildung eine mehr geläuterte Schönheit, und mit jugendlicher Leichtigkeit bewegen sich die entfesselten Glieder. Sich diesem Ideale zu nähern, kann auch der Mensch versuchen, und die Verbindung der menschlichen Schönheit mit der männlichen hilft erst die letztern vollenden. Grossentheils vermag die Seele von innen heraus diesen Vorzug hervorzuschaffen; aber noch mehr ist er, insofern er nicht den Ausdruck des moralischen Charakters verstärken, sondern die eigentliche Schönheit erhöhen soll, eine Gabe der Natur. Vorzüglich ist dieß in der Jugend der Fall, die, wenn die Bildung der Kindheit gewissermassen weiblicher ist, auf der schmalen Gränze zwischen beyden Geschlechtern steht. Alsdann erscheint die eigenthümliche Schönheit des Mannes in ihrem herrlichsten Glanze. Jede einengende Schranke ist entfernt, und alles vereint sich zu dem lebendigsten Ausdruck einer mit Stärke gerüsteten Energie, die durch Anmuth gemäßiget ist. Ein solches Ideal ächter Männlichkeit erblicken wir im Vaticanischen Apoll. Die höchste männliche Kraft und Bestimmtheit ist in ihm in die schönste Götterjugend gekleidet; alle Züge der Bildung sind sanft und oft nur noch dem Gefühle bemerkbar gezeichnet; und wenn uns der Bogen in seiner Hand und

der Köcher auf der Schulter in Schrecken setzen, so durchdringt uns die stille Erhabenheit des Gottes mit ruhiger Ehrfurcht.

Wäre unser Sinn genug an Schönheit gewöhnt, um überall auch Schönheit zu fordern; so würden wir die Härte, welche die Gestalt des Mannes so oft begleitet, minder übersehn, und durch sie mehr an das Geschlecht, als an die Gattung erinnert werden. Indes liegt es doch nicht sowohl an einem Mangel aesthetischer Reizbarkeit in uns, als vielmehr an dem ganzen Geist seiner Bildung, wenn wir bey ihm mehr auf Bestimmtheit, als auf Schönheit der Formen achten. Diese Bestimmtheit ist ein eben so charakteristisches Merkmal seiner Bildung, als es Reiz und Anmuth bey der weiblichen ist; daher man ihm eben so wenig Unbestimmtheit und Leere als dem Weibe Mangel an Grazie verzeiht. Dieß bringt den hohen Ausdruck selbstthätiger Kraft in ihm hervor, und verbindet alle einzelne Theile mehr zu der Einheit des Begriffs eines lebendigen und selbstständigen Wesens, als zu der sinnlichen Einheit der Form, auf der wir so gern in dem weiblichen Körper verweilen.

Nach diesen Merkmalen sollte man indes in der Gestalt des Mannes nur Vollkommenheit ahnen, und an Schönheit verzweifeln, wenn sich mit jener strengen Richtigkeit des Baues nicht zugleich reizende Anmuth verbinden könnte. Dieß aber ist bey der männlichen Schönheit in der That der Fall; die abstracte Einheit des Begriffs, welche dem Verstand Genüge leistet, befriedigt durch die lebendige Einheit der Ausführung das Gefühl, und mit der höchsten Bestimmtheit und Mannigfaltigkeit der Umrisse ist der lei-

festen Uebergang einer Form in die andere verträglich. Hat unter uns Mangel an gymnastischen Uebungen, harte Arbeit, welche die Bildung entstellt, mindere Freyheit von Sorge und von mechanischer Beschäftigung, und die ganze der Schönheit ungünstige Neigung des Zeitalters es schwieriger gemacht, dieß an dem lebenden männlichen Körper zu bestätigen; so dürfen wir uns nur an die Kunstwerke des Alterthums wenden. Auch der Schatten der Härte ist dort verbannt, und die Umrisse der männlichen Gestalt fließen gleich sanft, nur mit mehr Sparsamkeit des Stoffs, als in der weiblichen, ineinander. Vorzüglich sichtbar ist dieß in dem höchsten Ideale des Mannes, wo der physischen Eigenthümlichkeit zugleich die intellektuelle und moralische zur Seite steht. Reiz und Anmuth gatten sich also nicht weniger mit der männlichen als mit der weiblichen Form, nur daß sie der letzteren das Gesetz selbst zu geben, bei der ersteren mehr das Gesetz des Verstandes auszuführen scheinen.

Bei dieser Schilderung der Gestalt beyder Geschlechter ist es unmöglich, nicht zugleich auch an ihre innere Eigenthümlichkeiten erinnert zu werden. Wie sehr der Betrachter vermeiden möchte, eine Vergleichung mit denselben anzustellen, um nicht dadurch die Lauterkeit der Beobachtung zu stören, so muß sich die Aehnlichkeit, selbst wider seinen Willen, ihm aufdringen. Denn überhaupt ist keine Gestalt eines organischen Wesens rein, nur von sich selbst abhängig, sondern jede wird durch den Begriff desselben und die ihm inwohnende Kraft bestimmt. In der unorganischen Natur ist alle Gestalt bloße Masse, wenn nicht willkürlich, doch wenigstens nicht nach innren Gesetzen, sondern durch äußere Einwirkungen an einander gehäuft.

Von Kraft ist keine Spur, als von derjenigen, durch welche die Masse mächtig ist; und daher sind Formen dieser Art keiner andern Bedeutung fähig, als welche die Phantasie ihnen willkürlich nach unbestimmten Ähnlichkeiten belegen will. Ganz anders ist es schon in dem Reiche, welches zunächst an dieses gränzt. Die Pflanze strebt mit eigenem Leben empor, und streckt vielfach getheilte Wurzeln und Zweige aus, um fremden Stoff aufzunehmen und eignen abzusondern. Hier ist nicht mehr, wie dort, wo eine rohe ungechiedene Masse auf einem sichern Grunde ruhte, die Gestalt bloß nach mechanischen Gesetzen begreiflich; es offenbart sich in ihr eine innre formende Kraft. Dieser strebt indeß die Materie entgegen, und daher stellt jeder organische Körper das Bild eines Kampfes dar, in welchem bald der eine, bald der andere Theil die Oberhand behält. Wenn die Materie aufhört Widerstand zu leisten, so begünstigt sie die Kraft, indem sie derselben, gerade wie in dem innren Wesen die Empfänglichkeit der Selbstthätigkeit, einen körperlichen Stoff leiht, und sie durch Leichtigkeit mildert. Die Beschaffenheit und das Verhältniß dieser beiden Elemente, der Umfang der Kraft, und die Art, wie die Materie sie verkörpert, bestimmen eine Stufenfolge mehr oder weniger edler Bildungen, nach welcher sich jeder Naturgestalt ihr Rang anweisen ließe. Bei diesem Geschäft müßte man sich aber hüten, über die äußre Bildung hinaus zu gehn. Unmittelbar die Gestalt muß die Kraft ankündigen, auf die es hier ankommt, und thut dieß auch in der That. Wo die ganze Masse, in mehrere einzelne Glieder vertheilt, Leichtigkeit und Beweglichkeit gewinnt, wo in dieser Vertheilung, wie in den Umrissen überhaupt, Ebenmaaß und Regel herrscht, da ist eine bildende Kraft sichtbar, welche

diese, aus den Gesetzen der blossen Materie unerklärbare Erscheinungen hervorbringt, und der Thätigkeit sowohl ihren Umfang als ihre Gränzen bestimmt. Das erste ist vorzüglich in der menschlichen Gestalt offenbar, die nicht bloß, wie jede organische Bildung, eine bildende Kraft und einen bildsamen Stoff überhaupt zeigt, sondern auch eine unbeschränkte, schlechterdings zu keiner einzelnen Verrichtung ausschließlich bestimmte Kraft, und einen Stoff, der anstatt derselben zu widerstreben, ihr vielmehr entgegen zu kommen scheint.

Durch die ganze übrige thierische Schöpfung sehen wir, daß jedem Wesen eine bestimmte Anzahl von Wegen zu verfolgen angewiesen, alle übrigen hingegen versagt sind. Nicht genug aber daß es die letzteren nicht wirklich einzuschlagen vermag, so ist es nicht einmal im Stande, dieß zu begehren, und seine Neigung ist, wie sein Vermögen gefesselt. Dagegen ist der Thätigkeit des Menschen schlechterdings keine einzelne Richtung ausschließlich vorgeschrieben; was seiner Natur unmittelbar versagt scheint, dazu kann er die innern Schwierigkeiten durch Uebung, die äußern durch allerlei Hülfsmittel entfernen, und das gänzlich Unmögliche selbst kann er wenigstens verlangend versuchen. Diese Eigenthümlichkeit nun verräth auch unmittelbar seine Gestalt, und das unterscheidende physiognomische Merkmal derselben ist eine solche Beschaffenheit der Bildung, mit welcher selbst der Gedanke des Zwangs unverträglich, und die nur durch Freyheit erklärbar ist. *

* Auf ähnliche Weise, als hier, wenn gleich nur in den ersten Grundzügen, bey dem Menschen geschehn ist, ließe sich eine Physiognomie aller Thiergattungen entwerfen, bey der nur

Zwar offenbart sich dieses nicht in irgend einem einzelnen Zuge, sondern in dem ganzen Habitus des Körperbaues und in der freien Zusammenstimmung aller Theile, daher es auch nur gesehen und empfunden, und nicht mit Worten beschrieben werden kann. Wenn aber gleich der Mensch durch diese ihm eigenthümliche Freiheit über die Schranken der Endlichkeit hinweggerückt scheint, so tritt er darum noch nicht aus den Gränzen der Natur, sondern diese sind in dem menschlichen Bau nur weiter gerückt. Denn indem die Materie die freie Thätigkeit des Geistes durch ihre Schwerfälligkeit und Trägheit beschränkt, so mildert sie auch durch ihre ruhige Stätigkeit die ungestüme Gewalt, mit welcher die Willkühr sich äussert; und indem der Geist durch seine strenge Gesetzmäßigkeit der Materie Zwang

vorzüglich die beyden Klippen zu vermeiden wären, weder der Willkühr einer spielenden Einbildungskraft, noch dem mit den innren Eigenschaften des Geschöpfs vertrauten Verstande ein einseitiges Uebergewicht einzuräumen; folglich 1. nicht blossen Grillen zu folgen, sondern überall, an der Hand der Naturgeschichte, von dem eigentlichen Körperbau, insofern er auf die Gestalt Einfluß hat, auszugehen; 2. dem Begriff der innren Vollkommenheit des Geschöpfs, wie schon oben erinnert ist, auf diese physiognomische Beurtheilung seiner Gestalt keinen Einfluß zu verstatten, und es sich anfangs wenigstens nicht stören zu lassen, wenn auch vollkommnere Thiere in Absicht ihrer Gestalt einen niedrigeren Platz erhielten, oder umgekehrt. Von dem Thierreich dürfte man hernach den Uebergang zu den Pflanzen um vieles erleichtert finden.

anthut, so beschränkt er zugleich ihren Ueberfluß, der unaufhörlich bestrebt ist, die Form zu vernichten.

Da der Mensch als ein gemischtes Wesen Freiheit mit Naturnothwendigkeit verknüpft, so erreicht er nur durch das vollkommenste Gleichgewicht beyder das Ideal reiner Menschheit. Zwar müßte, wenn die moralische Würde behauptet werden sollte, der Wille herrschen, aber nicht über eine widerstrebende, sondern mit ihm übereinstimmende Natur, und eben dieß müßte auch die äußre Bildung verkündigen. Hier aber sieht sich die Einbildungskraft von der Wirklichkeit verlassen, welche ihr nirgends die Gestalt eines solchen reinen, über alle Geschlechtseigenthümlichkeit erhabenen Wesens zeigt, und es wird ihr sogar schwer, auch nur ein Bild davon zu entwerfen. Denn indem sie den Charakter des einen Geschlechts zu verwischen bemüht ist, läuft sie Gefahr, den des andern an die Stelle zu setzen, oder, wenn sie dieß vermeiden will, die übrigbleibenden Merkmale bis zur Unbestimmtheit zu schwächen. Indes ist es dennoch unläugbar, daß zuweilen selbst in der Wirklichkeit, wenn gleich nur einzelne Züge einer Gestalt durchschimmern, die, als rein menschlich, zwischen der männlichen und weiblichen mitten inne steht, und weil jeder ein dunkles Bild davon in seiner Seele trägt, von niemand verkannt wird. Hier und da findet man etwas Ueberweibliches, wenn der Ausdruck erlaubt ist, das doch niemand darum unweiblich oder männlich nennen möchte; und eben so stößt man bey Männern auf Züge, die man nicht auf die Rechnung des Geschlechts zu setzen vermag. Von dieser Art ist z. B. eine gewisse ruhige Größe, welche nicht durch Natur, sondern durch Willensstärke entsteht, und die in einer weiblichen

Gestalt niemals unweiblich erscheinen wird, aber in einer männlichen auch nicht sowohl männlich, als menschlich heißen muß. Sammelte man dieß und ähnliche Merkmale, (die man vielleicht so am richtigsten aufsuchte, daß man sich fragte, was wohl von einer männlichen Bildung, mit Benbehaltung der vollen Weiblichkeit, auf eine weibliche übertragen werden könnte?) in Ein Bild zusammen; so würde sich eine kunstmäßige Bestimmtheit der Züge zeigen, die aber von Härte und Gewaltthätigkeit gleich weit entfernt wäre, und mit dieser würde sich eine Anmuth gatten, die ohne sie verdrängen zu wollen, eben so wenig von ihr verdrängt werden dürfte. Indem aber die eine der andern wiche, würde alsdann jede sich schwächen; über dem Bemühen, beide ganz aufzufassen, würde der Betrachter keine in ihrer Reinheit erblicken, und Vermischung würde an die Stelle der Verknüpfung treten.

Von diesen beiden charakteristischen Merkmalen der menschlichen Gestalt, deren eigenthümliche Verschiedenheit in der Einheit des Ideals verschwindet, herrscht in jedem Geschlecht eins vorzugsweise, indefß das andere nur nicht vermisst wird. Dadurch beziehen sich beide, wie Hälften eines unsichtbaren Ganzen auf einander, und nöthigen durch ihren gegenseitigen Mangel das Gemüth, sie im Ideal zu ergänzen. In der Gestalt des Mannes offenbart sich durchaus eine strengere, in der Gestalt des Weibes eine liberalere Herrschaft des Geistes; dort spricht der Wille lauter; hier die Natur. So wie grössere Kraft und geringere Abhängigkeit von einzelnen bestimmten Naturzwecken jenen fähiger machen, jede Lage zu ertragen und selbst hervorzubringen, so verräth dieß auch sein höherer Wuchs, seine mehr hervortretende Brust, seine stärkere

Knochenmasse, und das minder verdeckte Spiel seiner Muskeln. Kleiner, mit grösserer Fülle begabt und mit stätigeren Umrissen genießt das weibliche Geschlecht einer gleich grossen Beweglichkeit, die aber, von geringerer Kraft begleitet, mehr als Geschmeidigkeit erscheint. In dem Manne hat der Wille den vollkommensten Sieg errungen, und den Stoff, fast bis zur gänzlichen Vertilgung seines Naturcharakters, ausgearbeitet. In dem Weibe hat der Stoff seine Eigenthümlichkeit mehr zu behaupten gewußt, und indem er sich unterwirft, sicht er den Ausdruck seines Unterliegens. Da nun auf diese Art jedes der beyden Geschlechter zwar die ganze Menschheit in allen ihren Eigenthümlichkeiten, aber nach einer mehr einseitigen Richtung zeigt; so muß nothwendig immer das eine zu dem andern leiten. Gerade dadurch daß Eine Seite überwiegend ist, entsteht unvermeidlich das Verlangen, auch einmal die andere herrschen zu sehen, und so, wenn nicht in der Wirklichkeit doch wenigstens in der Phantasie, das gestörte Gleichgewicht wiederum herzustellen.

Die Fortsetzung folgt.